This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

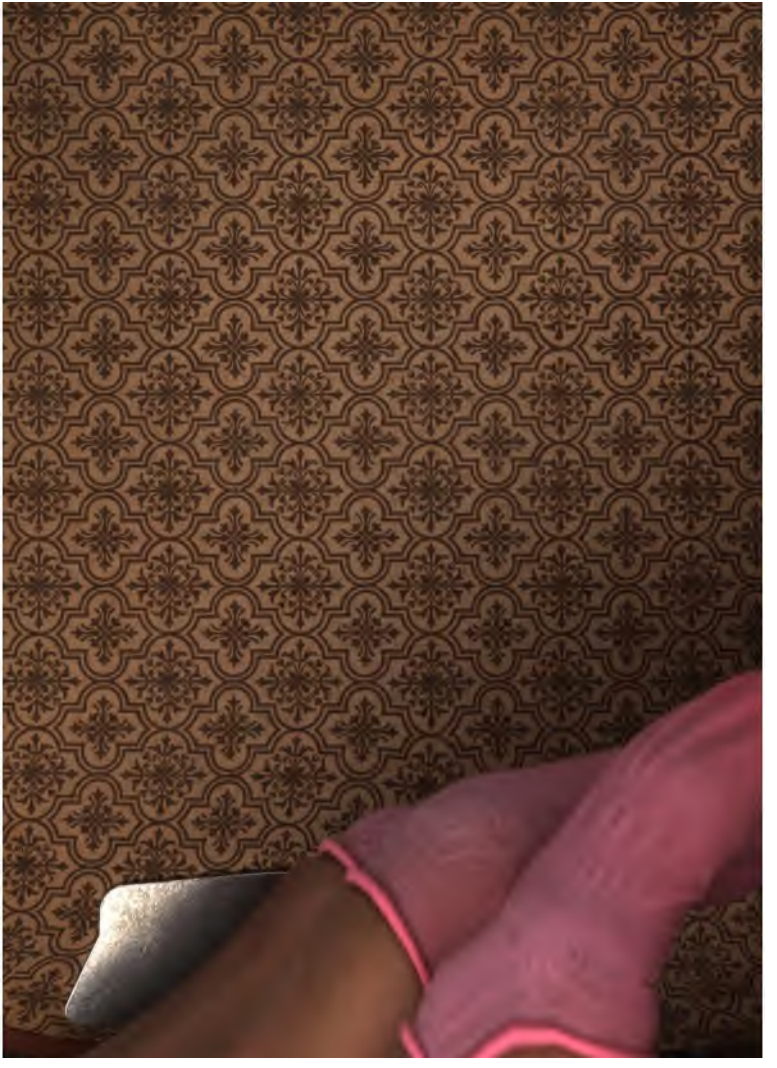
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 029 046
LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University
NOT TO BE TAKEN OUT OF THE LIBRARY.



3 :
927

Schillers

lyriſche Gedichte.

Erläuterungen

zu den

Deutſchen Klaſſikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

41.42.

12. 13.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernſt Hoppe).
1888.

Erläuterungen

zu den

Deutſchen Klaſſikern.

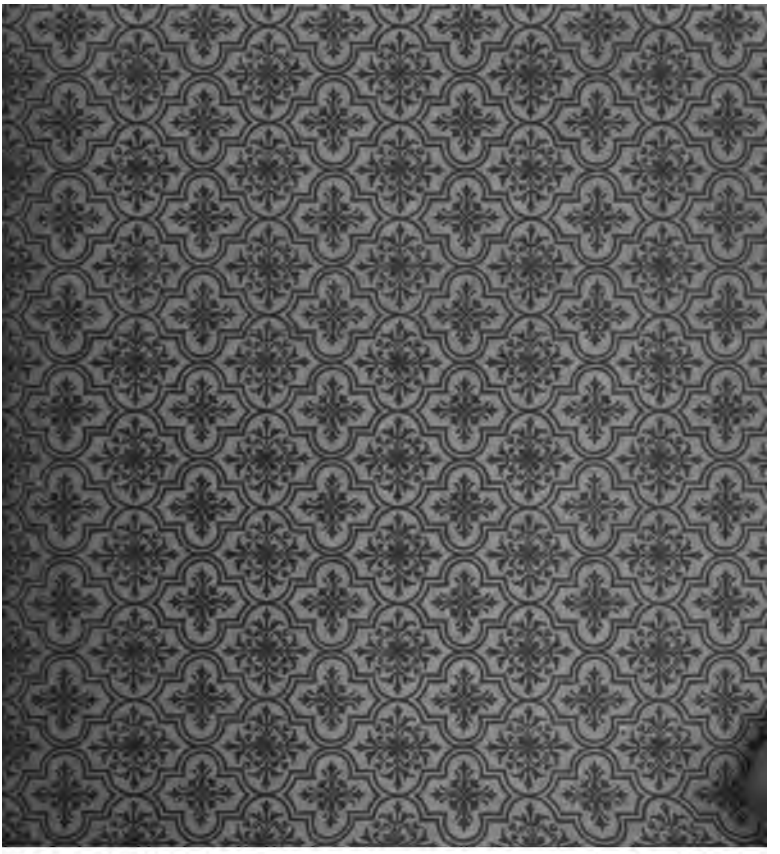
Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

41.42.

12. 13.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernſt Hoppe).
1888.



Erläuterungen

zu den

Deutſchen Klaſſikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

41 . 42.

12. 13.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernſt Hoppe).
1888.

41.42

Schillers
lyriſche Gedichte.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

IV. Die Gedichte der dritten Periode. 2. 3.

Dritte neu durchgeſehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernſt Hoppe).
1888.

LIBRARY
OF THE
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY.

Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll.

A 47.38

54. Das eleusische Fest.

Das schon längst in den Grundzügen ihm vorschwebende „Gedicht von der Ceres“ wurde Ende August 1798, gleich nach der Bürgschaft, begonnen und, trotz der schlechten Stimmung, in die ein leidiger Schnupfen ihn versetzt hatte, den 7. September vollendet. Humboldt bemerkt, Schillers Phantasie habe bei den Anfängen der Zivilisation überhaupt, beim Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön nenne, mit der frommen mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bunde vorzugsweise gern verweilt. „Was die Mythologie hiermit Verwandtes hat, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreise, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.“ Daß das ganze Gedicht als Chorlied gedacht sei, zeigt schon die Ueberschrift Bürgerlied, die es im Musenalmanach auf 1799 führt; bloß Str. 1 und 14 dem Volke, die übrigen dem eleusinischen

nicht recht durchschaut hatte, gar nicht wohl, und doch wollte er nicht wieder den Unwillen des Dichters hervorrufen.

Str. 1. Gegenseitige Aufforderung zum feierlichen freudigen Empfang der Ceres als der Gründerin des friedlichen bürgerlichen Lebens. Der Dichter denkt sich, man feiere zu Eleusis am Erntefest den Tag, an welchem Ceres einst den Ackerbau gegründet. Weder die kleinen noch die großen Eleusinien sind gemeint; die erstern wurden im Februar, die letztern neun Tage lang im September gefeiert. Noch später im Jahre fallen die zu Athen von den Frauen gefeierten Thesmophorien. Sie sollen aus den Gaben der Göttin, aus Aehren und blauen Kornblumen, einen Kranz winden, um das Heiligthum der Göttin damit zu schmücken; an eine wirkliche Darstellung des Einzuges der Göttin in einer großen Prozession kann Schiller nicht denken; dann müßte wenigstens der Schluß ein anderer sein. — Den fremden Namen der blauen Kornblume wählt der Dichter, weil er wohllautende fremde Namen liebt, so Sylphide Ged. 18 Str. 2, 3 von beflügelten Insekten, Gazelle Ged. 45 Str. 3, 6 von der Gemse. Bloß die blaue Kornblume heißt Cyane (Centaurea Cyanus); die rothe führt in der Botanik den Namen Centaurea Jacea. — Die nicht namentlich genannte Ceres heißt Königin, weil sie als erste von allen Göttinnen verehrt ward; dabei wird hervorgehoben, daß sie die Menschen von der Roheit befreit und zu geselligem Leben verbunden habe.*) — V. 7 f. stellen in weiterer Ausführung von V. 6 den Bau fester Wohnungen im Gegensatz zum beweglichen Zelte des Nomadenlebens dar; aber

*) In der zweiten Ausgabe der Gedichte stand durch Versehen V. 2 euch auch. Nach V. 3 ist mit Körner Semikolon zu setzen. Im ersten Druck komma, aber auch nach V. 2, da dieser überhaupt kein Semikolon kennt.

schon das Nomadenleben kennt geselliges Zusammenleben. Von den geflochtenen Zelten der Scythen wissen wir, daß sie auf Rädern standen (Hor. carm. III, 24, 10), ja auch die Nomaden kannten schon den Ackerbau. Man darf es aber mit der Erfindung des Dichters nicht zu genau nehmen. Hütten stimmt nicht dazu, daß unten gleich der Bau von Städten berichtet wird; freilich ging die Baukunst von Hütten aus.

Str. 2. Schilderung der drei Stufen der Gesittung, die sich Schiller nebeneinander denkt.*) In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen heißt es: „Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Herden zieht, ewig nur Zahl ist und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre (der Schönheit) liebliche Knospe entfalten." Bei der dritten Stufe, dem Jäger, verweilt Schiller, indem er Ceres auf ihrer traurigen Wanderung zu solchen an einer Meeresküste gelangen läßt, wo den Fremden unvermeidlich der Tod traf, was er bloß vom Jäger, nicht von den beiden andern anzunehmen scheint. Dies ist freilich eine Schwäche seines erfundenen Mythus. Statt allgemein zu sprechen, nennt er den gewöhnlichsten Fall, daß das Meer einen Fremden an die Küste treibt, wobei freilich schon Schifffahrt vorausgesetzt wird. Aehnlich sagt er in den angeführten Briefen von der höhern Gesittung: „Ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing."

*) Im ersten Drucke stand richtig nach V. 6 ein Punkt, nicht Komma. V. 1 hatten die Gedichte noch Gebürges beibehalten.

Str. 3 f. Ceres kam eines Tages zu Jägern, die noch die an ihrer Küste gestrandeten Menschen opferten. Da jammerte sie die Menschheit, die sie überall elend gefunden hatte. — Str. 3, 1. Und knüpft die eigentliche mit ihrem Betreten der Erde beginnende Erzählung an. — Begrüßte, hier etwas auffallend für sah. — V. 2 erklärt das „auf ihrem Pfade" näher. — V. 3. Verlassen, einsam, da die Bewohner meist im Innern des Landes weilen. — V. 4. Statt eines Relativsatzes tritt ein Hauptsatz ein.*) — V. 5—8. Kein Haus, kein Tempel zeigte sich hier. — Vertraulich, von der Heimlichkeit des Hauses. Statt des mit heitern (prangenden) Säulen geschmückten Tempels wird „des Tempels heitre Säule" genannt. Vgl. Str. 23, 7. Ged. 29 Str. 7, 1. — Str. 4, 1—4. Die erste Spur von Leben, welche sie trifft, sind Altäre, die auf Menschenopfer deuten. Solche Spuren sehen auch Orest und Pylades bei den Tauriern in der Iphigenie des Euripides (72 ff.). Den Gegensatz hierzu bildet der gastliche Empfang der Fremden. — Süßen, lieben. — V. 5—8. Und so fand sie es überall, wie weit sie auch kam. Da bedauerte sie das Unglück des zu Höherm bestimmten Menschen. — Kreiste, umherkam. — Und, und darum. — Das Präsens jammert von der Haupthandlung. Vgl. zu Ged. 39 Str. 5, 4. — Großen, hochherzigen.

Str. 5 f. Mußte der Mensch so herunter kommen? Wenn keiner der Götter mit ihm Mitleid fühlt, so will ich trotz meines bittern Schmerzes mich seiner annehmen. Die Rede tritt ohne weiteres ein, wie sonst häufig, hätte aber durch Anführungszeichen angedeutet werden sollen. —

*) Demnach sollte nach V. 3 Semikolon stehn.

Str. 5. Ist der Mensch mit seiner göttlichen Gestalt so tief gesunken? War er ja auf die Erde gesetzt, um wahrhaft glücklich zu werden und seine geistige Kraft zu entwickeln. Anders faßt der Dichter Ged. 30 Str. 2 die Versetzung der Menschen auf die Erde. — V. 2. Wir, die Götter. In der biblischen Schöpfungsgeschichte sagt Gott: „Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei." Bei Ovid bildet Prometheus den Menschen „nach dem Bilde der Götter" (Met. I, 83). Ged. 30 Str. 14 heißt es dagegen, erst durch die Kunst sei der Mensch aus der Thierheit Schranke getreten und habe den Sternen das königliche Angesicht gewiesen. Daß des Menschen schöngestalte (gebildet, wie ungestalt, bei Goethe mißgestalt) Glieder im Olympus blühen, ist ein ähnlicher überkühner Ausdruck, wie wenn es Ged. 29 Str. 5a heißt, „die Schönheit gebiete droben", weil sie die Götter vom Himmel herabzieht. Vgl. auch Ged. 69 Str. 4, 3. — V. 6. Die Erde ist ein Götterschoß, insofern sie durch ihre Gaben ihn beglücken, zu einem Gotte machen könnte, und ein Königsitz, weil er darauf frei wie ein König herrschen und es sich wohl sein lassen sollte. — Str. 6, 2. Der Selgen Chor, Umschreibung der Götter (μάκαρες). Chor, wie Schar, Zahl. Vgl. zu Str. 25, 2. — V. 6 f. Wohl ein Anklang an den Schluß von Goethes ein Jahr älterer Ballade Der Gott und die Bajadere. — V. 5—8. Die Götter kümmern sich in ihrem seligen Genusse nicht um fremdes Leid, aber mich läßt mein Schmerz der Menschheit Leiden tief empfinden. Selgen (V. 5) fällt nach der Selgen Chor (V. 2) unangenehm auf. Die Mehrheit Wehen muß der Reim entschuldigen. Vgl. Ged. 56 Str. 17, 1. „Der Menschheit ganzer Jammer" sagt ähnlich Goethes Faust. — Angst und Wehen, dasselbe, was oben Str. 4, 6 als Elend

bezeichnet wurde, die tiefe Erniedrigung (Str. 4, 8), im Gegensatz zum hohen ihm bestimmten Glücke.

Str. 7. Ceres will dem Menschen zur menschlichen Ausbildung verhelfen, indem sie ihn einen Bund mit der Erde schließen läßt, ihn zum Ackerbau bestimmt. Er vertraue der Erde, die fromm (vgl. Ged. 71, 194) ist, ihren Bund halten wird, um so mehr als der Mensch von ihr stammt, aus ihr gebildet ist (mütterlich V. 4).*) — V. 5—8. Beim Ackerbau muß man auf die Zeiten (die Tage) und den Wechsel des Mondes Acht haben, wie es bei Virgil (Georg. I, 335) heißt: „Beachte des Himmels Monate und die Sterne." Was zu jeder Zeit des Jahres zu thun, wie man sich nach dem Laufe der Gestirne zu richten habe, welche Monatstage die besten, hat schon Hesiod im zweiten Teile des Gedichtes Tage und Werke gelehrt. Irrig hat man hier Mond als Planet nehmen wollen. Vgl. Ged. 29 Str. 15, 4. — Heilig, weil sie nach ewigen Gesetzen kommen und gehen. — V. 7 f. beziehen sich auf Zeiten und Monde. — Still, ohne Aufregung; gemessen, nach fester Regel. Nach still gehört Komma. — Ueberkühn schreibt Schiller den Zeiten und Monden melodischen Gesang zu, nach der pythagoreischen Lehre von der Harmonie der Sphären.

Str. 8 f. Ceres zeigt sich dem wilden beim Siegesmahl versammelten Jägervolke, welches Blut zum Trinken ihr darreicht, sie aber weist es zurück, indem sie erklärt, daß die Götter nur Feldfrüchte zum Opfer

*) Im ersten Druck steht glaubig, welche Form sich auch Ged. 64 Str. 7, 3 erhalten hat, auch in Prosa von Schiller gebraucht wird. Gläubig findet sich schon in der ersten Ausgabe der Gedichte, aber wahrscheinlich wider Schillers Willen, der später das Versehen nicht änderte.

wünschen. — Str. 8, 1 f. ist übergangen, daß sie in die Mitte der zum Siegesmahle versammelten Wilden getreten ist. Odysseus kommt so in in die Versammlung der Phäaken, in eine Wolke gehüllt, die schwindet, als er die Knie der Königin umfaßt (Odyssee VII, 143). Ähnlich löst sich die Wolke um Aeneas vor der Dido (Virg. Aen. I, 586. 587). Bei Homer erscheint eine Gottheit nie unverwandelt der Menge. — Leise, unvermerkt. — V. 4. Ein Götterbild, so erhaben, daß sie in ihr eine Göttin erkennen müssen. Deshalb fallen sie die Fremde nicht an, sondern bringen ihr die mit Blut gefüllte Schale dar, aus welcher sie selbst trinken. — V. 5. Siegesmahl deutet auf die Besiegung von Feinden, deren Gefangene sie nach Art der Wilden ermordet haben und ihr Blut trinken. Seltsam ist es, wie das rohe Volk, das doch die Gottheit erkennt, sie wie ihres Gleichen behandelt. — Str. 9, 1. Schaudernd wird durch mit Entsetzen*) kaum gehoben. — V. 3. Blutge Tigermahle, Blut, das wohl Tigern zur Nahrung dient. Vom Löwen sagt Homer, daß er das Blut und alle Eingeweide des gemordeten Rindes verschlinge. — V. 7. Frommen, im Gegensatze zur Roheit und Grausamkeit des sich am Blut erfreuenden Wilden. Aehnlich sagt Horaz frommes Schrot (far pium carm. III, 23, 10). — V. 8. Der Heilige, auffallend zur Bezeichnung der Gottheit, obgleich auch der christliche Gott heilig heißt. Vgl. Ged. 41 Str. 2, 3.

Str. 10—12. Ceres läßt auf wunderbare Weise Frucht aus der Erde wachsen, und sie bittet den Zeus, durch Annahme des Fruchtopfers dem wilden Volke die Wahrheit ihrer Worte zu beweisen und es so zur

*) Im ersten Drucke und in den Gedichten ist „mit Entsetzen" in Kommata eingeschlossen.

Erkenntniß der Gottheit zu bringen. — Str. 10, 1. Die Wucht des Speeres, den wuchtigen Speer. Vgl. Str. 14, 2, zu Ged. 41 Str. 1, 2 (des Ufers Grün), auch 40 Str. 10, 6. Unten Str. 17, heißt es „mit gewichtgem Speer". — V. 2. Hier erfahren wir erst, daß sie zu einem Jägervolke gekommen ist. — V. 4. Sand, von dem Sandboden, wie er sich in der Nähe des Meeres zu finden pflegt. — Leicht, stehendes Beiwort des Sandes. Das Ganze ist eine das Pflügen vordeutende Handlung. — V. 5. Spitze. An ihrem Kranze stehen vorn Aehren hervor. — V. 6. Die Körner der Aehren ihres Kranzes haben wunderbare Kraft. — V. 7. Zart, da sie nicht tief mit dem Speere eingedrungen ist, wodurch die Wirkung um so wundervoller erscheint. — Der Trieb des Keimes, der treibende Keim, Same, wie Ged. 53 Str. 9, 5. — Str. 11, 1. Und knüpft die sofortige Wirkung an, wie V. 3 die Folge (so daß). — V. 4. Wogt... Wald, mit treffender Alliteration; golden deutet auf die Reife hin. — V. 5. Lächelnd. In ihrem Schmerze fühlt sie eine besondere Wonne, daß die Erde so willig das Wunder vollbracht hat. — V. 7. Den Feldstein, einen zufällig am Boden liegenden Stein, den sie zur Opferstätte bestimmt. Grenzsteine kennen diese Wilden nicht. — V. 8. Anstößig ist, daß hier ein neues Subjekt eintritt, da und doch die auf dasselbe Subjekt sich beziehenden Prädikate anschließt. Anders wäre es, wenn schon vor wählt ein und stände. In dieser Beziehung war die Lesart des ersten Druckes und so spricht vorzuziehen, die freilich prosodisch nicht leicht fließt. — Str. 12, 1. Vater Zeus, wie bei Homer Gebete häufig mit *Ζεῦ πάτερ* beginnen. Zeus ist Vater der Menschen und Götter, Bruder der Ceres. Der griechische Name fällt neben den römischen auf,

wie auch Ged. 53 und 67. Alle, durch den Versschluß von Götter getrennt, wird eben dadurch besonders hervorgehoben. Vgl. 13, 7. Ged. 43 Str. 5, 4. 52 Str. 12, 1. 57 Str. 1, 1. 11, 1. 22, 4. 71, 185. — V. 2. Aethers, ohne Artikel. zu Ged. 41 Str. 1, 2. — V. 3. Daß ... gefalle ist mit Zeichen V. 4 zu verbinden. Ganz so Str. 3, 5. — V. 6. Hoher. zu Ged. 53 Str. 7, 11. — V. 7. Des Auges Wolke, die das Auge bedeckt. Der Dichter hätte auch „vom Aug' die Wolke" sagen können. Vgl. Ged. 58 Str. 8, 6. In der Ilias (V, 127) „entnimmt Athene (dem Diomedes) die Finsterniß, welche sie (die Augen) einschloß", damit er Götter und Menschen unterscheiden könne. — V. 8. Seinen Gott, von welcher Art sein Gott sei. In der S. 3 angeführten Stelle sieht Elias: „Laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist, und ich dein Knecht, und daß ich solches alles nach Deinem Willen gethan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dies Volk wisse, daß Du Herr, Gott bist, daß Du ihr Herz darnach bekehrest."

Str. 13 f. Auf das Wunderzeichen des Zeus erkennen die Wilden die Ceres als Göttin an, die wahre Ansicht der Dinge geht ihnen auf und sie horchen auf ihre Lehre. — Str. 13, 1—4. Daß Zeus das Opfer selbst entzündet, ist Schillers schöne Dichtung. In der Stelle der Könige fällt Feuer vom Himmel, welches Brandopfer, Holz, Steine und Erde verzehrt und das Wasser in der Grube „aufleckt". Durch den Blitz giebt der homerische Zeus häufig seinen Willen zu erkennen (Ilias II, 353. XIII, 242 ff.). — Blauen, was gerade das Wunderzeichen vollendet. So hebt die Magd in der Odyssee XX, 114 hervor, daß Zeus durch den Donner ein Zeichen gegeben habe, da der Himmel heiter sei. Vgl. Hor. carm. I, 34,

5—8. Auch die folgende Sendung des Adlers, als des Vogels des Zeus, findet sich bei Homer (Ilias XXIV, 292 ff. 315 ff.). — V. 5. Es, das durch den Blitz Entzündete. Die Schilderung ist vortrefflich, nur geschwind statt rasch etwas matt. Homer nennt den Adler „des Zeus raschen Boten". — Str. 14. Die hier eintretenden Daktylen entsprechen der mächtigen Bewegung. — V. 1. Gerührt, getroffen. — V. 2. Gewühl. Vgl. zu Str. 10, 1. — V. 3 f. Vgl. Ged. 30 (Die Künstler) Str. 13, 10 ff. 14, 5 ff. — Erstem. Denn beständig hatten sie in der Wildheit gelebt; die Entartung lag vor ihrer Zeit. — V. 6. Düster gebunden. Vgl. Ged. 21 (Der Triumph der Liebe) Str. 7, 30, Str. 9, 3 ff. — V. 7. Die göttliche Lehre, von der Bestimmung und den Pflichten des Menschen, auch wohl vom andern Leben. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks ist jedenfalls ungehörig. In dem sophokleischen Drama Triptolemos belehrte die Göttin den Helden des Stückes, den sie zum Herrscher von Eleusis einsetzte. — V. 8. Der Königin, wofür sie das Volk erklärte. Vgl. Str. 1, 4. Schönlockige Fürstin heißt sie in dem spätern homerischen Verse Ilias XIV, 326. In der S. 3 angeführten Stelle heißt es: „Da das alles Volk sah, fiel es auf sein Angesicht und sprachen: ‚Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!'"

Str. 15 f. Alle Götter steigen nun zu den Sterblichen herab. Themis mißt jedem sein Eigenthum zu. Vulkan lehrt die Schmiedekunst und die Bereitung des Pfluges. Vgl. Ged. 71, 79 ff. Aber man vermißt hier die nähere Begründung des Herabsteigens der Götter. — V. 2. Themis, die bei Homer die Götter zur Versammlung beruft, auch allen öffentlichen Versammlungen der Menschen

vorsteht, später als Göttin des Gesetzes und der Billigkeit erscheint, wird von Schiller zur Bestimmerin des Mein und Dein, des Eigenthums, zur Abmesserin des gleichen Besitzthums gemacht. Das Zutheilen des Ackerbesitzes erwähnt schon Homer (Odyssee VI, 9) neben dem Baue von Mauern, Häusern und Tempeln. Den römischen Grenzgott verwendet Schiller anders Str. 18, 4. — V. 7. f. Des Styx verborgne Mächte. Die Erinyen (oder Hades und Persephone) ruft sie zur Verfolgung desjenigen anf, der den Grenzstein verücke. So beschwört die Mutter des Meleager den Hades und die Persephone, und es hört den Fluch die Erinys (Ilias IX, 568 ff.). Aehnlich werden die Erinyen, Hades und Persephone daselbst 454 ff. genannt. Bei den Griechen beschützt Zeus selbst die Grenzen, wovon er Grenzzeus (Ζεὺς ὅριος) heißt. — Str. 16, 2. Erfindungsreich. Vgl. zu Ged. 47 Str. 4, 1.*) — V. 3 scheinen die künstlichen Gefäße doch etwas prosaisch; kunstreich, kunstvoll hat Schiller wohl als zu hart im Verse gemieden. — V. 4. Hochgelehrt ist um so anstößiger, als es ein alter Titel gelehrter Stände war. — V. 5 ff. schwebt die Schilderung Ilias XVIII, 470 ff. vor, wo Hephästos zuerst das Feuer in die zwanzig Blasebälge treibt und sie mit Macht arbeiten läßt, das Metall in die Glut wirft, den Ambos auf den Block stellt, mit der Rechten den gewaltigen Hammer und mit der Linken die Zange faßt.

Str. 17. f. Minerva ruft jetzt zum Mauerbau auf und grenzt mit dem Gotte Terminus das Stadtgebiet ab. Als Gründerin von Städten nennt Schiller diese Göttin auch Ged. 52 Str. 3, 3. — Str. 17, 1. Minerva, die vor allen

*) Noch in den Gedichten steht Erzt, wie auch Klopstock, selbst Goethe früher schrieb.

übrigen Göttern, welche sie beherrscht, hervorragt, erscheint mit dem Speere, den sie eigentlich als Kriegsgöttin führt. Voxberger führt aus der vossischen Ilias (XV, 550) an: „Und ragete hoch vor den Troern." — V. 2. Gewichtgem. Homer nennt den Speer der Göttin (nach Voß) „schwer und groß und gediegen" (*βριθύ, μέγα, στιβαρόν*). — V. 4. Daß sie allen Göttern den Mauerbau gebietet, ist, wie die folgende oft spielend ersonnene Verwendung der einzelnen Götter, willkürliche Dichtung. — V. 5. Statt den Befehl der Göttin wörtlich anzuführen, begnügt sich der Dichter, ihre Absicht zu bezeichnen. — V. 6—8. In den abgekürzten Sätzen mit zu wird nicht das Subjekt sie, sondern Mauern (Schiller schrieb Mauren) gedacht, mit einer früher im Deutschen geläufigen Freiheit. — Vertraulich, wie Str. 3, 5. Man erwartete hier gesellig. — Str. 18, 1. Herrschertritte. In ihrem Schreiten veräth sie sich als Herrscherin. — V. 2. Weiten. Sie geht ins Feld hinein, bis sie zum Hügel kommt, den sie noch in den Bezirk einschließt. — V. 3 f. Der Grenzgott folgt ihr auf dem Fuße. Dem Dichter schwebt wohl das homerische dem Schritte [wir sagen auf dem Fuße] folgen (*μετ' ἴχνια βαίνειν*) vor. — V. 7 f. Hinter dem Hügel beginnt sie, schließt dann auch den Strom in den Stadtbezirk ein, da die Stadt Hügel und Fluß nicht entbehren kann. — Heilig heißt der Raum wohl nur, weil er durch sie geweiht und unverletzlich ist. Vgl. Str. 7, 6.

Str. 19 f. Das Holz zum Mauerbau wird gefällt, herangebracht und behauen, wobei der Dichter seiner Einbildungskraft das freieste Spiel gestattet. — Str 19, 1—4. Oreaden tritt erklärend zu Nymphen. Es schwebt die von Lessing im Laokoon (22) besprochene Stelle der Odyssee vor VI, 102 ff. von der auf Gebirgshöhen jagenden Artemis, mit

welcher alle ländlichen Nymphen hüpfen. In der virgilischen Nachahmung (Aen. I, 498 ff.) heißen die tausend um Diana sich scharenden Nymphen Oreaden. Vgl. zu Ged. 33 Str. 1, 1 f. — Artemis, der griechische Name, wie Zeus und Hermes Str. 21, 7, dagegen die römischen Ceres, Minerva Str. 17, Kamönen (die Musen heißen Camoenae, richtiger Camenae) Str. 22, und gar Stunden für die Horen, wogegen mehrfach die Namen der Götter nicht genannt sind. Den Oreaden als Bergbewohnerinnen theilt der Dichter das Geschäft des Baumfällens zu. — Str. 20, 2. Steigt tritt mit einer von Goethe und Schiller häufig benutzten Freiheit nach. — Schilfbekränzt, wie Flußgötter abgebildet werden. — V. 4. Hier wird ausnahmsweise erwähnt, daß Minerva alle diese Götter zum Mauerbau antreibt. — V. 5. Nicht zu billigen ist es, daß die Horen hier aus Reimnoth geradezu als Stunden bezeichnet werden, was sie nicht sind, wenn auch hora, später erst ὥρα, diese Bedeutung hat. Die Horen erscheinen häufig als Dienerinnen der Götter. So öffnen und schließen sie schon in der Ilias das Thor des Olymp, sie besorgen Rosse und Wagen der Here und Athene; später sind sie häufig Pflegerinnen der jungen Götter. Schiller braucht sie hier als bereite Dienerinnen zum Behauen und Glätten der Baumstämme. Die Kunst zeigt sie tanzend, in kurzem, geschürztem Gewande, einer zur Arbeit sehr passenden Kleidung. — Leichtgeschürzt, aufgeschürzt (succinctae, εὐζωνοι), so daß sie sich leicht bewegen, ungehindert arbeiten können. — V. 6. Ans Geschäft, zur Arbeit. — Gewandt bezeichnet ihre Kunstfertigkeit. Der Dichter hat das Wort in Kommata eingeschlossen, um eine irrige Verbindung, die nahe liegt, zu vermeiden. — V. 8. Statt in wäre von besser, da der Vers unter ausschließt.

Str. 21. Neptun liefert die außer dem Holze zum Mauerbau nöthigen Felssteine und baut die Mauer. — V. 2. Rasch, sobald er zu den Felsen gekommen. — Trident, lateinisches Wort für den Dreizack (τρίαινα). Es schwebt wohl die Stelle der Odyssee vor (IV, 506 f.), wo Poseidon mit dem Dreizack den gyräischen Felsen in zwei Stücke schlägt. Daß er aus einem im Meer liegenden Felsen die Granitsäulen schlage, darf man nicht annehmen. — V. 5. Gewaltig. Bei Homer ist στιβαρός, auch βαρύς stehendes Beiwort der Hände: so ersteres an der angeführten Stelle, wo Voß nervigt übersetzt. Die Darstellung ist hier besonders in den Konsonantenverbindungen, Tridentes Stoß, granitnen, Erdgerippe, malerisch bezeichnend. — V. 7 f. Dem starken Poseidon tritt der behende Hermes wohl als Gegensatz zur Seite.*) Nach Ilias VII, 452 f. bauten Poseidon und Hermes dem Könige Laomedon auf Befehl des Zeus die Stadtmauern, aber die ältere Gestalt der Sage (XXI, 413 ff.) schreibt nur dem erstern den Mauerbau zu.

Str. 22. Die Thore bauen Apollo und die Musen. Hier liegt die Stelle des Horaz A. P. 394—396 zu Grunde, wo Amphion, der Gründer der thebanischen Burg, durch den Ton der Leier und schmeichelnde Bitte die Steine (saxa) hinbringt, wohin er will. Carm. III, 11, 1. 2. heißt es von Merkur belehrt, habe Amphion durch seinen Gesang Steine (lapides) bewegt. Das Spiel des Apollo zum Sange der Musen nahm der Dichter aus der Ilias. Vgl. zu Ged. 47 Str. 1. 3. — V. 1 f. Golden, wie alles, was die Götter besitzen, oder gleich herr-

*) Dem behenden ist zu schreiben, nicht dem Behenden, zu Ged. 46 („Dithyrambe") Str. 1. 3.

lich. Vgl. Ged. 40 Str. 1, 6, der Saiten Gold Ged. 64 Str. 4, 5. — Harmonie, den Einklang der zusammen angeschlagenen Töne. — V. 3 f. Das Maß der Zeiten, die Bewegung, den Rhythmus, der durch das Verhältniß der Länge der einzelnen Töne zueinander gebildet wird, wie die Melodie auf dem Verhältnisse der Höhe und Tiefe der aufeinander folgenden Töne beruht. Apollo beginnt mit einem Vorspiel. — V. 7 f. Hier ist von einzelnen Steinen, im Gegensatz zu den gewaltigen Felsmassen, die Rede, welche die beiden Götter aufgethürmt. V. 8 brauchte der Dichter noch im Liede „Die Gunst des Augenblicks" (43). Daß hier das Thor gemeint sei, ist nach der folgenden Strophe anzunehmen; auch weil sonst kein rechtes Verhältniß der Arbeit des Poseidon und Hermes zu der Darstellung unserer Strophe sich ergäbe. Woher die Steine kommen, bleibt unerwähnt.

Str. 23. Cybele vollendet die Thore, und schon sind die Tempel erbaut. — V. 3 f. Cybele, die große Mutter, wurde mit einer Mauerkrone, von einem Löwengespann gezogen, dargestellt. Vgl. Ged. 71, 85 f. Die Mauerkrone deutet auf Gründung von Städten. An den Riegeln, ineinander greifenden Querbalken (ὀχῆες bei Homer), werden hier Schlösser gedacht. Homer kennt nur einen in die Querbalken gehenden Bolzen (Ilias XII, 456). — V. 5 f. So war der Mauerbau auf wunderbare Weise vollbracht. — V. 7 f. Die überkurze Erwähnung des Baues der Tempel ist sehr anstößig; besser wären wir an sie eben so wenig erinnert worden als an die Häuser. V. 7 klingt doch zu sehr an Str. 3, 7 an.*)

*) Noch in den Gedichten steht Festes Pracht. Aber vgl. zu Ged. 6 Str. 2.

Str. 24. Juno schließt die erste Ehe, und alle Götter beschenken das junge Paar mit ihren Gaben. — V. 1 f. Hera wird als Gründerin und Vollenderin der Ehe verehrt. Den Myrtenkranz des Brautpaares leiht ihr der Dichter. Die Myrte ist nicht ihr, sondern der Venus eigen. — V. 3 f. Hirt und Hirtin fallen hier etwas auf, da Ceres den Ackerbau eingeführt hat. — V. 5 f. Venus und Amor lassen es am bräutlichen Putze nicht fehlen, der erst später Sitte geworden ist. Beide putzen zusammen das Paar, nicht etwa Amor den Bräutigam, Venus die Braut. — V. 7 f. In solcher Weise brachten die Götter Hochzeitsgeschenke dem Peleus und der Thetis dar, schon nach Homer.*)

Str. 25 f. Jetzt erst ziehen alle, von den Göttern geleitet, in die Stadt. Ceres verrichtet am Altar des Zeus das erste Opfer und spricht die hohe Bestimmung des Menschen aus, der nur in bürgerlichem Verbande sein Glück und seine höchste Entwicklung finde. Die Bedeutung der Thore und Mauern stellt Schiller auch Ged. 71, 87 ff. dar. Vgl. Ged. 192, 7 (Das Thor). — Str. 25, 2. Die Erwähnung der Götter ist fast zu gehäuft. — Chor, wie Götterheer Str. 17, 4. Vgl. Str. 6, 2. 30 Str. 24, 18. 46 Str. 2, 2. 59 Str. 18, 5. 72 Str. 4, 8. So sagt schon Uz das Chor der Nacht (von den Sternen), ein Chor der stillen Freuden. Bei Goethe findet sich der Künste Chor, das Chor der Blumen, in Prosa das Chor der Wißbegierigen. — V. 3 f. Mit Harmonien. Ein Theil der

*) Statt segnend V. 8 stand ursprünglich reiche. Man wünschte es entweder hier oder Str. 25, 7 durch ein anderes Wort ersetzt.

Bürger spielt hier selbst; denn auch Musik haben sie schon erlernt. — Gastlich offen. Es scheint die Fremden zum Besuch einzuladen, während diese sonst gehaßt waren. — V. 7. Ceres faltet die Hände, da sie zu Zeus betet, und sie empfiehlt diesem das Volk; nur darauf kann sich segnend beziehen. Auffallend ist, daß sie zum Segnen die Hände (hier gar die Hand) faltet. Das Händefalten kennen die Alten nicht. Beide Handlungen gehen der folgenden Mahnung voraus. — Str. 26. Sowohl die Thiere wie die Götter dürfen alles thun, was sie gelüstet, sie haben vollkommene Freiheit, ihrer nur nach einer Seite gerichteten Natur zu folgen, da die einen dem Instinkt, die andern geistigen Antrieben folgen. Vgl. aber Ged. 69 Str. 1. Ein sittliches Wollen tritt bei keinem von beiden ein, da ein Kampf zwischen entgegengesetzten Forderungen nicht stattfinden kann. Nur dieses kann der Sinn von V. 1—4 sein. Aber der Ausdruck ist gar wunderlich. Statt Freiheit liebt sollte es heißen frei ist, und zur besonderen Hervorhebung des Thieres der Wüste, des wilden, ungeselligen Thieres, ist kein rechter Grund vorhanden. Auch gibt frei herrscht V. 2. eine falsche Vorstellung, da es nur auf das ungehinderte Herrschen zu deuten scheint. V. 3. f. sollen gar heißen „in ihrer Natur findet kein Kampf statt". Das Naturgebot kann hier nur die natürliche Anlage sein, worin sich keine widersprechenden Triebe zeigen, das Zähmen der gewaltigen Lüste nur darauf gehn, daß jene solche Lüste gar nicht aufkommen läßt, sie nicht in ihr vorhanden sind. Das ist freilich äußerst hart. Aber eine dem Dichter günstigere Deutung dürfte kaum zu finden sein.*) Vor-

*) Noch in den Gedichten steht auch nach V. 4 Komma. Am besten setzt man nach V. 2 Semikolon, nach V. 4 Kolon.

berger behauptet, hier schwebe die Aeußerung des Aristoteles (Polit. I, 1) vor: wer sich mit andern nicht vereinigen könne, oder kein Bedürfniß dazu fühle, habe keinen Antheil an dem Staate, wie z. B. Thier oder Gott. — V. 5—8. Der Mensch steht zwischen beiden in der Mitte (vgl. Ged. 14 Str. 9. 25 Str. 3, 7 f.); die sinnlichen und geistigen Triebe soll er in Einklang bringen, sich zur Sittlichkeit bilden, wodurch er allein die ihm bestimmte Freiheit und Macht gewinnt. Daß er diesen Zweck nur in geselligem Zusammenleben erreichen kann, wird nebensächlich, ohne irgend eine Begründung, V. 6. angedeutet. Dem Ausdruck fehlt es an Klarheit, an der Würde und dem Schwunge, die wir von dieser feierlichen Mahnung der Göttin erwarten. Der Gegensatz der Thiere in der Wüste, des Gottes im Himmel und der Menschen in städtischem Verbande ist nicht hervorgehoben.

Str. 27. Wiederholung der gegenseitigen Aufforderung zum freudigen Empfange der einziehenden Königin. Nur V. 5 und 7 f. weichen von der ersten Strophe ab. V. 5 wurde bloß wegen des nöthigen neuen Reimwortes geändert. Der Dichter glaubte hier die Aufforderung zum freudigen Preise anschließen zu müssen. Allein durch die Erzählung von Str. 2—26 ergibt sich keineswegs die Nothwendigkeit einer Aenderung, und eine unnöthige ist geradezu fehlerhaft. Vielleicht stände die Strophe in der Fassung, die der Dichter ihr hier am Schlusse giebt, auch besser am Anfange. Zweifeln könnte man, ob hier nicht V. 5 f., abweichend von Str. 1, als vorangehende Bestimmung zum folgenden sie zu fassen sei. Noch in den Gedichten stehen, wie in der ersten Strophe, überall nur Kommata. Entweder nach V. 4 oder nach V. 6 muß Punkt gesetzt werden.

Auf Herder blieben Schillers Bürgerlied und die Klage der Ceres nicht ohne Einfluß. In seinen im Jahre 1802 gedichteten Szenen Der entfesselte Prometheus erscheint nach der Erdgöttin Gäa Ceres-Demeter, mit einem Aehrenkranze geschmückt, von Schnittern und Schnitterinnen begleitet. Dem Prometheus nahend, berichtet sie diesem, sie habe, als keiner der Himmlischen auf ihre Klagen wegen des Raubes ihrer Tochter gehört, den Olymp traurig verlassen und sich seinen Menschen zugewandt.

Ich lehrte sie
Die edlen Saaten säen und erziehn.
Entwöhnend sie von Blut und Streifereien,
Gewährt' ich ihnen Eigenthum und Recht.
Ich lehrte sie auf jede Jahreszeit,
Auf jede Hora merken, bildete
Des Weltalls Ordnung ihnen thätig ein.
Dann baut' ich ihnen väterliche Hütten
Und labete (so tröstet sich, beraubt
Der eignen süßen Tochter, eine Mutter
An fremden Kindern), also labt' ich mich
An ihren Mutterfreuden, sah in jeder
Jetzt neu begrabnen, jetzt aufgrünenden
Fröhlichen Saat Proserpina, mein Kind.

Prometheus erklärt dann, der Aehrenkranz, den sie ihm darreicht, gebühre ihrer Mutterſorge, und läßt sie neben ihm sich niedersetzen. Sie habe den Menschen arbeiten, dulden gelehrt.

Dulden! ja, das ist
Des Erdbewohners große, schwere Pflicht.

Und er weist auf die Noth hin, welche „das arbeisame stille Volk" unter Tyrannen leiden werde. So tritt bei Herder auch die

Schattenseite des staatlichen Verbandes hervor, der von herrschsüchtigen und gewaltsamen zur Unterdrückung des Volkes mißbraucht werde, dessen Arbeit doch ihre Grundlage bilde.

---

55. Der Ring des Polykrates.

Am 23. Juni 1797, nach Vollendung des Tauchers und des Handschuhs, versprach Schiller Goethe auf den nächsten Montag (den 26.) eine neue Ballade; es sei jetzt eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen; schon am folgenden Tage beendigte er den Ring des Polykrates. Den 26. sandte er ihm das Gedicht als Gegenstück zu den damals vom Freunde beabsichtigten Kranichen des Ibykus. Goethe fand die Ballade sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen, wie vor des Zuhörers Augen, alles geschehe (der geschickt zur dramatischen Vergegenwärtigung verwandt sei), und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso lasse, alles sei sehr gut. Auch bei seinem wiederholten Lesen hielt sich die Ballade so; ja sie wurde vielmehr besser, schreibt Goethe am 28., „wie es jedes Gedicht von Werth thun muß, indem es uns in die Stimmung nöthigt, die wir beim ersten Lesen und Hören nicht gleich mitbringen". Körners Vorwurf der Trockenheit, der daher komme, daß die Einheit desselben ein allgemeiner Begriff, die Nemesis, sei, hielt Schiller für gar nicht ungegründet, wogegen Goethe und Humboldt sich des Stückes annahmen. Eine Darstellung von Ideen, wie sie ihm hier gelungen sei, liege keineswegs außer-

halb der Grenzen der Dichtkunst, meinte Goethe mit Recht, und dürften Gedichte der Art nicht mit solchen verwechselt werden, welche abstrakte Gedanken symbolisirten. Körner bemerkte, ein gewisser Rhythmus in den Verhältnissen der kleinen, aus mehrern Abschnitten bestehenden Strophen des Gedichtes sei für die musikalische Wirkung nicht gleichgültig. Die sechsversige Strophe ist dieselbe, in welcher Schiller schon vor vierzehn Jahren das Hochzeitslied an Henrietten gedichtet hatte. Die ähnliche Reimform in trochäischen fünffüßigen Versen hat Schiller häufig angewandt. Vgl. zu Ged. 1.

Die zu Grunde liegende Sage findet sich bei Herodot, der III, 39 ff. von Polykrates, dem Sohne der Aeakes, erzählt.*) „Dieser hatte sich gewaltsam der Herrschaft von Samos bemächtigt.**) Zuerst hatte er den Staat in drei Theile getheilt, jedem seiner beiden Brüder, Pantagnotos und Syloson, einen Theil zugewiesen, dann aber den erstern getödtet, den jüngern Syloson vertrieben, und sich so ganz Samos unterworfen. Darauf schloß er Gastfreundschaft mit dem Könige Amasis in Aegypten; er schickte an ihn Geschenke, welche von diesem erwiedert wurden. In kurzer Zeit wuchs die Macht des Polykrates, und sie ward in ganz Jonien und dem übrigen Griechenland gepriesen; denn wohin er auch seine Waffen wandte, alles glückte ihm. Er besaß hundert Fünfzigruderer und tausend Bogenschützen. Ohne Unterschied beraubte er alle; denn er wolle, so sagte er, sich

*) Schiller kam auf den Stoff wohl durch Garves Abhandlung: „Ueber zwei Stellen des Herodot" (unsere Stelle und das Gespräch Solons mit Krösus) im zweiten Bande der „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" (1796), die der Verfasser ihm geschenkt hatte.

**) Nach einigen im Jahre 531 v. Chr., nach andern 35 Jahre früher.

einen Freund lieber dadurch gewinnen, daß er ihm das Genommene wiedergebe, als daß er ihm nichts nehme. Manche Inseln eroberte er und auch viele Städte des Festlandes. So unterwarf er auch die Lesbier, die er, als sie den Milesiern mit ihrer vollen Macht beistanden, in einer Seeschlacht besiegte, und er zwang sie, den ganzen Graben um die Stadtmauer von Samos zu machen. Amasis war über das große Glück des Polykrates, das er bemerkte, besorgt. Als dieses noch viel höher stieg, sandte er ihm folgenden Brief zu: ‚Amasis an Polykrates. Wohl ist es angenehm, von dem Glücke eines geliebten Gastfreundes zu vernehmen, aber dein zu großes Glück gefällt mir nicht, da ich weiß, wie neidisch die Gottheit ist. Und so wünsche ich für mich und die, welche mir theuer sind, lieber in einem Theile Glück, im andern Mißgeschick, so daß das Leben wechselt, als beständiges Glück; denn niemals habe ich vernommen, daß einer, der beständig Glück gehabt, nicht zuletzt ins Verderben gerathen wäre. Deshalb handle, willst du meinem Rathe folgen, in Betreff deines Glückes also. Bedenke, was von allen deinen Gütern dir das liebste ist, dessen Verlust dich am schmerzlichsten berühren würde; dieses wirf weg, so daß es in keines Menschen Hände mehr gelangt. Auf solche Weise hilf dir, wenn nicht sogleich ein Wechsel vom Glück ins Unglück eintritt.‘ Als Polykrates den Brief gelesen hatte, fand er diesen Rath gut, und er besann sich, welches seiner Kleinode er wohl am schmerzlichsten vermissen würde. Da ergab sich nun dieses. Er hatte einen in Gold gefaßten Siegelring von Smaragd, den der Samier Theodoros, der Sohn des Telekles, gearbeitet hatte.*) Er entschloß

*) Die Römer wollten später diesen Ring im Tempel der Eintracht zu Rom besitzen, aber dieser Stein war ein unbearbeiteter Sardonyx. Trotz

sich diesen wegzuwerfen. Zu diesem Zwecke bemannte er einen Fünfzigruderer, und ließ sich auf diesem weit von der Insel abfahren; dann nahm er den Siegelring vom Finger, warf ihn vor aller Augen in das Meer und fuhr zurück. Zu Hause wieder angekommen, trauerte er. Am fünften oder sechsten Tage darauf ereignete sich folgendes. Ein Fischer fing einen großen schönen Fisch, und beschloß, dem Polykrates damit ein Geschenk zu machen. Er ging mit demselben zum Hause des Polykrates, und verlangte ihn zu sprechen. Als sein Wunsch erfüllt war, überreichte er ihm den Fisch und sprach: ‚O König, als ich den Fisch fing, glaubte ich, obgleich ich von meinem Gewerbe lebe, ihn nicht auf den Markt tragen zu dürfen, sondern er schien mir Deiner und Deiner Macht werth, und so komme ich, ihn dir zu geben.‘ Diesem gefiel die Rede und er antwortete: ‚Sehr wohl hast du gethan; doppelten Dank verdienst du deiner Rede und deiner Gabe wegen. Bleibe zum Mahle.‘ Der Fischer, der dieses für eine große Ehre hielt, begab sich ins Haus. Die Diener aber fanden beim Aufschneiden des Fisches in seinem Magen den Siegelring des Polykrates. Kaum hatten sie ihn gesehen, als sie hocherfreut damit zu Polykrates liefen und diesem ihn übergaben, indem sie berichteten, wie er gefunden worden. Dieser hielt die Sache für göttliche Fügung; er schrieb alles auf, wie es sich ereignet hatte, und sandte dies nach Aegypten. Amasis aber erkannte, nachdem er den Brief des Polykrates gelesen, daß es dem Menschen unmöglich sei, einen

---

Lessing müssen wir behaupten, daß Herodot von einem geschnittenen Steine spreche. Die Angabe von spätern Griechen, Polykrates habe sich einer Gemme mit einer Leier zum Siegeln bedient, hat ebenso wenig Gewähr als die römische Sage.

andern dem drohenden Schicksal zu entziehen, und daß es mi
Polykrates kein gutes Ende nehmen werde, da er in allem Glüc
habe, sogar auch das, was er weggeworfen habe, wiedererhalte
Deshalb ließ er ihm durch einen Herold die Gastfreundschaf
aufsagen; denn er fürchtete, daß er selbst, wenn den Poly
krates ein schreckliches, außerordentliches Unglück treffe, darübe
großen Schmerz empfinden würde, weil er sein Gastfreund sei.'
III, 126 ff. berichtet Herodot, wie Polykrates, durch den persischer
Satrapen Orötes nach Magnesia gelockt, auf grausame, de
Erzählung unwürdige Weise getödtet (wahrscheinlich geschunden
und ans Kreuz geschlagen worden, was im Jahre 523 geschah
Orötes selbst ward auf Befehl des Darius, gegen den er sic
vergangen hatte, das Jahr darauf ermordet. Amasis war schor
526 gestorben, nachdem er 44 Jahre regiert hatte, in denen ihr
kein besonderer Unfall getroffen hatte, wie Herodot (III, 10
ausdrücklich bemerkt. Erst spätere Schriftsteller sprachen von de
Grausamkeit und Unterdrückung des Polykrates. Herodot kenn
ihn als solchen nicht, wenn er auch freilich mit Gewalt zur Herr
schaft gelangt war, sich seiner Feinde zu entledigen suchte und be
der Ausbreitung seiner Seeherrschaft erobernd auftreten mußte

Herodot fand die Sage von dem Rathe des Amasis, den
Ringe und der Aufkündigung der Gastfreundschaft vor; die Brief
des Amasis hat er ohne Zweifel selbst ausgeführt, wie auch das
Gespräch des Solon mit Krösus (I, 30—32), in welchem gleich
falls der Gedanke ausgesprochen wird, die Gottheit zeige sic
immer neidisch und störend. Amasis zieht sich bei Herodot zurück
nachdem er erkannt hat, daß sein Versuch, von Polykrates das
ihm drohende Verderben abzuwenden, vergeblich sei, da die Götte
Glück nach Glück auf ihn häufen, ja selbst das Weggeworfen

ihm wiedersenden; denn fortdauerndes Glück errege der Götter Neid. Der Widerspruch, daß die Götter ja doch das Glück selbst senden, das ihren Neid hervorruft, kümmert den Griechen nicht; der Satz steht ihm fest, daß zu großes Glück in sein Gegentheil umschlage. Schiller hat diese griechische Ansicht vom Neide der Götter auf eindringlichste Weise dargestellt. Er läßt sie den Amasis entschieden aussprechen, Polykrates ist davon tief ergriffen, und als nun gar der von ihm den Erinyen geweihte Ring ihm wieder in die Hände gespielt wird, ergreift den Gastfreund die Ueberzeugung, daß die Götter diesen verderben wollen, so gewaltig, daß er keinen Augenblick länger weilt, und zugleich die Gastfreundschaft ihm kündigt. So drängt der Gedanke sich tief empfunden der Seele des Zuhörers auf; von einer Trockenheit und abstrakten Darstellung ist auch nicht die geringste Spur. Nur daran kann man Anstoß nehmen, daß Schillers Polykrates den Ring den Erinyen weiht, damit sie ihm sein Glück verzeihen, und das Wiederauffinden desselben als eine Zurückweisung von Seiten der Erinyen erscheint, während der Gedanke vom Neide der Götter auch hier, wie bei Herodot, hätte hervortreten sollen; dadurch gewänne das Gedicht eine geschlossenere Einheit, wenn auch freilich das Grausen von den sich offenbar gegen Polykrates erklärenden Erinyen an sich ein wirksamer Zug ist, der aber zur Lehre vom Neide der Götter nicht recht stimmt. Die briefliche Mittheilung konnte der Dichter natürlich nicht brauchen, ihm mußte alles möglichst bewegt und rasch sich entwickeln; dadurch gewann er auch den Vortheil, daß er das Schlag auf Schlag eintreffende Glück uns recht lebendig vergegenwärtigen und es um so bedeutender auf Amasis und den Zuhörer wirken lassen konnte. Mit der Entfernung des Gastfreundes mußte er schließen

Die wirkliche Darstellung des später eingetroffenen Unglücks würde nur matt nachschlagen, abgesehen davon, daß dieselbe eine weite, mancherlei Fremdes hereinziehende Ausführung erfordert hätte. Bei der Stimmung, in welcher uns der Dichter entläßt, kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß das von Amasis verkündete Verderben später eingetreten sei; das ist so gewiß, als unser Gefühl von der Wahrheit durchdrungen ist, daß fortdauerndes großes Glück der Götter Neid erregt. Nur diese griechische Anschauung wollte Schiller dichterisch gestalten, und es ist ihm, sehen wir von dem angedeuteten Bedenken ab, vortrefflich gelungen. Große Beschränktheit verräth es, dem Dichter die Darstellung einer fremden Anschauung verwehren zu wollen. Christlich sollte und konnte das Gedicht nicht sein. Der Ausdruck ist wohl gerathen, meistens einfach, aber treffend bezeichnend, nur an einzelnen Stellen glücklich gehoben. Den Reim **ä ö** hat Schiller nicht gemieden, um von **i ü, ei eu,** hin bin, Wald schallt nicht zu sprechen. Daß der Reim Blick Glück gar zweimal vorkommt, ist anstößig, auch daß hin einmal auf bin, dann auf ihn reimt. Sonst sind die Reimworte unserer Ballade meist sehr gewählt. Ob aber das Versmaß zur Darstellung einer Ballade wohl geeignet sei, dürfte man bezweifeln; für lyrische Empfindung paßt diese Reimform bei weitem besser. Schon Hans Sachs hatte die ganze Geschichte des Polykrates nach Herodot in Verse gebracht, und am Schlusse zwei Lehren daraus gezogen, einmal, daß das Glück wankelmüthig sei, dann aber daß „Mörderei bleibt ungerochen nicht".

Str. 1 f. Polykrates rühmt sich seines Glückes, wogegen Amasis ihn an den noch nicht bezwungenen Feind mahnt. Weder Polykrates nach Amasis werden genannt,

der eine nur als Herrscher von Samos, der andere als König von Aegypten bezeichnet. Nach morgenländischer Sitte besteigen die Freunde der schönen Aussicht wegen das Dach, wo denn Polykrates bei dem Blicke über die ganze Insel (sein Palast wird am Meere liegend gedacht) nicht unterlassen kann, seines Glückes zu gedenken. Freilich ist dies weniger bezeichnend, weiß man, daß Amasis selbst sich von geringem Stande zur Herrschaft aufgeschwungen hatte. — Str. 1, 2. Das wiederholte er ist lebendiger als ein anknüpfendes und sein würde. — 5. Begann, vom Beginne des Gesprächs, wie Homer sagt ἤρχετο μύθων. — Str. 2, 2 f. Er hatte sich zur Herrschaft emporgeschwungen, indem er die Aristokratie stürzte, was um diese Zeit in den meisten griechischen Staaten geschah. Die Griechen nannten diese neuen Herrscher ohne schlimme Nebenbedeutung Tyrannen (vgl. Str. 3, 3). — Sie tritt mit besonderer Kraft nach dem Relativsatze ein. — Zwingt, wie Homer vom gehorchenden Volke δαμᾶσθαι (bezwungen werden) braucht. Voß Odyssee III, 304: „Zwang sich das Volk zum Gehorsam." — V. 4 f. Hier wird einer der Vornehmen gedacht, der von Samos geflohen war und Krieg gegen Polykrates erhoben hatte. Da der Dichter Kenntniß der Geschichte nicht voraussetzen kann, so darf man um so weniger an den vertriebenen Bruder Syloson denken, als Schiller jede Andeutung von frevelhafter Gewalt des Polykrates meiden wollte. Aus Str. 3 ersieht man, daß Polykrates ein Heer unter einem Feldherr Polydor (der frei gewählte Name kommt mehrfach in der griechischen Geschichte und Sage vor) gegen Milet gesandt hat und in einer Schlacht sein Feind gefallen ist. Wir müssen demnach wohl annehmen, dieser Feind sei nach Milet geflohen und Polykrates habe seine Auslieferung verlangt. — Sie zu rächen, sie von

deiner Herrschaft zu befreien. — Mein Mund, biblische, sprichwörtlich gewordene Umschreibung, wie 5 Mos. 32, 1: „Die Erde höre die Rede meines Mundes", 2 Sam. 1, 16: „Dein Mund hat wider dich selbst geredet." — Sein Auge wacht, zur Bezeichnung des Lebens, wie Homer sagt das Licht der Sonne schauen, aber zugleich deutet es auf dessen Absicht, ihn zu stürzen.

Str. 3—5. Amasis tritt voll Grausen zurück, als ein Bote das Haupt des gefallenen Feindes bringt, er bittet aber den Freund, nicht zu sehr dem Glücke zu trauen, indem er zunächst an die noch auf dem Meere weilenden Handelsschiffe erinnert. — Str. 3, 1. Schon bei Homer heißt es: „Noch nicht ganz war geredet das Wort, da..." (Odyssee XVI, 10). — V. 3 f. Von Milet, von seinem die Stadt belagernden Feldherrn. Den Streit mit den Milesiern, denen die Lesbier zu Hülfe kommen, nahm Schiller aus Herodot. Der Bote ist so hastig, daß er zu dem Könige aufs Dach eilt. Die Bezeichnung Tyrann sähe man lieber gemieden, da der Dichter nicht die allgemeine Kenntniß des griechischen Gebrauches von *τύραννος* voraussetzen darf, und weit entfernt ist, den Polykrates als wilden Despoten darzustellen, welchen Begriff der neuere Sprachgebrauch mit dem Worte verbindet. — V. 5. Munter heißen die Lorbeerzweige von dem Glanze der Blätter, wohl nicht von ihrer Bedeutung als Zeichen des Sieges. — Festlich, proleptisch, da du es festlich mit dem Lorbeer schmückst. An das Salben des Haares, wie es wohl beim Fest erfolgte, ist kaum zu denken.*) Statt dir dein wäre wohl sich dein vor-

*) Die ursprüngliche Lesart festlich ist neuerdings mit Recht statt des nach Schillers Tod durch ein Druckversehen bei Körner hereingekommenen göttlich wieder hergestellt worden.

zuziehen. — Str. 4, 1. Vom Speere tritt auf kaum zu billigende Weise nach, gewiß nur dem Reim zu Liebe (vgl. Ged. 54 Str. 2, 1 f. Str. 20, 1 f.). Statt dessen erwartete man nach sank eher vom Pferde als eine nähere Bestimmung zu getroffen, aber der Reim gestattete dies nicht. — V. 2 f. sind die Beiwörter froh und treu bezeichnend für die wörtlich vom Boten wiedergegebene Botschaft.*) — V. 4—6. Das Becken, die Schüssel, in welchem das Haupt liegt, wie Matth. 14, 11 das des Johannes, haben wir uns wohl als in einem Kasten verschlossen zu denken, den der Bote zuerst öffnen muß. Das Hervornehmen aus dem Becken ist ein überstarker Zug. Beim Ueberbringen des Hauptes schwebte wohl Plutarchs Erzählung vor, wie Theodotos dem Cäsar das Haupt des Pompejus gebracht habe (Caes. 48). — Zu der beiden Schrecken. Beide entsetzen sich vor dem grausen Anblick; selbst bei Polykrates überwiegt das Grausen die Freude über die Befreiung von einem so bedeutenden Gegner. — Str. 5, 1. Mit Grauen kann unmöglich auf „religiöses Grauen", auf „Entsetzen vor seinem übergroßen Glücke" gehn; dieses Entsetzen befällt den Amasis erst Str. 9, nachdem er Str. 7 „erstaunt ist". Er warnt ihn noch immer, wie Str. 2, wegen des Wankelmuthes des Glückes, wenn auch sein Hauptfeind gefallen ist; er ist um ihn noch immer besorgt (V. 2). Mit Grauen soll nur den Grund des Zurücktretens bezeichnen, was freilich nach Str. 4, 5 unnöthig war, ja etwas störend sein dürfte. Selbst des Zurücktretens oder des Abwendens des Königs (Plut. Pomp. 80) brauchte nicht gedacht zu werden.**) — V. 2.

*) Richtig steht im ersten Drucke „Polydor.", wofür später „Polydor —" eingeführt wurde.

**) Irrig stand nach V. 1 im ersten Drucke Doppelpunkt statt Punkt. Ganz anders verhält es sich Str. 7, 1.

Doch, trotz dem, was ich eben sehe. Vgl. Str. 7, 3. — Versetzt, hier von der Rede, die er der freudigen Botschaft entgegensetzt, was kaum zu billigen, da diese ja an Polykrates gerichtet ist. Aehnlich steht entgegnen Ged. 59 Str. 1, 5. — V. 5 führt das vorhergehende, schon das folgende vorweg nehmende ungetreue lebhaft aus. — Sie geht auf das nachfolgende Flotte. Vgl. Ged. 31 Str. 8, 21. — Ungetreu, weil sie nicht halten, was sie zu versprechen scheinen. Vgl. Ged. 40 Str. 1, 57. Str. 11, 6. — V. 6. Deiner Flotte zweifelnd Glück, ein sehr kühner Gebrauch des Abstraktums, worin Schiller immer weiter ging. zu Ged. 41 Str. 1, 2. Gerade in unserm Gedicht ist die umschreibende Form, wo der Hauptbegriff in den Genitiv tritt, fast zu häufig angewandt. Vgl. Str. 1, 1. Str. 2, 3. 6. Str. 3, 4. 5. Str. 6, 6. Str. 7, 7. Str. 14, 1. Aehnlich Kriegsgefahren, Feindesnoth Str. 7, 5. 8, 4. Daß eine Handelsflotte gemeint sei, lehrt erst die folgende Strophe.

Str. 6 f. Da in demselben Augenblick die Handelsschiffe glücklich einlaufen, mahnt Amasis den Freund an die ihm drohenden, so lange das Meer beherrschenden Kreter. — V. 1. Gesprochen, ausgesprochen. Vgl. zu Ged. 33 Str. 1, 4. Oben Str. 3, 1 steht dafür geendet. Das Wort, wie in der dort angeführten Stelle der Odyssee. — V. 2 f. Sie hatten bei der Ankunft des Boten den Blick vom Meere abgewandt, so daß sie die Ankunft der Flotte im Hafen nicht bemerkten. — V. 6. Der Schiffe mastenreicher Wald dürfte trotz seiner Pracht weniger glücklich sein, weil die Mastbäume wirklich aus Wäldern stammen. Im prosaischen Entwurf der Malteser steht so ein Wald von Masten, wie man sagt ein Wald von Lanzen, von Helmen, von Säulen, Goethe

auch von Statuen. Der Ausdruck der Schiffe Wald wird eben erst durch die Beziehung auf die Masten deutlich. An eine Kriegsflotte ist schon deshalb nicht zu denken, weil eine solche erst Str. 7 f. erwähnt wird. Die fremden Schätze (V. 4) können unmöglich als Beute gefaßt werden. Vgl. Ged. 71, 113 f. — Str. 7, 1. Statt des schon dreimal (Str. 1, 5. 3, 1. 5, 1) gebrauchten König (Str. 2 fehlt jede Bezeichnung) tritt eine den Amasis als Gast bezeichnende Umschreibung ein. — V. 2. Gelaunet. Die aufgelösten Formen kommen in unserm Gedichte etwas häufig im Reime vor (Str. 8. 13. 15). — V. 4. Hier gedenkt er eines andern Feindes, der eben gegen Samos auf dem Wege war, was Polykrates wohl wußte, da er ihm eine Kriegsflotte entgegengesandt hatte. Daß dieser bei dem doppelten Kriege so ganz sorglos sich zeigt, ist wohl eine dichterische Unwahrscheinlichkeit, die indessen nicht auffällt. Noch in der ersten Ausgabe der Gedichte stand V. 4 „der Sparter nie besiegte Scharen" und demnach Str. 8, 5 „die Sparter". Hier war der Dichter dem Herodot gefolgt, der III, 44—56 berichtet, wie die Lakedämonier auf die Bitten von Samiern, die zu ihnen geflüchtet waren, einen Zug gegen Samos unternahmen, und die Stadt belagerten, aber nach vierzig Tagen wieder abziehen mußten. Das entging wohl Schiller, als er in der zweiten Ausgabe der Gedichte die Sparter in Kreter verwandelte, vielleicht bloß weil ihm die Bezeichnung der Lakedämonier als Sparter mißfiel. Oder schien es ihm passender, den Polykrates, der die Seeherrschaft zu gewinnen strebte, im Kampfe mit einem als Seefahrer berühmten Inselvolke darzustellen? Die ursprüngliche Fassung dürfte entschieden den Vorzug verdienen. — Nie besiegt ist für die Kreter weniger bezeichnend. Diese waren durch ihre Waffentänze

richtige, hier auch reiner reimende Form ergetzen hat der erste Druck. — V. 6. Die bestimmte Hindeutung auf das Hinabwerfen in das vor dem Palaste befindliche Meer ist eine glückliche Aenderung. Es schwebte wohl Goethes König von Thule vor.

Str. 13. Polykrates, den selbst Grausen vor seinem Glücke befallen hat, befolgt sofort den Rath. — V. 3. Ist, nach meiner Schätzung, da es ein ganz besonderes Kunstwerk und für Polykrates als Kunstkenner vom bedeutendsten Werth war. — V. 4 f. Erinnen, eine falsche Form, wie Ged. 69 Str. 3**, 9 Erinne, Ged. 5 Str. 5, 8 in Elysen. Die Erinyen werden hier als Göttinnen des Maßes in der Weise der Nemesis gedacht; aber als solche bestrafen sie doch nur eine freiwillige Ueberschreitung, nicht das, was das Glück selbst verschuldet. — Glück, vom Uebermaß des Glückes. — Dann, nach dieser freiwilligen Entäußerung meines liebsten Besitzthums.

Str. 14 f. Der Ring kommt auf wunderbare Weise wieder in die Hand des Polykrates. — Str. 14, 3. Vor den Fürsten, der bei Amasis im großen Gastsale sitzt. — V. 6. Zum Geschenke mit abweichender Wortfolge. Vgl. zu Str. 4, 1. Der Satz ist eigentlich Folge von V. 4 f.: „Drum schenke ich ihn dir." — Str. 15. Der Dichter giebt nur die Hauptzüge da er zur Entwicklung eilt. V. 2 lautete früher mit wunderlicher Wiederholung des Subjekts: „Herbei der Koch erschrocken eilet." Weder das Erschrecken noch die Bestürzung ist der Sache gemäß; hier wäre das Erstaunen an der Stelle und in V. 3 statt des Erstaunens (hocherstaunt, wie hocherfahren, hochgelehrt) die Freude. Der Koch weiß natürlich nichts von dem freiwilligen Opfer. — V. 6. O ohne, sehr übellautend. Warum nicht ach statt o, oder „Wie gränzenlos erscheint dein Glück!"

Str. 16. Amasis sieht das Unglück so rasch herankommen, daß er sofort aufbricht. Auch Polykrates muß nach Str. 13, wo er schon von Furcht bewegt ist, ebenso betroffen sein, wie Amasis, und es noch mehr werden durch den Ausdruck ängstlichster Besorgniß des bisher so treuen Freundes. Dies übergeht aber der Dichter mit feiner Berechnung. — V. 1. Wendet sich, von Polykrates ab, mit dem er ferner keine Verbindung haben will, da Gemeinschaft mit demjenigen, den die Götter verderben wollen, mit ins Verderben zieht. Die Alten sagen freilich bloß, daß Unschuldige, die mit Schuldigen sich zusammenfinden (in demselben Hause oder auf demselben Schiffe), mit diesen zugleich vernichtet werden Vgl. Hor. carm. III, 2, 27—30. — Mit Grausen, noch stärker als mit Entsetzen Str. 9, 1, wo V. 4 grauen. Vgl. Ged. 54 Str 9, 1. — V. 2. So, nach diesem, was ich eben sehe. — Hausen für bleiben. — V. 3. Nicht weiter ist nach ferner nicht (V. 2) etwas eintönig. — V. 4 f. Denn die Götter haben deinen Untergang beschlossen, so daß ich fürchten muß, bliebe ich nur einen Augenblick, in dein Unglück verwickelt zu werden. Mit Unrecht hat man deswegen Schillers Amasis Feigheit vorgeworfen; doch wäre wohl eine größere Deutlichkeit wünschenswerth gewesen. — V. 6. Der Gebrauch von sprachs nach und ist eben so wenig zu billigen als sprachs Ulyß Ged. 52 Str. 5, 7. Der Dichter konnte den Vers mit Er sprachs beginnen. Vgl. Ged. 56 Str. 6, 8. Freilich noch besser hätte das Gedicht mit der Rede des Amasis geendet, was bei einer überhaupt wünschenswerthen Aenderung unserer auch sonst anstößigen Schlußstrophe wohl möglich gewesen wäre.

den Ibykus überfallen „als er von der Insel an das einsame, unbetretene Meerufer gegangen", und die Entdeckung des Mordes in Korinth, „dem Lande des Sisyphos", erfolgen. Vielleicht hatte Böttiger die Vermuthung ausgesprochen, der Sänger sei auf der Reise zu den isthmischen Festspielen ermordet worden. In der Schrift des Plutarch *über die Geschwätzigkeit* (14) heißt es: „Und wurden nicht die Mörder des Ibykus auf dieselbe Art entdeckt? Als sie im Theater saßen und zufällig Kraniche vorüberziehen sahen, flüsterten sie einander lachend zu: ‚Siehe, da sind die Rächer des Ibykus!' Diese Worte fielen denjenigen auf, die ihnen zunächst saßen, und da Ibykus schon lange Zeit vermißt wurde, griffen sie dieses Wort auf und berichteten es der Obrigkeit. Auf diese Weise wurden sie überführt und hingerichtet. Diese Strafe brachten nicht die Kraniche über sie, sondern sie selbst durch ihre Geschwätzigkeit, die gleich einer Erinys oder Rachegöttin sie nöthigte, den Mord zu verrathen." Des Ruhmes seiner Liebeslieder und der von ihm erhaltenen Bruchstücke wird Böttiger nur kurz gedacht haben. Später beantwortete er freundlich Schillers Fragen über den Ort und die Zeit der isthmischen Festspiele. Darauf beziehen sich Schillers Worte an ihn bei Mittheilung der Handschrift seiner Ballade: „Sie haben mit dem *Ibykus* viele Mühe gehabt; es ist also nicht anders als billig, daß ich Ihnen vorlege, was zum Theil mit Ihrer Hülfe daraus entstanden ist." Am 28. Juli, zwei Tage vor Goethes Abreise nach der Schweiz, äußerte Schiller dem verbündeten Dichter, der am 19. den Wunsch ausgesprochen, seine *Kraniche* möchten ihm bald nachziehen, ja als er am 25. Gedichte von der Hand seines Schreibers erhielt, schon die Kraniche fliegen zu sehn geglaubt hatte: „Vielleicht fliegt aus Ihrem Reiseschiff

eine schöne poetische Taube aus, wo nicht gar die Kraniche ihren Flug von Süden nach Norden nehmen. Diese ruhen noch immer bei mir ganz, und ich vermeide selbst daran zu denken, um einiges andere vorauszuschicken." Aber Goethe konnte zunächst zu keiner dichterischen Stimmung gelangen, und als diese sich später einstellte, schloß sie sich an die nächste Umgebung an. Schiller ward von Fieberanfällen gequält; noch am 6. August fühlte er sich an Geist und Körper ermattet. Erst am 11. begann er die Ballade, die er am Abend des 16. vollendete und zwei Tage darauf an Goethe sandte. Sie erschien im nächsten Musenalmanache, der unmittelbar darauf A. W. Schlegels Romanze „Arion", die farbenprächtige Darstellung der wunderbaren Rettung eines andern griechischen Sängers aus Mörderhänden, brachte, so daß beide schöne Gaben gleichzeitig das deutsche Volk erfreuten.

Aus den Verhandlungen zwischen den in lebhaftem Briefwechsel begriffenen Dichtern ergibt sich folgendes.*) Goethe theilte Schiller von seiner eigenen Behandlung nur das mit, was dieser benutzen konnte, daß die Kraniche die ganze Breite des Gedichtes einnehmen, die Wanderschaft des Ibykus begleiten, bei der Ermordung über ihm herfliegen und auch zur Entdeckung der durch ihr böses Gewissen sich verrathenden Mörder führen sollten. Die Einführung des Eumenidenchores war Schillers glückliche Erfindung, der sich auch Goethe, wie er selbst bemerkt, bedient haben würde, wäre er noch zur Ausführung der Ballade gelangt; aber da Schiller einmal den Stoff so glücklich behandelt hatte, wollte er lieber zur höchsten Vollendung des schillerschen, noch der letzten Hand bedürfenden Gedichtes das Seinige beitragen. Zunächst

*) Vgl. meinen Aufsatz in den „Neuen Goethestudien (1861) S. 285—296.

bemerkte er, beim Schlusse wüßte er nun auch nichts mehr zu erinnern. Schiller hatte am 6. September Böttiger die Ballade mit der Frage vorgelegt, ob darin nirgends gegen altgriechische Gebräuche verstoßen sei, „auf so eine Art nämlich, wie man es auch dem Poeten nicht verzeiht". Böttiger fand in dieser Beziehung nichts zu erinnern. Seinem Lobe der Ballade fügte er die Bemerkung hinzu, er habe nie recht begriffen, wie sich aus dem Ibykus etwas machen lasse, worüber sich dieser gegen den gleichfalls dadurch berührten Freund lustig machte. Humboldt war von der Ballade begeistert; aber schon damals scheint er den Schwerpunkt derselben gegen die Absicht des Dichters in der „Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust" gesucht haben. Körner warf auch unserer Ballade, wie dem Ring des Polykrates, eine gewisse Trockenheit vor, weil sie einen allgemeinen Satz darstelle, da doch ein erzählendes Gedicht immer eine menschliche Beleuchtung fordere. Das Interesse an der Entdeckung der Mörder errege keine sehr gespannte Erwartung, und diese Spannung verschwinde ganz durch die unsere Aufmerksamkeit so sehr fesselnde Darstellung des tragischen Chores. Und wirklich läßt sich nicht leugnen, daß das Theater und der Chor, die mehr als ein Drittel des Gedichtes, zwei Drittel der Entwicklung, einnehmen (früher war das Mißverhältniß noch bedeutender), viel zu stark hervortreten. Freilich erregt jetzt neben der Wirkung des Chores die Erscheinung der Kraniche lebendigen Antheil, aber um jenem nicht ein zu großes Uebergewicht zu geben, wäre es wünschenswerth gewesen, die Entdeckung der Mörder im Theater hätte, wie Goethe sehr einsichtsvoll andeutete, eine weitere, den Zufall mehr ins Licht setzende und genauer beschreibende Entwicklung gefunden, wodurch der Schluß zur

umfangreichen Ausführung der Exposition und zur Schilderung des Theaters und des Auftretens des Chores in ein angemessseneres Verhältniß getreten wäre.

Der Kern bildet die wunderbare Entdeckung der Mörder des Ibykus, die Bewährung des Sprichwortes: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen", oder, wie ein bekanntes deutsches Volksmärchen heißt: „Die klare Sonne bringts an den Tag", welcher Sinn auch der griechischen Sage ursprünglich zu Grunde lag.*) Die Mörder, welche sich vor jeder Entdeckung sicher glauben, verrathen sich selbst in Folge eines wunderbaren Zusammentreffens. Freilich führen nicht dieselben Kraniche, welchen Ibykus die Klage seines Mordes anvertraut hat, die Entdeckung herbei, aber Kraniche sind es doch, die durch ihr Fliegen über das Theater sie veranlassen. Wie sich Schiller die Entdeckung gedacht, haben wir S. 43 gehört. Vielleicht wäre die Wirkung noch bedeutender, wenn der Mörder, wie bei Plutarch, lachend auf die Kraniche hinwiese, er des Ibykus Racheruf und den Rachegesang der Eumeniden verspottete, und die Entdeckung gerade unmittelbar auf diese Verhöhnung der göttlichen Gerechtigkeit erfolgte. Schiller fürchtete aber wohl die Wirkung des Chorgesanges zu beeinträchtigen. Auch könnte der Spott als ein gezwungener dargestellt worden sein, so daß der Mörder sich durch denselben der ihn befallenden Angst zu entledigen suchte. Dem Racheruf des Ibykus als solchem wird von Schiller keine eigentliche Folge zugeschrieben; es ist ein reiner Zufall, daß gerade im Augenblick, wo des ganze Theater durch

*) Vgl. Welckers „Kleine Schriften" I, 100—109, der sich auch über Schillers Gedicht einsichtig ausspricht.

den Chorgesang erschüttert, die Mörder an Ibykus gemahnt sind, ein Kranichzug über das Theater fliegt, der das schicksalsvolle Wort dem einen Mörder entreißt. Daß Ibykus als heiliger Sänger von den Göttern oder von Apoll oder Poseidon gerochen werde, ließ sich mit der angenommenen Auffassung dieses wunderbaren Zusammentreffens nicht vereinigen; auch würde die allgemeine Bedeutung der Ballade dadurch ebenso sehr verloren haben, als wenn die Entdeckung der Mörder nur als Erfüllung des Rachegebetes des Ibykus dargestellt wäre. Nein kein Mord, so verborgen er auch begangen wird, bleibt unentdeckt.

In merkwürdiger Weise hat H. J. Heller, wie früher Goethes römische Elegien und dessen Epigramm auf die deutsche Sprache als schlechtesten Stoff, auch unsere Ballade arg mißdeutet, in einem Aufsatze der „Akademischen Blätter" von O. Sievers (1884), den er auch wider die daselbst erhobenen Bedenken von Walter Bormann siegbewußt vertheidigt hat. Nach dem neuen Entdecker wäre die Ballade ein Mosaik aus griechischen, von Schiller in der Ursprache sorgfältig erwogenen Stellen, so daß man es ohne Kenntniß derselben nicht verstehn könne, während Schiller sich der größten dichterischen Freiheit bediente, wie er es im Briefe an Böttiger ausspricht, selbst die wirklich benutzte bedeutende Stelle aus Aeschylus nur in Humboldts Uebersetzung kannte. Heller hat keine Ahnung davon, daß die Volkssage aus dem naiven, nicht den Griechen allein eigenen Volksgefühle entsprungen, kein Verbrechen bleibe unentdeckt, das freilich keine polizeiliche Wahrheit enthält, er sieht nicht, daß die Eumeniden erst durch Schiller damit in Verbindung gebracht worden, bei dem sie aber nur eingreifen, so weit es seiner dichterischen Absicht entsprach, welcher es durchaus fern lag, alles, was zum Selbst-

verrath der Mörder führt, selbst das Fliegen der Kraniche über das Theater, durch die Eumeniden herbeiführen zu lassen. Die von Heller ersonnene „Verkettung der Umstände zum dunkeln Schicksalsknäuel“ der Eumeniden widerspricht den eigenen Aussagen des Dichters und verzerrt die einfach natürliche Auffassung der Dichtung, indem sie einzelnen Aeußerungen ein Gewicht beilegt, das sie gar nicht haben. Ebenso irrig ist es, wenn Bormann nicht die Eumeniden, sondern die Götter den Mord des unter ihrem Schutz stehenden Sängers als ihres Lieblings rächen läßt, ja er legt darauf Werth, daß die Macht des Gesanges, die Kunst durch das Lied der Eumeniden den Sänger räche, indem es die Entdeckung der Mörder bewirke. Vor solchen Einbildungen schützt ein den Spuren des Dichters sorgfältig nachgehendes Verständniß, das freilich auch einzelne Mängel entdeckt, die Dichtung nicht als eine Wunderblume anstaunt, in deren Schönheit sie sich grübelnd versenkt, um sie gründlich mißzuverstehen.

Die Darstellung wird durch die Pracht und Kraft schillerscher Sprache gehoben, deren Bedeutung man am besten erkennt, wenn man sie mit Schlegels „Arion“ vergleicht, in welchem der Kenner des griechischen Alterthums den freischaffenden Dichter überwiegt. Etwas auffallend ist die gewählte achtversige jambische Strophe, die nicht etwa aus zwei gleichen oder ähnlichen Systemen oder einem sechsversigen Systeme mit einem Abschlusse besteht, sondern den Anfang bilden zwei aufeinander folgende Reimpaare, und erst nach diesen folgt ein System aus vier Versen. Aehnlich beginnen die zehnversigen Strophen Ged. 57 und 69 mit einem Reimpaare. Goethe bedient sich dieser auch von andern Dichtern gebrauchten Form nicht, was kaum Zufall sein dürfte.

Str. 1. Ibykus zieht von seiner Vaterstadt Rhegium zu den Isthmien nach Korinth. Ueber die Isthmien vgl. zu Ged. 29 Str. 7. Die Zeit derselben (sie wurden abwechselnd im Frühling und Sommer gefeiert) stimmt freilich zum Herbstzuge der Kraniche nicht; dies kümmert aber den Dichter wenig. Daß der Mord im Lande Korinth am einsamen Ufer erfolgt sei, sagt Antipater. — V. 2. Landesenge, dem Isthmus. Zur falschen Form hier und Str. 2, 1 vgl. zu Ged. 52 Str. 6, 11, wo sogar Gastesrecht gewagt ist. — V. 3. Der Griechen Stämme. Vgl. Str. 12. — Froh. Heiterkeit belebte alle griechischen Festfeiern, und die Isthmien zeichneten sich durch lustiges Treiben vor allen andern aus. — V. 4. Götterfreund, von den Göttern seiner Frömmigkeit wegen geliebt, wie bei Homer von den Göttern geliebt steht. Vgl. Str. 22, 5. — V. 5. Die Gabe des Sanges verleiht Apoll oder die Musen. — V. 6. Mund, nach biblischem Gebrauch. Vgl. Luk. 21, 15: „Denn ich will euch Mund [Sprache, Beredsamkeit] und Weisheit geben," zu Ged. 55 Str. 2, 5. — V. 7 f. So, als berühmter, von seiner Kunst erfüllter Sänger. Die Seefahrt von Rhegium nach der Ostküste Griechenlands wird ganz übergangen; derselben ist nur gelegentlich in der später eingefügten dritten Strophe gedacht. Daß Rhegium seine Vaterstadt gewesen, hätte man gern bezeichnet gesehen. — Des Gottes voll erklärt nachträglich das so. Voll mit dem Genitiv nach altem kräftigem Gebrauche.*) Der Gott ist natürlich sein schon erwähnter Gott Apoll. Auch Homer braucht so einfach der Gott, wie Odyssee XXII, 347.

---

*) Heller läßt Schiller hier von dem Horazischen tui (Bacchi) plenum carm. III, 25,2 abhängen. Zur Wahl von voll statt erfüllt bestimmte der Reim.

Str. 2—4. In einem Walde nahe bei Korinth wird er von zwei Mördern überfallen, denen er keinen Widerstand leisten kann, da seine Hand nicht zum Kampfe geübt ist. — Str. 2, 1. Der Dichter läßt, unbekümmert um die wirkliche Oertlichkeit, den Sänger von dem entfernten Hafenorte nach Korinth wandern und ihn auf diesem Wege in einem Fichtenwalde an gefährlicher Stelle von Mördern überfallen. Der wirkliche Hafenort für die aus Italien ankommenden Reisenden war Lechäon, das durch Mauern (σκέλη) mit Korinth verbunden war, so daß auf diesem kurzen Wege der Ueberfall unmöglich geschehn konnte. — Akrokorinth war die auf der helmförmigen Spitze des kolossalen, 1770 Fuß hohen, baumlosen, aber mit kleinen Blumen und Kräutern dicht überzogenen gleichnamigen Berges gelegene Feste; die Stadt selbst lag an dem breiten, tafelähnlichen, etwa 170 Fuß hohen Fuße des Berges. Auf der Höhe des Berges findet sich zwischen einem südwestlichen Bergkegel und der östlichen zur Feste sich emporhebenden Hauptmasse des Berges ein flacher Sattel von bedeutender Ausdehnung. Gegen Lechäon hin fällt der Berg mit scharfem Rande ab. Akrokorinth lag dem von Lechäon Kommenden am weitesten gegen Südosten hin. Der heilige Hain des Poseidon, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden, mit dem Tempel des Gottes, liegt eine Viertelstunde von dem Hafenorte Schönus, drei Stunden von Korinth entfernt. Aber in Schönus konnte Ibykus eben so wenig ankommen (es war der Stapelplatz für die von einem Meere zum andern zu schaffenden Waaren) als zu Kenchreä, wo die aus Kleinasien kommenden Schiffe landeten. Von Kenchreä nach Korinth führt ein langes, von zwei Höhenzügen eingefaßtes Thal. Der Hain, in welchem Schiller den Ibykus erschlagen

Lanze und Schwert regieren kann. Von aller männlichen Körper- und Waffenübung hat er sich fern gehalten. Das ist freilich bei einem Griechen unglaublich. Selbst des Ibykus Gott Apollo rührt nicht allein die Saiten, sondern spannt auch den tödtenden Bogen, wie es in einem Distichon von Goethe heißt. — Des Bogens Kraft, den kräftigen Bogen (vgl. zu Ged. 53 Str. 10, 1), nicht, weil es großer Kraft zu seinem Anspannen bedarf.

Str. 5 f. Vergebens um Hülfe rufend sinkt er zu Boden, bittet aber die im letzten Augenblicke über ihm herfliegenden Kraniche, die Mörder zu verrathen. — Str. 5, 1. Die Götter werden hier nebensächlich angeführt; denn V. 2 ff. beziehen sich nur auf die Menschen. Umgekehrt werden bei Homer häufig die Menschen neben den Göttern bloß parallel genannt. — V. 3. Vgl. Ged. 59 Str. 7, 2 f. — V. 4. Wird erblickt, sonderbar für sieht er. Darauf bezieht sich das folgende so. — V. 5. Verlassen, da keiner mir zu Hülfe kommt. — V. 6 ff. heben die besonders betrübenden Umstände seines Todes hervor. Er stirbt in der Fremde, ohne daß Verwandte und Freunde ihm die letzte Ehre erzeigen*), unter der Hand von Bösewichtern, dazu ohne Hoffnung, gerochen zu werden. — V. 7. Böse Buben steht in anderer Weise Sprichw. 1, 10. — V. 8 greift etwas hart auf Boden V. 6 zurück. Eigentlich sollte es heißen, „ohne daß einer mich rächt". — Str. 6, 4. In

*) Unbeweint, hier für unbestattet im Sinne der Alten. Homer verbindet ἄκλαυτος, ἄθαπτος. Aehnlich klagt Schillers Montgomery in der Jungfrau II, 7:

O schwer ists in der Fremde sterben, unbeweint!

Heller erinnert hier auch an homerische Stellen, wo die Helden bedauert werden, daß sie fern vom Vaterland sterben. Als ob Schiller das Allereinfachste aus griechischen Dichterstellen gesogen haben müßte!

der Encyclopädie von Krünitz, die Schiller auch zum Liede von der Glocke und sonst (vgl. S. 68*,88) benutzte, heißt es von den Kranichen: „Sie können ein fürchterliches Geschrei machen und gleichsam aus dem Bauche schreien, weil ihre Luftröhre unten gerade in der Brusthöhle mit rothschieferartigen Häutchen bedeckt ist, durch deren Hülfe sie den starken Ton hervorbringen. Ihr Geschrei ist von allen Vögeln das lauteste. Ist man ihnen nahe, so wird man von dem Geschreie fast ganz übertäubt. — Außer dem eigenthümlichen schmetternden Klange des Geschreies macht der Kranich auch, wenn er seinen Schnabel schließt, ein klapperndes Geräusch. Sie lenken und regieren ihren Flug durch das Geschrei.“ Hier fliegen die Kraniche zufällig über dem Fichtenwalde. — V. 6. Wenn sonst niemand ihre Schuld bezeugen kann. — V. 7. Meines Mordes, daß diese mich gemordet haben. Vgl. die zu Str. 16 f. angeführte Stelle des Aeschylus, wo die Erinyen sagen: „Wir zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn [den Mörder].“

Str. 7 f. Die Leiche wird gefunden und erkannt, der Sänger allgemein betrauert, das Volk ruft wüthend nach Rache. — Str. 7, 1. Wird gefunden, sogleich, noch vor der Eröffnung der Isthmien. — 2. Obgleich entstellt von Wunden bezieht sich auf die Züge; der Wortstellung nach müßte man es mit der Gastfreund verbinden. Ebenso fehlerhaft wäre die Verbindung, wollte man erklären „obgleich er von Wunden entstellt ist“. Von Karl dem Kühnen erzählt Schiller (1788): „Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe.“*) — V. 5. Und,

*) Bormanns Behauptung, die Mörder seien bei Schiller keine Räuber, wird hoch schon dadurch, daß sie die Leiche ausziehen, sattsam widerlegt.

wie auch sonst am Anfange von Reden. So beginnen bei Goethe Gedichte und Briefe mit und. Vgl. bei Schiller Ged. 43, 1. — Die Ausstellung der Leiche wird übergangen. — V. 6. Zur Zeit Pindars ward der Sieger mit Eppich bekränzt, unter den römischen Kaisern mit einem Fichtenkranz, doch scheint der Fichtenkranz ursprünglich gewesen, der Eppich erst zur Zeit, wo die Isthmien bedeutender wurden, von den nemeischen Spielen herübergenommen worden zu sein. Jedenfalls fällt dessen Einführung schon vor die Zeit des Ibykus. — V. 7. Der Sänger bekränzte sich selbst sogleich mit dem ihm gereichten Kranze. Schiller schreibt dies zu seinem Zwecke dem Gastfreunde zu. — V. 8 bezieht sich auf das zu hoffte gedachte ich. Ein Strahl des Ruhmes des Siegers fällt auf den Gastfreund. — Str. 8, 3 Poseidons.*) Diesem Gotte wurden die Spiele auf dem Isthmus gefeiert, und zwar in seinem Haine. — V. 3. Ganz Griechenland. Vgl. Str. 1, 3. — V. 4. Seinen Verlust fühlen alle. — V. 5. Prytanis (Fürst) hieß zu Korinth, wie zu Milet und anderswo, die höchste obrigkeitliche Person, aber nur vor der Herrschaft des Kypselus. Nachdem die Herrschaft der Kypseliden um 582 gestürzt war, trat wieder eine demokratische Regierung ein. Die Gerusia hatte auch die Kriminalverwaltung, und der Amtsname Prytanis kommt nicht mehr vor. Die Ermordung des Ibykus fällt gerade in diese Zeit. — V. 7. Zu rächen, daß man räche. — Manen, die römische, hier etwas auffallende Bezeichnung des Geistes des Verstorbenen. — V. 8. Sühnen, von der Beruhigung des nach Rache verlangenden Volkes. Der Ausfall des sie ist hart.

*) Im ersten Druck stand Neptunus. Aber den griechischen Namen hatte der Dichter schon Str. 2, 3 gebraucht.

tr. 9 f. Lebhafter Uebergang des Dichters zum
ter. — Str. 9, 1. Die Spur, eine bestimmte Spur. —
Der Völker Gedränge, aus den flutend sich drängen-
iechischen Stämmen, worauf V. 3 sich bezieht. — V. 4.
arz deutet auf den Abscheu vor der Frevelthat. — 5. Feig.
ier bezeichnendere habgierig wurde durch den Vers aus-
ssen. — 6. Ein verborgner Feind, ein Nebenbuhler.
7 f. Vgl. zu Ged. 53 Str. 2, 7 f. — Str. 10. Vielleicht
t er, seines Raubes sich freuend, durch die Menge, wagt
in einen Tempel oder befindet sich unter denen, die eben
eater strömen. Beim dritten Gliede fehlt wohl absichtlich
elleicht. Bezeichnend ist die Abwechslung mit frechem
tte, trotzt, dreist.*)
tr. 11 f. Schilderung der im Theater zusammen-
ngten Menge. Uebergang zum Chore. — Str. 11, 1
icht wohl zum Schlusse der vorigen Strophe, wo die Menge
h erst ins Theater drängt, während hier die versammelten
uer auf den Anfang warten. — V. 2. Bühne, hier auf-
von den Zuschauersitzen, dem Schaugerüste (Str. 12, 7),
aue (Str. 11, 6), den Schiller sich wohl von Holz denkt. In
ward das erste Theater von Stein zur Zeit des Aeschylus
, als das frühere Holzgerüste eingebrochen war. — V. 4

u der Bemerkung, daß Helios „alles Irdische bescheint" soll nach Heller
nte homerische Bezeichnung veranlaßt haben, dieser sehe alles und höre
reilich den Gott Helios nahm Schiller von den Griechen, aber die weitere
ung gab ihm die Sache in die Hand. Heller meinte freilich, Schiller
he „Reminiszenzen eingestreut", um der auf griechischem Boden spielenden
die antike Färbung zu geben, was ohne diese und die wirklichen Ent-
n unmöglich gewesen wäre. Ich habe eine höhere Ansicht von Dichter
htung.

ist nach wartend das durch den Reim gebotene da übelklingend. — V. 5. Von der Volksversammlung sagt Homer (Ilias II, 95 f.): „Sie war aufgeregt, die Erde dröhnte, als das Volk sich setzte, und Geschrei war"; als sie darauf in Unruhe geräth, vergleicht er sie mit den schwellenden Wogen des Meeres. — V. 6—8 beschreiben die im Halbkreise sich hintereinander bis zu einer gewaltigen Höhe erhebenden und, je weiter sie sich vom Mittelpunkte entfernen und je höher sie steigen, einen immer größern Bogen beschreibenden Zuschauersitze. — Noch in den Gedichten steht nach jedem der sechs ersten Verse ein Komma, wie auch in Strophe 8 nach den vier ersten. Schon Körner setzte mit Recht nach V. 5 Semikolon. Nach V. 4 ist hier so wenig ein bedeutender Abschnitt, wie in Str. 12; das Uebergreifen in den zweiten Teil der Strophe wirkt gerade malend. Zieht man V. 5 zum folgenden, so wird die Verbindung sehr schleppend, während wir zu wartend eine nähere Bestimmung fordern; von Menschen wimmelnd müßte in diesem Falle als sehr matte Erläuterung von V. 5 gelten, während es, allein zu „es wächst der Bau" tretend, den Anblick treffend veranschaulicht. — Bis in des Himmels Blau, übertreibend nach gangbarer Weise, wie wir auch himmelhoch gebrauchen. Vgl. Ged. 60 Str. 6, 3. — Str. 12, 2. Die geht auf Völker zurück. — Gastlich, freundlich aufgenommen. Schiller nennt absichtlich nur griechische Orte, zunächst von Griechenland selbst (Athen, Böotien, Phocis, Sparta), dann von Kleinasien und den griechischen Inseln. Athen führte bei den Isthmien den Vorsitz. Theseus sollte die Spiele zuerst dem Poseidon geweiht haben. Das ursprüngliche Theseus' Stadt änderte Schiller für die Prachtausgabe in das härtere Kekrops' Stadt, weil Kekrops die Burg Athens gegründet,

die daher Kekropia hieß, wie die Athener Kekropiden, Attika bei Dichtern das kekropische Land. Aber Theseus gilt als Gründer des attischen Staates, weshalb Dichter die Athener Thesiden, das Land das theseische nennen. — V. 7 f. leiten unmerklich die Erzählung fort, indem sie zu dem wirklichen Auftreten des Chores hinüberführen, dem die Zuschauer eben entgegensehen (Str. 11, 4). Das Präsens führt die Haupthandlung ein. Vgl. zu Ged. 39 Str. 7, 4. — V. 8. Grauser Melodie, wie es im gleich zu nennenden Chorgesang des Aeschylus heißt: „Lasset ertönen den grausen Gesang!“*)

Str. 13—15. Der Chor tritt auf und beginnt seinen schaurigen Gesang. — Str. 13, 1—4. Dieser trat nicht aus dem Hintergrunde der Bühne hervor, wie Schiller annimmt, er kam von der linken Seite durch ein Bogenthor, und bestieg mit seltenen Ausnahmen nicht die Bühne, sondern blieb auf der einige Fuß tiefern Orchestra. Hätte der Dichter die Sache ganz nach der Weise des alten Theaters darstellen wollen, so hätte er einer größern Ausführung bedurft, die er vermeiden wollte. Auch kümmerte es ihn nicht, daß bei den Isthmien keine theatralischen Vorstellungen stattfanden; das Theater war zu lyrischen Gesängen und sonstigen Vorträgen bestimmt, nur Kaiser Nero wagte es, der Festordnung zuwider bei den Isthmien auch als Tragöde aufzutreten. — V. 4 verstößt umwandelnd gegen die Sprache, da das Umwandeln erst auf das Hervortreten folgt. Erträglicher ist es Str. 18, 6, wo das Umwandeln dem Verschwinden vorhergeht. Der Dichter muß umwandelnd hier

*) Statt des ursprünglich nach Melodie stehenden Gedankenstrichs hat schon erste Ausgabe der Gedichte richtig Komma.

Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier
Und des Hörers Mark verzehrend.

Hymnos ist bei Aeschylus das Festlied zum Opfer; bei Schiller tritt dies nicht klar hervor, und wäre für Hymnus eher Lied an der Stelle gewesen. — 3 f. Er zerreißt das Herz und verwirrt den Verstand. Dem Dichter schwebt hier das seelenfesselnd der Uebersetzung vor, das bei Aeschylus stärker lautet *δέσμιος φρενῶν*, den Sinn bindend.*) Vorher nannte der Chor das Lied ein bindendes (*δέσμιος*). Dasselbe wiederholen bei Schiller in andern Ausdrücken V. 5 f. und V. 7 f. Die Abweichung in V. 5 von Humboldts Uebersetzung bedingten Vers und Reim. Die Wiederholung von Herz wirkt störend. Geistbethörend wäre wohl vorzuziehen gewesen. — V. 8 hat Schiller sonder Leier (*ἀφόρμικτος*) mißverstanden; denn dies soll bezeichnen, daß das Lied nicht wie ein Festgesang von der Leier begleitet wird. Aehnlich sagt Aeschylus im Agamemnon (963 f.) „der leierlose Klaggesang der Erinys". Uebrigens hat der Dichter das einzelne Auftreten der Eumeniden, die nacheinander in den Tempel stürzen, absichtlich übergangen, er führt nur den darauf folgenden Chorgesang an, ohne sich an des Aeschylus Eumeniden zu halten, die ja auch weit später als Ibykus fallen. Vgl. auch Ged. 30 Str. 17, 10 ff.

Str. 16 f. Der Chorgesang selbst, wozu Schiller einen Theil des äschyleischen verwandte. In dem ersten Chorliede heißt es:

*) In der Prachtausgabe wollte Schiller Frevler statt Sünder gesetzt wissen; der stärkere Ausdruck schien ihm gefordert.

Denn wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;
Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber wer, wie dieser [Orest], frevelnd
Hände des Mordes birgt,
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergoßne Blut.

Die Eumeniden rufen die Nacht am Anfange des folgenden Chorgesangs als ihre Mutter an. Die erste Gegenstrophe beginnt:

Denn des Schicksals Richterausspruch
Gab zum sichern Eigenthume
Dieses Loos uns: wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Bande ledig.

Die zweite Gegenstrophe schließt:

Plötzlich aus der Höhe stoßend
Hemmen wir des flüchtgen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fuß,
Und er sinkt, und sieht es
In des Wahnsinns Irrthum nicht. —

Str. 16, 1. Wohl dem, wie Psalm 1, 1. — Fehle, die ältere vollere Form statt Fehl, des Reimes wegen — V. 2. Die kindlich reine Seele, die reine Kindesseele. — V. 5. Wer, jedem, der. Auch der Klang ist hier nach dem doppelten wehe wirkungsvoll. — Str. 17 hat der Dichter die äschyleischen Gedanken in umgekehrter Folge benutzt. An einer andern Stelle

Ibykus. Die Angst allein kann ihn hier zum lauten Rufen veranlassen, da sein Genosse gerade neben ihm sitzt. Aber Goethe nahm mit Recht daran Anstoß, daß der Mörder laut ruft, ja überall verstanden wird, da er selbst sich den Ausruf als „eine gaffende Bemerkung" dachte; er verleitete dadurch Schiller, der Stelle einen andern Sinn zu geben, als der von ihm beabsichtigte war. Beide übersahen, daß die Bezeichnung der „Kraniche des Ibykus" entweder von Angst oder von Spott eingegeben sein muß.*) Eine unvorsichtig laut gegen den Genossen gemachte Bemerkung wäre besser an der Stelle. — V. 1. Auf den höchsten Stufen kann man der Stellung nach sowohl mit hört man als mit rufen verbinden, wie es der Dichter will.**) — V. 3 f. Nach der Sage lautete der Ruf: „Siehe da die Rächer des Ibykus!" oder „Die Rächer des Ibykus sind da"; Schiller folgte mit Recht dem Sprichwort „Die Kraniche des Ibykus". Der häufig vorkommende Name des Timotheus ist frei gewählt, da Schiller des Reimes wegen eines solchen auf us bedurfte. Am Schlusse des ersten Briefes des Paulus an Timotheus heißt es: „O Timotheus, das Anvertraute bewahre", woran Schiller eben so wenig dachte als an die Wortbedeutung des Namens (Gottehrend). — V. 5—8. Ein ungewöhnlich großer Kranichzug wird hier angenommen, ein Heer; gewöhnlich fliegen

*) Sonderbar findet Heller in der Wiederholung des „Sieh da!" den Beweis, daß die Worte nicht in Angst, sondern „im Ton der durch Ueberraschung herbeigeführten Unbedachtheit" zu sprechen seien. Als ob nur der Ueberraschung, nicht der Angst, ja jeder Aufregung eine solche Wiederholung eigen sei.

**) Die schon im ersten Abdruck nach V. 4 und Str. 21, 8 stehenden Gedankenstriche sind überflüssig wie auch der später Str. 21, 1 nach Ibykus eingeführte; denn das Ende einer Rede außer dem schließenden Anführungszeichen noch durch einen solchen anzudeuten, ist ein Mißbrauch.

50—60 zusammen. — Schwärzlicht, wie graulicht Str. 2, 8. Die Farbe dicht hintereinander fliegender Kraniche sticht bedeutend von der des blauen Himmels ab, den der Dichter in starker Uebertreibung durch sie verfinstern läßt, wie nach der bekannten Aeußerung die Menge der Pfeile des großen Perserheeres die Sonne trübte (Herod. VII, 226).

Str. 21 f. Alle fühlen sich durch den Namen des Ibykus getroffen; das Volk ahnt sofort, daß die vom Chor verkündete Rache am Verbrecher sich auch jetzt bewahrheite, der Rufende der Mörder sein müsse. — Str. 21, 1. Des Ibykus! ruft eine Stimme, und dieser Ruf pflanzt sich fort. Man könnte zweifeln, ob nicht nach Ibykus Fragezeichen zu setzen sei; aber der erste ruft nur den eben vernommenen Namen verwundert aus. — V. 3. Das Bild soll bloß die rasche Verbreitung bezeichnen. Vgl. Ged. 42 Str. 1, 4. 6. — V. 5—8. Es sind hier eben so wenig verschiedene Stimmen zu unterscheiden, wie Str. 22, 3—8. Der Dichter hat sich eine malerische Darstellung entgehn lassen, die Goethe ohne Zweifel in meisterhafter Weise gegeben haben würde.*) — Str. 22, 1. Lauter, von der wachsenden Leidenschaftlichkeit, nicht weil die Frage überall erschallt. — V. 2—8. Plötzlich bemächtigt sich aller die Ahnung, daß die Macht der Eumeniden sich hier offenbare, der Mörder sich selbst verrathen habe, und all-

*) Auch hier ist dem ersten Drucke zu folgen, der nach Ibykus (5) Komma, nach V. 6 Ausrufungszeichen hat. Der zweite fügt zu dem Namen des Dichters nur noch die Erinnerung an dessen ungerochenen Tod. Nicht einmal Ausrufungszeichen möchten wir nach dem zweiten Ibykus setzen. Die Fragezeichen nach beiden Ibykus und erschlug verderben die Stelle. Die Fragen erheben sich erst V. 7.

gemein erhebt sich die Forderung, man müsse den, der das Wort gerufen, und dessen Genossen ergreifen. — V. 2. Es unbestimmt zur Bezeichnung des Gedankens, dessen wörtlicher Ausdruck folgt. Auch hier gibt der Dichter nur den Ruf eines einzelnen, nicht das Durcheinander der Stimmen. — Blitzesschlag, ungehörige Form, wie Str. 1, 2 Landesenge. — V. 4 f. Das soll sich wohl auf V. 5 beziehen. — Fromm, im Gegensatz zur Ruchlosigkeit der Mörder. Aber die Hervorhebung der Frömmigkeit des Ibykus als Dichter kann leicht irre führen; nicht die Rache des Dichters, sondern die Entdeckung jeder noch so verborgenen Frevelthat muß hervorgehoben werden, woneben freilich nebensächlich die Liebe des Volkes zu seinem Dichter hervortreten könnte. — V. 7. Ihn bedeutsamer und zugleich wohlklingender als den vor der sein würde. Vgl. Ged. 55 Str. 2, 3. — 8. Erst jetzt denkt man auch an den mit Namen angerufenen Genossen.

Str. 23. Das Geständniß der That. — V. 2 scheint nicht bloß die Auslassung des so anstößig, die bei Umstellung des Zeitworts und nach Sätzen der Ursache, des Zweckes, der Bedingung, der Einräumung unbedenklich ist, sondern auch die Zeitform; denn es ist von einem verhältnißmäßig lange vergangenen Augenblick die Rede. Der letztere Anstoß schwände, wenn die, wie wir wissen, erst später eingeschobene, nicht besonders glückliche Strophe 22 wieder wegfiele. Freilich ist die Erzählung dann rasch und lückenhaft, aber diesen Charakter trägt der ganze Schluß an sich, der eben durch seine Kürze besonders wirken soll. Jedenfalls schließt sich Str. 23 besser an Str. 21 an, ja auch daß hier gleich von den beiden Schuldigen die Rede ist, kann bei der jähen Eile nicht stören. — V. 3 f. An dem Schrecken

in ihren Mienen erkennt man sie sofort, und ihre verworrene Erwiderung verräth sie vollends. Vgl. Ged. 72 Str. 9, 8. — V. 4. Der Ausdruck ist freilich etwas gezwungen. — V. 5 f. Die von ihrer Schuld Ueberzeugten halten sie fest und rufen nach dem Richter, mit dem sie zur weitern, wenn auch kurzen Verhandlung auf die dazu geräumige Bühne sich begeben. — Den Richter, der sich unter den Zuschauern befindet, da kein Korinther vom Feste fern geblieben. Str. 8, 5 war der Prytane genannt. — Die beiden Fremdwörter in V. 6 fallen störend auf. — V. 8. Die Rache hat sie blitzartig in dem Augenblick getroffen, wo sie durch den unwillkürlichen von den Zuschauern rasch aufgegriffenen Ausruf so in Schrecken gesetzt sind, daß ihnen kein Leugnen möglich ist. Vom Schuldbewußtsein (V. 4) kann hier nicht mehr die Rede sein.

---

57. Hero und Leander.

Goethe beabsichtigte schon im Mai 1796 eine Behandlung der schönen Sage, welche ein dem dritten oder vierten christlichen Jahrhundert angehörender griechischer Dichter Musäus episch behandelt hat; wahrscheinlich hatte ihn die 1795 zu Leipzig erschienene Uebersetzung jenes Gedichts von Fulda dazu veranlaßt. Schiller schreibt den 23. Mai an Körner, der eben von Jena nach Dresden zurückgekehrt war, Hero und Leander habe Goethe noch nicht angefangen. Fünf Jahre später griff Schiller (es war unterdessen 1799 eine neue Uebersetzung des griechischen Gedichtes, „Der nächtliche Schimmer“ als „Reliquie für Liebende“,

erschienen) den von Goethe jetzt aufgegebenen Stoff an*); es war im Juli 1801, nach der Vollendung der Jungfrau von Orleans, während Goethes Abwesenheit, der am 5. nach Pyrmont gereist war. Er sandte das am 17. abgeschlossene Gedicht den folgenden Tag an Cotta, dem er Beiträge zu seinem Taschenbuch für Damen versprochen hatte. Den 28. meldete er Goethe, obgleich das kalte Wetter vor vierzehn Tagen auch seine Gesundheit angegriffen und seinem Fleiße geschadet, habe er doch für Cotta eine Ballade Leander und Hero wirklich zu Stande gebracht. Goethe war recht neugierig auf Hero und Leander. Diese Ueberschrift, die auch das griechische Gedicht bietet, nicht die umgekehrte, hatte Schiller der Ballade gegeben.**)

Der griechische Dichter beschreibt sehr ausführlich, wie Leander die Priesterin der Aphrodite bei dem großen ihrer Göttin und dem Adonis gefeierten Feste zuerst gesehen habe und in Liebe zu ihr entbrannt sei, wie er ihr seine Liebe gestanden und versprochen, jede Nacht zu ihr herüberzuschwimmen, nur möge sie an ihrem Thurme eine Leuchte anzünden und Sorge tragen, daß der Wind diese nicht auslösche. Sodann wird die erste Nacht geschildert, wo Leander zu Hero herübergeschwommen und sie heimlich der Liebe gepflogen. „Aber nicht lange lebten sie und genossen der Liebe", fährt der Dichter fort. Der Winter kam, aber auch dieser hielt Leander nicht zurück; denn Hero zündete die Leuchte jede

*) In der Schiller bekannten Oekonomisch-technologischen Encyklopädie von J. G. Krünitz (vgl. S. 53) findet sich in dem 1795 erschienenen 66. Bande eine platte Darstellung der Sage unter Leander und Hero, dazu eine wunderliche Abbildung des beim Gewittersturm im Meere schwimmenden Leander. Vgl. unten S. 88.

**) Schillers Handschrift, in welcher sich eine frühere, durch Ausstreichen und Ueberschreiben veränderte Fassung findet, hat sich erhalten.

Nacht an, da ihr Verlangen und das Schicksal sie bewältigten. Einst stürzte sich Leander in einer stürmischen Nacht in die Flut; vergebens flehte er zu der das Meer beherrschenden Aphrodite, vergebens zu Poseidon und Boreas, dem Entführer der Oreithyia, keiner half ihm, auch Eros wehrte nicht das Verderben ab. Der scharfe Wind löschte die Leuchte des Thurmes und zugleich Leben und Liebe des unglücklichen Leander. Hero stand noch am Morgen auf dem Thurme, den Blick auf das Meer gerichtet, bis sie endlich am Fuße ihres Thurmes die an den Felsen geschundene Leiche ihres Gatten sah. Da zerriß sie ihr kunstvolles Kleid an der Brust und stürzte sich rauschend vom hohen Thurme herab. „Und Hero starb auf dem dahin geschiedenen Gatten", schließt der Dichter, „und so genossen sie einander auch noch im Tode."

Das älteste Zeugnis dieser Sage findet sich in den schönen Versen des Virgil Georg. III, 258—263, der den in dunkler Nacht das stürmende Meer durchschwimmenden Jüngling als ein Beispiel der Macht der Liebe anführt. Unter den Heroiden des Ovid findet sich auch ein Brief von Leander, der verspricht, sobald der Winter es gestatte, zu Hero herüberzuschwimmen, nebst der Antwort, welche ihre Sehnsucht nach ihm, aber zugleich den dringenden Wunsch ausspricht, wenn das Meer unruhig sei, möge er nicht kommen. Auch diese beiden Briefe waren Schiller wohl bekannt, da die Schilderung jener Unglücksnacht ihm gerade den Hauptpunkt bildete. Schon als Goethe den Stoff behandeln wollte, dürfte er diese kennen gelernt haben. Die bedeutendste Aenderung, die Schiller sich erlaubte, bestand darin, daß er das Meer, als Hero die Leuchte anzündet, noch ganz ruhig sein ließ, so daß das verrätherische Element die Liebenden verlockte. Die Hero machte er zur Hauptperson, schilderte nicht, wie Musäus, die

kühn statt des Beiwortes schmerzvoll. Im Tell (IV, 3) heißt der Pfeil „Bringer bittrer Schmerzen". — V. 3. Göttermacht, wie deines Szepters Macht Ged. 55 Str. 2, 3. Göttermacht soll die Macht als unwiderstehlich, heilige ihre beseligende Wirkung bezeichnen. — V. 4—6. Hero, er, als ob vorhergegangen wäre Hero und Leander waren gerührt; nach Göttermacht V. 3 muß statt des überlieferten Punktes Komma oder Doppelpunkt stehn; denn zu Hero ... schön blühend (vgl. Str. 13, 5) und er ... ziehend ein war zu ergänzen geht des Partizipiums wegen kaum an; sonst könnte man das neunte Räthsel (Ged. 70 Str. 1, 3 f.) vergleichen. Statt schön (so schön) wünschte man ein bezeichnenderes Wort. — Hebe, die Jugendgöttin. Vgl. Ged. 46 Str. 3, 2. Ged. 69 Str. 15, 9. Der Vergleich ist wenig anschaulich. Schiller tadelte Bürger, daß er zur Bezeichnung der Schönheit eines Mädchens ihre Eigenschaften von allen Göttinnen zusammenborge; aber auch unser Vergleich sagt mehr, als er bedeutet, da bildliche Darstellungen der Hebe (sie erscheint meist nackt, dem Zeus einschenkend) selten sind. — V. 5 f. Er ein rüstiger Jäger. Das schon im ersten Druck nach rüstig stehende Komma darf nicht fehlen. — Im Geräusch der Jagd (in geräuschvoller Jagd) gibt keinen malerischen Zug, schlägt auch matt nach. Auf die Jagd war der Dichter vielleicht durch Ovid gekommen, bei welchem Hero unter den männlichen Beschäftigungen auch diese hervorhebt. Den starken Jäger wünschte man bezeichnender dargestellt, etwa wie bei Horaz carm. III, 12 am Ende. Mit Absicht erwähnt Schiller hier nicht, daß Hero die Priesterin der Aphrodite ist, was das Liebesverhältniß in ein ungünstiges Licht stellen würde, dagegen verwendet er diesen Zug da, wo er für seine Absicht bedeutend ist, Str. 25. — V. 2 f. Die Feindschaft

der Eltern ist von Schiller nach Ovids Pyramus und Thisbe (Met. IV, 55—166) oder nach Shakespeares Romeo und Julie hinzugethan; freilich wird auch bei Musäus und Ovid die Liebe vor den Eltern verborgen gehalten, aber nur weil diese Hero zur Priesterin bestimmt haben. Ovid deutet noch den Gegensatz an, daß Hero eine Thracierin, eine Barbarin, Leander ein Grieche war. — V. 9 f. schwebt das Bild vom Abpflücken einer Frucht vor; es kehrt wieder Str. 7, 8 ff. Nur dadurch konnten beide der Liebe genießen, daß Leander sein Leben der Gefahr aussetzte.

Str. 3—6. Zu der auf dem Felsenthurme in Sestos einsam wohnenden Hero schwamm Leander jede Nacht herüber und blieb bis zum frühen Morgen, wo er wieder zurück mußte.

Str. 3. Die Angabe der Wohnung Heros und Leanders dient dem Dichter zur Einleitung des kühnen Wagnisses.*) Weshalb Hero einsam auf dem Thurme wohnt, läßt der Dichter mit Recht auf sich beruhen. Bei Musäus heißt es, sie habe einen Thurm, den schon ihre Vorfahren besessen, in der Nähe des Meeres bewohnt, und er läßt sie selbst sagen, ihre Wohnung sei ein himmelhoher Thurm vor Sestos am tiefwogenden Strande durch den traurigen Beschluß ihrer Eltern. Lessing hat mit Recht vermuthet, der Thurm habe zu einem Tempel der Göttin gehört, deren Dienst bei dem Geschlechte der Eltern der Hero seit uralter Zeit gewesen. Die von Musäus und Ovid erwähnte Alte, welche ihr allein Gesellschaft leistete, konnte Schiller nicht brauchen. — V. 4. Einsam grauend. In ihrer Einsamkeit empfand sie

*) Schiller hatte zuerst V. 1 „Auf Abydos Felsenthurme", V. 5 „Nach der theuren Küste" geschrieben, aber beides sogleich glücklich verändert.

Grauen, da sie, wie es bei Musäus heißt, keine Gespielinnen, keinen Reigen der Jünglinge um sich hatte, sondern das Getöse des stürmischen Meeres Nacht und Tag ihr Ohr traf. — V. 7—9. Leander hatte sich noch nicht zum kühnen Wagnisse entschlossen. Nach Musäus that er dies gleich am ersten Tage, wo er sie sah und ihr seine Liebe gestand. Sestos war von Abydos 7 bis 8 Stadien (etwa ein Fünftel Meile) entfernt.*) — *Keiner Brücke Steg*, keine hinüberführende Brücke. Xerxes ließ eine solche hier schlagen. Zu der sonderbaren Annahme, daß kein Fahrzeug von Abydos habe herüberfahren können, ward Schiller durch den beabsichtigten Gegensatz verleitet. Warum führte er uns Hero nicht *zur Nachtzeit* sitzend vor? Oder ist diese Bestimmung bloß vergessen?**) — V. 10. Boxberger vergleicht hierzu das englische Volkslied *Weg der Liebe* bei Herder (III, 31), wo es heißt:

Ueber Felsen und Höhn
Findet Liebe den Weg.

Im Englischen:

Love will find out the way.

Str. 4. Weite Ausführung der *Macht der Liebe*. — V. 1 f. Die Liebe rettet aus der Noth. Ariadne wußte den Geliebten aus dem Labyrinth durch den ihm gereichten Garnknäuel zu retten. — Der etwas matt folgende einleitende V. 3 verdankt wohl bloß dem Reime seinen Ursprung. Statt *klug* verlangt man *kühn*, sowohl des Gegensatzes als des folgenden wegen. — V. 4—6.

*) Sieben Stadien nach Herodot (VII, 34), nicht mehr als acht nach Xenophon (Hell. IV, 8, 5).

**) Statt des Semikolons sollte nach V. 9 Punkt stehn, welcher den raschen Uebergang von der schmachtenden Sehnsucht der Hero zur weitern Erzählung andeutet.

Die Liebe lehrt die Mittel, das Schrecklichste zu verrichten. Jason mußte, um das goldene Vließ zu erlangen, die von Hephästos dem Aeetes geschenkten erzfüßigen und erzmauligen feuerschnaubenden Stiere an den gleichfalls von Hephästos gearbeiteten Pflug von Stahl spannen und damit ein Stück Feld beackern. Medea gab ihm ein Zaubermittel, wodurch er gegen den Angriff der Stiere gesichert war. Den ἀδάμας, woraus der Pflug besteht (Apollon. Rhod. III, 1285), hat man irrig als Diamant gefaßt. Bei Ovid (Met. VII, 104) haben die Stiere nares adamantei.*) — V. 7—10. Selbst in die Unterwelt dringt die Liebe. Ueber Orpheus vgl. zu Ged. 21 Str. 22. — Der neunfach fließet. Der neun Windungen des Styx gedenkt Virgil Aen. VI, 439 (Styx novies interfusa). Vgl. Ged. 69 Str. 2, 7. — V. 8. Die Wagende, richtiger die wagende (die Liebe). — V. 9. Das Geliebte, allgemein, obgleich eigentlich nur Eurydice vorschwebt. — Des Pluto Haus. Die Unterwelt heißt bei Homer des Hades Haus, bei Horaz (carm. I, 4, 17) domus Plutonia. — Finster. Vgl. Ged. 53 Str. 2, 21. 3, 11. Die freilich nicht besonders gelungene weite Ausführung der Macht der Liebe ist hier wohl berechtigt, da diese gerade den Kern des Gedichtes bildet.

Str. 5. Die Macht der Liebe trieb auch den Leander allnächtlich über das Meer zu Hero, welche durch die am Thurm aufgesteckte Fackel ihm den Weg zeigte. — V. 3. Leanders Muth sollte regelrecht nach auch stehn, wird aber durch die Verschiebung an den Schluß hervorgehoben. — V. 6. Pontus, kühn zur Bezeichnung des Hellespontes, dessen Namen der Dichter hier nicht brauchen konnte, weil er

*) Im ersten Drucke steht Thiere auch V. 4 an der Stelle von Stiere.

eines Beiwortes bedurfte zur Andeutung, daß Dunkelheit über dem Meere lag. Ebenso steht Pontus Str. 16, 2. 19, 1. Dem Dichter schwebt Virg. Georg. I, 207 vor, wo pontus et ostriferi fauces Abydi verbunden werden zur Bezeichnung einer gefährlichen Meerfahrt, aber pontus ist dort das Meer. — Finster stand schon Str. 4, 10 vom Hades. — V. 7. Arm, allgemein zur Bezeichnung des Mittels, obgleich er beider Arme bedarf. Homer braucht so *διερέσσειν χερσίν*, Ovid iactare brachia. — V. 8 stand ursprünglich steurend und fernen Strande. — V. 9. Söller. Er denkt sich die Fackel an einem Altane. Musäus und Ovid sprechen von der äußersten Spitze des Thurmes. — V. 10. Der Fackel Brand, wie der Brücke Steg Str. 3, 8. Vgl. Str. 15, 2.

Str. 6. Bis zum Morgen freut er sich der Liebe, dann aber muß er denselben Weg zurück. — V. 1 f. Boxberger vergleicht aus Bürgers Lenore:

Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!

V. 3. Fahrt, wie Musäus den Schwimmenden seinen eigenen Ruderer, sein eigenes Schiff, Schiller selbst Str. 15, 6 ihn überkühn einen Wandrer nennt.*) — V. 4. Götterlohn, den süßesten Lohn. Bei Ovid sagt Leander, ihre Küsse seien werth gewesen über das Meer her geholt zu werden. — V. 5. In seligem Umfangen, das sie für ihn bereit hält. — V. 6. Die Liebe, der Geliebten. — V. 7. Musäus läßt richtiger den Liebenden vor der Morgenröthe aufbrechen, Ovid beim Aufgang des Morgensterns. — V. 8. Der Wonne Träumen, der ihn

*) Statt schwer bestandnen hatte Schiller ursprünglich schwerdevollen gewagt, aber es gleich selbst verbessert.

wie ein Traum umfangenden Wonne. — V. 9. Die Kälte des Meeres (frigora gelidi profundi) und nach dem Verlassen des Thurmes die Kälte des Ufers hebt Ovid hervor. — V. 10. Schreckt, mit Schrecken über das Ende seiner süßen Wonne treibt.

Str. 7 f. So genossen sie einen Monat der Liebe und sie freuten sich dabei, daß die Nächte immer länger wurden. — Str. 7, 1. Sonnen, nach römischem Dichtergebrauche. Aber nicht die Tage flohen ihnen so rasch, sondern die Nächte. — V. 2. Raub, vom raschen Ergreifen, wie man sagt auf den Raub. — V. 3—6 schließen sich freilich etwas hart an verstohlner Wonnen an, „so süß wie die selbst von Göttern beneidete Brautnacht, immer neu und frisch". Der Ausdruck ist nicht ohne Anstoß. V. 5 steht wörtlich so in anderer Beziehung in dem spätern Gedicht Sehnsucht (38) Str. 1, 6. — V. 7—10. Der höchste Genuß ist der, den wir verstohlen genießen. Dieser Satz soll V. 6 begründen; eigentlich knüpft er an verstohlner (V. 2) an. Zum Bilde vgl. Str. 2, 9 f. Die Wiederkehr desselben Bildes ist störend. — Frucht des Himmels, wie Himmelsfrucht in der Jungfrau Prolog 2. Aehnlich war Götterlohn Str. 6, 4. — Des Höllenflusses, des Cocytus? Vgl. Ged. 53 Str. 3, 1. Bezeichnender wäre wohl Höllenschlundes gewesen. V. 10 hat Schiller das ursprüngliche grauenvollem gleich in schaudervollem geändert. — Str. 8, 1. Hesper. Vgl. zu Ged. 36 Str. 4, 7. Auffallend ist der römische Name Aurora, da sonst hier griechische Götternamen sich finden, ja Eos selbst Str. 23, 3. Vgl. Ged. 69 Str. 7, 6. Schiller konnte sehr wohl sagen Hesperos und Eos. — Zogen auf, für gingen auf oder zogen herauf, nach Bürgers Lenore:

Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Sie zogen auf, wie zum Dienste. — V. 3. Die Glücklichen. Schon oben Str. 7, 3 hießen sie das beglückte Paar. — V. 4—6. Hiernach müssen Herbst und Winter gekommen sein, was unmöglich in Monatsfrist (Str. 7, 1) geschehn konnte, so daß hier die auf den ersten Monat ihres Glückes folgende Zeit gemeint sein muß, was freilich hätte bestimmt angedeutet werden sollen. — Des Nords beeisten Hallen. Der Winter wohnt während der drei andern Jahreszeiten im Hause des Nordwindes, im hohen Norden. Die bittere Kälte wird seinem Grimme zugeschrieben. In Goethes Faust zieht sich der Winter im Frühling in rauhe Berge zurück. — Statt den ergrimmten hatte Schiller zuerst sich den rauhen geschrieben. — V. 8. Kürzern, von der kleinern Wegstrecke. Horaz sagt vom Winter, er führe den schaurigen Tag in dem engern (kleinern) Kreise. Daß die Nächte zu kurz seien, klagen die Liebenden bei Ovid. — Kürzern, kürzern. Aehnlich kürzern und kürzern. Vgl. in engerm stets und engerm Kreise im Tell (II, 1), hohler und hohler Ged. 60 Str. 9, 5. Goethe sagt auch immer hell und heller u. ä. Von anderer Art ist die einfache Wiederholung zur Verstärkung, wie langsam, langsam, leise, leise, die Goethe auch in Prosa liebt. — V. 9. Bethört, ohne zu ahnen, welches Unglück die späte Jahreszeit über sie bringen werde. Der Dichter macht den Uebergang zu dem verhängnißvollen Tage. Bei Homer tritt so oft ein νήπιος, der Thörichte, ein.

Str. 9 f. An einem Herbstabende sah Hero das Meer ruhig und heiter. — Str. 9, 1 f. Die Sonne tritt am 23. September in das Zeichen der Wage. Unmöglich kann

der Winter vorüber und schon der März gekommen sein. Es schwebt die virgilische Stelle Georg. I, 208. 9 vor (unmittelbar nach der oben angeführten Erwähnung von Abydos):

Wog dem Tag und dem Schlaf gleichschwebende Stunden die Wage
Und zertheilt' in der Mitte für Licht und Schatten den Umkreis.*)

Aber wie stimmt dies zu Str. 8, wo bereits der Winter nah ist? Man könnte vermuthen, jene Strophe sei später ohne genaue Berücksichtigung des Zusammenhanges eingeschoben worden. Freilich in der handschriftlichen Fassung, die wir besitzen, stehen alle Strophen in der jetzigen Folge, aber es war dies ohne Zweifel nicht der erste Entwurf. Jedenfalls paßt Str. 8 nicht in den Zusammenhang. — Es, als Vorbote des Subjekts, wie es schon im Mittelhochdeutschen häufig steht, auch im Volksliede und bei neuern Dichtern beliebt ist. — V. 3. Das wiederholte und soll hier, wie Str. 15, die Gleichzeitigkeit bezeichnen, was aber kaum angeht. — V. 5 f. Vgl. Ged. 37 Str. 1, 4. 2, 3. — V. 9. Das dreimalige schließende ſ ist hier störend, ebenso die Abschnitte hinter jedem Versfuße; die Windstille kann weder durch das eine noch durch das andere gemalt werden. Vgl. dagegen Goethes Lied „Meeresstille" mit dem glücklichen Verse: „Keine Luft von keiner Seite." — Weben von der Bewegung des Windes. So steht Windesweben in der Braut I, 8. Schiller hatte Wehen geschrieben; vielleicht ist Weben nur durch den ersten Druck hereingekommen, da der Reim hier eigentlich nicht an der Stelle ist. Vgl. oben S. 70. — V. 10. Das krystallne Reich. Vgl. zu Ged. 37 Str. 2, 1. — Str. 10. Die Delphine erscheinen bei den griechischen und

*) Libra die somnique pares ubi fecerat horas
Et medium luci atque umbris iam dividit orbem.

römischen Dichtern immer als fröhliche Begleiter einer glücklichen Seefahrt. So gedenken ihrer noch Goethe und Stolberg, aber schon Goethe sah auf der Fahrt von Sizilien, daß sie vom Schiffe aus verfolgt wurden. — V. 3. Rein kommt etwas matt nach, stand auch schon fünf Verse früher. — Element ist undichterisch. — V. 4—6. Unter dem Heere der Tethys (der Gemahlin des Okeanos) sind die Fische gemeint. Schiller schrieb hier Thetys. Gedicht 37 steht richtig Tethys. Die Nereide Thetis, die man hereingebracht, hat mit den Fischen nichts zu thun. Bei Ovid sagt Leander, die gekrümmten Delphine kennten ihre Liebe, und er glaube den Fischen nicht unbekannt zu sein. — Schwärzlicht grau, von der dunkeln Farbe der Fische. Vgl. graulichtem Geschwader Ged. 56 Str. 2, 8. Irrig hat man an ihre Farbe in der Dämmerung gedacht. — Bunt von den schillernden Farben, die besonders im Süden oft sehr schön sind, oder von der bunten Verschiedenheit zwischen den einzelnen Fischarten. Vgl. Goethes Farbenlehre § 644. Zuerst hatte Schiller ganzes Heer geschrieben. — V. 7. Bezeugten, hatten Kunde. — V. 8. Hekate, eigentlich der Mond, dann Göttin des unterirdischen Zaubers, wird in einer späten Stelle der hesiodischen Theogonie (413—452) als Göttin aller Elemente gefeiert, die in jedem Lebensverhältnisse Glück verleiht; so herrscht sie auch über das Meer, und die Schiffer rufen sie neben Poseidon an. Hier erscheint sie, insofern sie dem Meere seine Gesetze (μοῖρα gibt, was sie nach der angeführten hesiodischen Stelle that. — Stummen, proleptisch, als Folge des Beschlusses der Heka. Die Stummheit der Fische war schon bei den Alten sprichwörtl.

Str. 11—14. Hero fleht zum Meergott und des Geliebter Helle um Begünstigung ihrer Liebe.

Ovid ruft Hero den Neptun an, der, da er so vieler Geliebten sich erfreut habe (sie nennt Amymone, Tyro, Alcyone, Medusa, Laodice und Celäno), ihrer Liebe nicht durch Stürme Hindernisse bereiten dürfe; es wäre eine Schmach für den Meergott, den schwimmenden Jüngling umkommen zu lassen. — Str. 11, 1. Störend ist hier die Trennung des Beiwortes durch den Versschluß vom unmittelbar folgenden Hauptworte. Anders ist es Str. 1, 1 f. — V. 2. Mit Schmeicheltönen, schmeichelnd. — V. 3. Element ist auch deshalb anstößig, weil die Anrede dem Gotte gilt. — V. 4. Schöner. Sie schmeichelt ihm mit dieser Anrede. — V. 5. Den Frevler, proleptisch, wie stummen Str. 10, 10. Der Frevel liegt in der Beschuldigung des folgenden Verses. Schiller hatte zuerst den Lästrer geschrieben. — V. 6. Falsch und treulos, wie das Meer, und in Folge davon der Gott, häufig genannt wird. Vgl. Ged. 55 Str. 5, 4. — V. 7. Die Menschen stören jedes Liebesglück. Vgl. Ged. 35 Str. 3. Das Geschlecht der Menschen, im Gegensatz zu den Göttern. Homer braucht so φῖλ' ἀνθρώπων. — V. 8. Der Vater hat sie zur Priesterin der Aphrodite bestimmt, als welche sie ein einsames, freudloses Leben führen muß, was sie Str. 12, 1—3 ausführt, wie Str. 12, 4—6 begründet, daß der Gott mild und gütig ist (V. 9 f.), — Rührte, wie schon Str. 2, 1. Str. 13, 2. — Freudlos einsam. Vgl. zu Str. 3, 4. Beide Beiwörter stehen gleichstufig nebeneinander. — V. 3. Harm, wegen des Geliebten, der nicht zu mir gelangen kann. — V. 4. Eine überstarke Personifikation, ähnlich wie Ged. 54 Str. 20, 3. — V. 5. Vgl. zu Str. 3, 7 ff. — V. 9 f. Daß bisher der Geliebte unversehrt dem Meere entgangen, dankt sie der Gunst des Gottes. Bei Musäus ruft Leander, als er im Sturme schwimmt, die Aphro-

dite, den Poseidon und den Boreas an, bei Ovid, als er zuerst herüberschwimmt, die Mondgöttin.*) — Str. 13 begründet, daß die Liebe den Poseidon „erflehe" (durch ihr Flehen geneigt mache), mit der Erinnerung, daß er selbst ja von der Liebe erfüllt sei. Als Helle mit ihrem Bruder Phrixus auf dem von ihrer Mutter Nephele geschenkten goldenen Widder vor ihrer Stiefmutter Ino floh, fiel sie ins Meer, wovon der Hellespont benannt sein soll. Von einer Liebe des Poseidon zur Helle wissen die Alten nichts; nur in einem spät eingeschobenen Satze in den Catasterismi des Eratosthenes heißt es (10), Poseidon habe die Helle gerettet, und mit ihr den Päon gezeugt. Das war schwerlich Schiller bekannt, der hier keine der Liebschaften des Poseidon gebrauchen wollte, die eine weitere Ausführung gefordert hätten, und sich deshalb die von Ovid mehrfach in den betreffenden Briefen erwähnte Sage von Helle zu seinem Zwecke zurecht legte. — V. 2. Rührte. Die zweite Wiederholung (vgl. zu Str. 11, 10) ist anstößig, wie auch V. 5 die von schön blühend (vgl. Str. 2, 4). — V. 4. Schiller hatte zuerst mit einem überzähligen Fuße geschrieben nach dem fernen Kolchos, fliehend. — V. 8. Zuerst stand schauend statt greifst du und noch im ersten Drucke Teich statt Schlund, V. 10 in dein flutend Reich. Teich, wie Voß Odyssee III, 1 übersetzte: „(Helios) aus dem herrlichen Teiche (λίμνη) sich hebend". Schlund entspricht dem homerischen λαῖτμα. Vgl. Str. 16, 8. — Str. 14, 1. Eine Göttin gewählt für als Göttin. — V. 2. Vgl. Ilias XIII, 32 ff.:

---

*) Statt bezwingt (besiegt, mit Beziehung auf seine furchtbare Macht) hatte Schiller zuerst gewinnt geschrieben.

Eine geräumige Grotte ist in den Schlünden des Sundes
Zwischen Tenedos' Höhn und der rauhumstarreten Imbros:
Dorthin stellte die Rosse der Erderschüttrer Poseidon. —

5. Das Zähmen seiner wilden Triebe durch Helle paßt
ht zur Absicht, ihm zu schmeicheln; noch weniger, daß sie gleich
radezu Helle statt seiner anruft. — V. 8. Selige fällt doch
ch Göttin auf. Vgl. Str. 22, 3. Ged. 53 Str. 3, 5. Ged. 54
r. 56, 2. Kaum geht es an, es im Sinne zu nehmen „die du
bst jetzt glücklich bist". — V. 9 f. hatte Schiller zuerst geschrieben:

Führe mir den Vielgeliebten
Glücklich auf der Wogen Bahn.

Str. 15 f. Kaum hat Hero durch die angezündete
uchte den Geliebten zum gewohnten Wagniß be-
mmt, so verdunkelt sich der Himmel und bald bricht
n fürchterlicher Gewittersturm aus. — Str. 15, 1 f.
gl. Str. 9, 1. 3. — Der Fackel Gluten. Vgl. Str. 5, 10.
e Mehrheit, wie Str. 5, 2. — V. 4. Leitend. Als Leiter
x) seiner Liebe bezeichnet Ovids Leander das Licht. — Oeden,
Homer das Meer unfruchtbar, ἀτρύγετος, nennt, was
häufig durch verödet wiedergibt. — V. 6. Wandrer
erbar vom Schwimmer, ähnlich wie Fahrt Str. 6, 3. Nur
einem Gotte, der über das Meer schwebt, könnte es gesagt
en. — V. 7 bezieht sich auf den fern am Himmel drohenden
n und Wetter; das Meer geräth in Aufregung, schwarze
n ziehen herauf; das Gewitter kommt näher, die Wolken
immer schwerer und drohender. — 8. Kräuselt, wie
ck Ode 45 Str. 8, 3 f.: „Nun kräuselt sich das Meer, und
urm ist da." — 9. Löscht, verlöscht. — 10. Es, von
urme, wie dies häufig allgemein von etwas Schauerlichem

steht. — Str. 16, 1 f. Virgil sagt (Aen. I, 89): „Auf das Meer legt sich finstere Nacht" (ponto nox incubat atra), wie Homer: „Nacht stürzte vom Himmel" (Odyssee V, 294), oder nach Voß „vom Himmel entsank Nacht". Schiller wollte wohl durch sein legt sich Nacht mit folgendem Einschnitt die vossische, nicht homerische, Malerei nachahmen. — Wetterbäche, hier mit sehr glücklicher Kühnheit von den Regengüssen. — V. 5. Felsengrüften, die Felsengrotte, worin Aeolus sie eingeschlossen hält (Virg. Aen. I, 51—63. 81—83). — V. 6. Werden los, matt und unanschaulich. Wahrscheinlich wurde Schiller durch den Reim bestimmt, doch hätte er statt werden wohl reißen setzen können. — V. 7 f. Virgil sagt von den Winden (Aen. I, 84—86), sie wühlten das Meer aus dem innersten Grunde auf und wälzten gewaltige Fluten ans Ufer. Das Meer an sich ist ein „weiter Wasserschlund" (*μέγα λαῦτμα θαλάσσης*). Vgl. Str. 13, 10. — V. 9 f. Nach Virgil (I, 106 f.), wo die einen auf der hoch gehobenen Flut schweben, den andern die gähnende Welle den Boden unter den Fluten öffnet. — Höllenrachen. Vgl. zu Ged. 60 Str. 19, 6.

Str. 17—19. Jammer der um den Geliebten besorgten Hero und Klage über den Verrath des Meeres. — Str. 17, 2. Großer Zeus. Erst in ihrer Noth wendet sie sich an den Göttervater. — Erbarme, dich, wie der Dichter auch wenden, wundern, thürmen ohne das Objekt des persönlichen Fürwortes braucht. — V. 3. Zu erflehn geht auf Str. 14, 9 f. Freilich schwebt ihr dort die glückliche Ueberkunft vor, aber sie sprach es in der jetzigen Fassung nicht bestimmt aus. — V. 4. Die Götter. Eigentlich hatte sie Helle angerufen, aber vorher ihr volles Zutrauen auf Poseidon ausgesprochen, den die

Liebe erflehe. Man sieht nicht gleich, weshalb sie wünscht, die Götter möchten sie nicht erhört haben; denn sie hatte ja gebetet, daß Helle ihr den Geliebten zubringen möge, und im Vertrauen darauf bei dem „schönen Meere“ sofort die Leuchte ausgehangen. Aber jetzt bei dem kurz darauf ausgebrochenen Sturme hat sie alles Vertrauen auf die Götter verloren, ja sie scheint zu fürchten, Helle werde ihr Gebet in treuloser Weise erfüllen, ihr den Geliebten zubringen, aber als Leiche. — V. 5. Falscher. Vgl. zu Str. 11, 6. — Meeren. Die Mehrheit, wie sie auch die Alten brauchen, wobei eigentlich die weite Ausdehnung vorschwebt. Vgl. zu Str. 15, 1. — V. 6. In, obgleich der Sturm sich erst erhoben, als er auf dem Meere war, was ihn aber nicht zur Rückkehr bestimmte. Der zu wenn gedachte Nachsatz „wehe mir“ wird im leidenschaftlichen Vorgefühle des Unglücks unterdrückt. — V. 7—10. Nach dem schrecklichen Sturme, dessen Eintreten Str. 16 beschrieben ist, wirken diese Verse sehr erkältend. Anders ist es, wenn wir uns Str. 16 wegdenken, die wohl erst später hinzugefügt ward. V. 9 f. hatte Schiller ursprünglich geschrieben:

Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Birgt sich in der sichern Bucht,

aber die jetzige Lesart darüber geschrieben. Der erste dieser Verse ist jetzt Str. 20, 5 verwandt. — Str. 18. Diese Strophe hat Schiller erst nachträglich auf den Rand des Bogens geschrieben. Hero kann nicht zweifeln, daß er, als er das Licht gesehen, sich dem Meere anvertraut hat, das ihn jetzt verschlingen wird. Die Strophe ist nichts weniger als nöthig. Der Aeußerung der Gewißheit, daß er auch heute dem Zeichen gefolgt, bedarf es nicht. — V. 3. Ein mächtger Gott. So nennt auch Leander bei Musäus, als er zuerst sich ins Meer wagt, den Eros mächtig

(δεινός). — V. 4—10. Bei Musäus liegt gleichfalls die Vorstellung zu Grunde, daß Leander das Versprechen gegeben, in jeder Nacht zu erscheinen, wo das Licht aufgesteckt werde. Bei Ovid hält das stürmische Meer ihn sieben Tage zurück. — V. 10. Empörte, aufgeregte. Vgl. Ged. 8 a Str. 10, 6. — Str. 19. Leidenschaftlicher Vorwurf an das Meer, das absichtlich so ruhig gewesen, um sie zu verlocken, dem Geliebten das Zeichen zu geben. Dieses wird auch hier personifizirt gedacht. Freilich braucht man nicht an den Gott Pontos als Vater des Nereus und anderer Meergottheiten zu denken, wie er bei Hesiod erscheint, ja wie man ihn auch auf Kunstdarstellungen zu finden glaubt. — V. 3. Einem Spiegel gleich. Dasselbe Bild Str. 9, 8. — Heraus betrogen, indem du mich verleitetest, die Fackel anzuzünden. — V. 6. Falsches, auf Trug ausgehendes, arges. — V. 7. Strom, von der Strömung, der Flut des Meeres, Vgl. Str. 26, 10. — V. 10. Deine Schrecken. Vgl. Ged. 79, 3.

Str. 20. Der Sturm steigt, die Fackel erlöscht, Rettung scheint unmöglich. — V. 1—4. Die Schilderung*) kann kaum als Steigerung von Str. 16, 7 ff. gelten; jene Strophe ist, wie schon bemerkt, wohl späterer Zusatz. Vgl. Odyssee III, 289 f. 296 f. V, 401 f.:

Zeus regte den brausenden Wind im Orkan an,
Und unermeßliche Flut, die emporschwoll gleich den Gebirgen. —
Die Schiffe zerschlug an den Klippen der Ansturz
Brandender Flut. —
Jetzo hört' er ein dumpfes Getös' an den Klippen des Meeres;
Hoch auf donnerte dort an des Eilands Küsten die Brandung. —

*) V. 4 stand noch im ersten Drucke donnernd statt schäumend. Vgl. die dritte gleich anzuführende homerische Stelle.

V. 5 f. Die Bemerkung wirkt eher erkältend als hebend, doch schwebt als Gegensatz Leander vor. — Die Bohlen werden am Schiffe mit Rippen befestigt (Odyssee V, 252). — V. 9 f. Hero muß für ihn fürchten, sowohl wenn er noch auf dem Meere herumgetrieben als wenn er von der Flut ans Land geschleudert wird. Vgl. Odyssee V, 425 f. Der Schluß lautete in der ersten Fassung:

Die Beleuchterin der Bahn,
Und es sprützt der Schaum der Brandung
Gischend an den Felsen an,

war aber gleich in der spätern Weise geändert worden.

Str. 21 f. Hero fleht Aphrodite und alle Götter an, zuletzt auch Leukothea. — Str. 21, 1. Bei Musäus betet Leander im Sturme auch zur meerbeherrschenden Aphrodite, und der Hero gegenüber äußert er, Kypris stamme aus dem Meere, sie herrsche über dieses und ihre Liebe. Ovids Hero sagt, Venus selbst werde dem Schwimmenden beistehn und das Meer beruhigen, da sie ja auch aus dem Meere geboren sei. Schiller scheint Aphrodite bloß als Liebesgöttin zu fassen, ohne Beziehung darauf, daß Hero Priesterin der Göttin war; sonst hätte er ihrer Eigenschaft als Meergöttin, wovon sie viele Beinamen führt, gedenken müssen. — V. 4—6. Homers Achill opfert dem Boreas und Zephyros, damit sie in den Scheiterhaufen wehen (XXIII, 194 ff.). Die Römer brachten den Sturmwinden Opfer. Als Aeneas abfährt, will er die Winde besänftigen; er opfert einen Stier dem Neptun, ein schwarzes Schaf dem Sturm, ein weißes dem Zephyr (Aen. III, 115. 119. 120), und an einer andern Stelle (V, 772) ein Lamm den Sturmwinden. Vgl. Hor. epod. 10, 23. 24. Ein schwarzer Stier wird in der Odyssee dem Po-

seidon dargebracht. Ein jähriges (wie man früher allgemein das dunkle Beiwort erklärte) Rind mit goldumzogenen Hörnern geloben Odysseus und Nestor der Athene (Ilias X, 293 ff. Odyssee III, 382 ff.) Die Art, wie die Hörner des Rindes mit Gold umzogen wurden, wird Odyssee III, 433 ff. beschrieben. Streng heißen die Winde von ihrem unfreundlichen Wehen. — V. 7 f. Der Tiefe, der Unterwelt, denen die Götter des Olymps (in der Höh') entgegengesetzt werden. Vgl. Ged. 52 Str. 6, 7. An die Meergötter ist nicht zu denken. — V. 9. Der Ausdruck „lindernd Oel gießen in die See" für „die See besänftigen" ist höchst seltsam. Freilich führen nicht allein die Alten (Plin. N. H. II, 103. Plut. Quaest. N. 12) die wunderbare Kraft des Oeles an, das aufgeregte Meer zu besänftigen, sondern auch in dem kurz vorher (1798) erschienenen zweiten Bande von Zachs Geographischen Epheremiden ward in einem Aufsatze von Dr. Fr. W. Otto, „Das Oel, ein Mittel, die Wogen des Meeres zu besänftigen" diese Kraft behauptet (vgl. die Encyclopädie von Krünitz B. 104, 116 ff.), und diese Kraft des Oels hat sich neuerdings auf das glänzendste bewährt. Aber da ein wirkliches Schütten von Oel doch den Göttern nicht wohl zugeschrieben werden kann, so blieb dieser bildliche, von einer nichts weniger als allbekannten Erscheinung hergenommene Ausdruck auffallend. Es ist hier einer der seltenen Fälle, wo neuere Erfahrungen der Kühnheit des Dichters zu Hülfe kommen und ihr das Anstößige nehmen. — Str. 22, 1. Man wünschte einen bezeichnendern Uebergang. — Erschallen ist nicht besonders glücklich gewählt. Das einfache höre wäre kräftiger. Aehnlich steht schallen Str. 4, 24. — V. 2. Grünen, von der Farbe des Meeres. — Hallen, der Grotte. Vgl. Str. 14, 16. —

V. 3. Selige, wie Str. 14, 8. — Leukothea. Nach Odyssee V, 333 ff. (von Odysseus):

Aber Leukothea sah ihn, des Kadmos blühende Tochter,
Ino vordem, als sterblich sie war, ein melodisches (!) Mädchen,
Jetzt in des Meers Salzfluten der göttlichen Ehre genießend.
Diese sah mit Erbarmen den göttlichen Dulder Odysseus.
Und wie ein Wasserhuhn flog schnell sie empor aus dem Strudel,
Setzte sich dann auf des Flosses Gebälk und redete also: — — —
„Da! umgürte dich schnell mit diesem unsterblichen Schleier
Unter der Brust, und verachte die drohenden Schrecken des Todes."

Vgl. auch Ovid Met. V, 524—541. Ihre Verehrung breitete sich später sehr weit aus; wir finden sie auch an der kleinasiatischen Küste, ja sie erstreckte sich bis nach Massilia. — V. 4. Oeden, wie schon Str. 15, 4. — V. 7 f. Heilig heißt der Schleier Odyssee V, 459. Wegen seiner geheimnißvollen Gewalt bezeichnet ihn Schiller als geheimnißvoll gewebt. — V. 9. Unverletzlich statt unverletzt; denn kaum kann man es fassen „da sie durch ihn unverletzlich sind". — V. 9. Grab, worin sie ohne ihre Hülfe begraben worden wären. Vgl. Ged. 61 Str. 11, 4. — An Leukothea wendet sich Hero erst zuletzt; diese, welche selbst einst, wie Helle (Str. 14, 7), eine Sterbliche gewesen, die durch die Liebe in den Tod getrieben worden, müsse sich ihrer annehmen.

Str. 23. Erst am Morgen hört der Sturm auf; das wieder beruhigte Meer wirft eine Leiche an das Ufer. — V. 1. Und, ein rascher, unvermittelter Uebergang. — V. 2. Die asyndetische Verbindung zur Bezeichnung der unmittelbaren Folge. — An Himmels Rande, aus dem Meere hervor. Vgl. Ged. 21 Str. 6, 2. auch zu Ged. 41 Str. 1, 2. — V. 3. Als Rosse der Eos werden Odyssee XXIII, 244 ff. Lampos und Phaethon genannt. Bei Musäus heißt es ausdrücklich, Hero

habe immer auf Leander wartend dagestanden; „es kam Eos und nicht sah sie den Bräutigam; nach allen Seiten hin wandte sie die Blicke, ob sie ihren Gatten sähe, der nach Löschung des Lichtes umhergeirrt war. Als sie nun am Fuße des Thurmes den von den Felsen geschundenen todten Gatten sah u. s. w.“ Schiller hatte zuerst geschrieben Eos' Rosenpferde, das er aber wegen des Reimes auf V. 6 änderte. — V. 5. Spiegelsglätte. So schrieb Schiller, nicht Spiegelglätte. Schon zweimal hatte er das ruhige Meer als einen Spiegel bezeichnet.

Str. 24—26. Sie erkennt die Leiche. Der starren Verzweiflung folgt die volle Gewißheit, daß sie dem Geliebten folgen müsse. Entschlossen stürzt sie sich vom Thurme auf die theure Leiche, auf der sie stirbt. Das Meer aber freut sich seiner doppelten Beute. — Str. 24, 1 f. Der Dichter tritt hier ein, da Hero selbst stumm in die Tiefe starrt. — Seinem heilgen Schwur.*) Vgl. Str. 18, 4 ff. Seinem Schwur fehlen, wie man sagt sich fehlen. Vgl. manquer à sa foi, parole. Sonst müßte der Genitiv stehn, wie Ged. 63 Str. 2, 7, bei Luther der Gebote, der Rechte, des Glaubens, des Weges fehlen. Schiller sagt im Tell (III, 3) euer fehlen. — Heilig wird etwas zu häufig wiederholt. — Bei Ovid bemerkt Leander, sollte er im Meere umkommen, so werde er wünschen, daß er in Heros Gegend lande und seine schiffbrüchigen Glieder nach ihrem Hafen trieben. — V. 5. Sieht man dürfte anstößig sein, da niemand anwesend gedacht wird. — V. 6. Verzweifelt erklärt das

*) Schiller hatte zuerst seinem Liebesschwur geschrieben, den überzähligen Fuß aber sogleich weggeschafft.

vorhergehende kalt. — V. 7—10. Trostlos — blickt sie, wiederholt das schon Gesagte, um den Gegensatz daran zu knüpfen: „Dann aber schaute sie, von edlem Feuer ergriffen, zum Himmel.“ Zuerst hatte Schiller lautlos geschrieben, V. 8 trostlos für blickt sie, so daß beide Verse sich unmittelbar an V. 6 anschlossen, aber sogleich sie geändert. — Oede, hier schon zum drittenmal. Vgl. Str. 22, 4. — Ein edles Feuer. Der Entschluß, dem Geliebten zu folgen, erfüllt sie mit edlem Muthe. — Str. 25, 1. Ernste Mächte, das Schicksal, „des Geschickes Mächte“ (Ged. 69 Str. 3, 1. 72 Str. 8, 12). — V. 2. Eure Rechte, das Recht, was ihr auf die Menschen habt, ihr Schicksal zu bestimmen. Es zeigt sich hier keine Spur, daß Schiller gemeint habe, Helle habe ihr Gebet (Str. 14, 9 f.) anders erfüllt, als sie selbst es gemeint hatte. — V. 3. Nach furchtbar fällt unerbittlich etwas ab. — V. 5 hatte Schiller zuerst das schönste Glück geschrieben, dann aber schönste als überzähligen Fuß gestrichen. — V. 7—10. Der Liebe hat sie im Leben als Priesterin gedient, ihr weiht sie sich auch im Tode. Jeder Gedanke, daß sie durch ihre Liebe den jungfräulichen Dienst der Göttin entweiht, wird fern gehalten.*) Dir wird durch die Trennung von dem eng damit verbundenen sterb' ich hervorgehoben. Der lateinische Name Venus fällt hier unangenehm auf. Aphrodite hieß die Göttin Str. 21. Schiller fand den Wechsel unbedenklich, wie er auch in unserm Gedicht Aurora neben Eos hat. Große Königin deutet auf die weitverbreitete Herrschaft ihrer Göttin hin. — Str. 26, 4. f. Hoch, als ob er sich ihrer freue. Einige Zeit schwimmen die Leichen oben, aber

*) Schiller hatte V. 7 zu schreiben begonnen: „Hab' ich dir je“.

[illegible] das Ufer angeschwemmt [illegible] komme, hören wir nicht. [illegible] der Liebe zum Opfer gefallen. — [illegible] Von dem Gotte geht der Dichter zum [illegible] Fließt — fort, bildlicher, [illegible] zurückkehrender Ausdruck für fließt nach [illegible] Dem Meergotte gibt der Dichter die [illegible] zukommende Urne. Vgl. Ged. [illegible] Str. [illegible] — [illegible] Str. [illegible] — Ewig fließt, eben weil die Urne [illegible]

---

58. Kassandra.

[illegible] das Gedicht anfangs Februar 1802. Goethe, [illegible] am 2. gespeist, war am 8. in Bibliotheksgeschäf- [illegible] gegangen. Dorthin schrieb ihm Schiller den 11., die [illegible] Angelegenheit des Hauskaufes habe ihm alle freie [illegible] verdorben und jetzt mache ihm seine dortige [illegible] Sorgen. Unter diesen Umständen habe ein [illegible] Kassandra", das er in einer ziemlich glücklichen [illegible] gangen, nicht viel Fortschritte gewinnen können. [illegible] darauf ganz liegen, erst im August nahm er es [illegible] endete es glücklich. Den 9. September sandte [illegible] der Bemerkung, es sei den vorigen Monat [illegible] ließ er es an Cotta abgehn, zu dessen [illegible] Damen auf das folgende Jahr, worin es [illegible]

Homer kennt die Kassandra, die schöne Tochter des Priamus, die er mit der goldenen Aphrodite vergleicht, noch nicht als Seherin; als solche erschien sie vielleicht schon in der kleinen Ilias des Lesches. Nach Aeschylus, der in seinem Schiller bekannten Agamemnon die Kassandra auf großartige Weise einführte, hatte Apoll, der in Liebe zu ihr entbrannt war, ihr die Weissagung verliehen, aber als sie ihr Versprechen, ihm zu Willen zu sein, nicht halten wollte, sie damit gestraft, daß keiner in Troja ihren Weissagungen glaubte. Schiller ließ diese ganze Liebschaft, woran Spätere die wunderlichsten Fabeleien knüpften, völlig bei Seite, da er in der Kassandra nur das Unglück einer Weissagerin darstellen wollte, die das gräßlichste Verderben voraussieht, ohne es hindern zu können, und statt Glauben überall Spott findet. Daß Kassandra, nachdem das hölzerne Pferd in die Stadt gezogen worden, das kommende Unheil weissagte, aber eben so wenig wie früher Glauben fand, war Schiller aus Virgil bekannt (Aen. II, 246. 247), ebenso daß sie dem Koröbus, dem Sohne des Mygdon, der, von wahnsinniger Liebe zu ihr getrieben, wenige Tage vor Trojas Untergang zu Priamus gekommen, um als Schwiegersohn diesem beizustehn, seinen Tod geweissagt und ihn zur Rückkehr aufgefordert hatte (II, 341—346). Wie spätere griechische Dichter dies ausgeführt (Quintus von Smyrna XI, 525—485, Tryphiodor 358—443, Tzetzes 708—712), wußte Schiller wohl eben so wenig, als er das dunkle Gedicht des alexandrinischen Grammatikers Lykophron kannte, in welchem Kassandra während der Reise des Paris nach Griechenland das kommende Unglück weissagt, und alles, was von Diktys an bis in das späteste Mittelalter über den trojanischen Krieg gefabelt worden. Dagegen war ihm die Fabel-

sammlung vom Hygin schon 1797 in die Hände gekommen, und er hatte sie im folgenden Jahre mit Vergnügen durchgenommen, auch aus ihr den Stoff zur Bürgschaft geschöpft. Dort fand er (110) die Sage, Achill sei von Alexander (Paris) und Deiphobus getödtet worden, als er sich um Polyxena beworben und ihretwegen unterhandelt habe. Daß dies im Tempel des thymbräischen Apoll geschehen sei, berichtet der von den Erklärern angeführte Scholiast zu Eur. Troad. 16, und nach Servius zu Virg. Aen. VI, 57 wurde Achill, als er in den Tempel kam, um Polyxena in Empfang zu nehmen, von dem hinter Apolls Bildsäule verborgenen Paris getödtet. Schiller wollte die Verzweiflung der Kassandra gerade in Gegensatz zu dem von ihrer Schwester Polyxena eben gehofften Glücke darstellen, und so brachte er sie mit jener Zusammenkunft in Verbindung, auf die er sofort den Untergang Trojas folgen ließ, während die Sage noch gar manches dazwischen berichtete, das Waffengericht, den Tod des Ajax, die Ankunft des Neoptolemus, dessen Kampf mit Eurypylus, den Fall des Paris, den Raub des Palladiums, die verstellte Abfahrt der Griechen und den Trug mit dem hölzernen Pferde. Die Kassandra macht er zur Priesterin des Apoll, dessen Dienst sie von früher Jugend geweiht gewesen, und er gibt ihr als solcher die Weissagung, während sie sonst nur als Seherin gilt. Daß Diktys (III, 2) Polyxena und Kassandra Priesterinnen der Minerva und des Apollo nennt, war ihm unbekannt.

Kassandra hat eben, wo die bevorstehende Vermählung des Achill mit der Polyxena, welche das Ende des Krieges zu verbürgen scheint, ganz Troja in höchsten Jubel versetzt, den Untergang der Stadt und der Ihrigen prophezeit, aber wieder nur

id Mitleiden mit ihrer Verrücktheit erregt. Verzweifelnd
Unglück eilt ſie in die Tiefe des Hains, weit hinter den
des Gottes, und wirft das Zeichen der ihr zum Unglück
ten Würde zur Erde (Str. 1—3). Gerade in dem
icke, wo Eltern und Schweſtern vom höchſten Glück
, ſchaut ſie das gräßliche Verderben vor Augen, deſſen
gung alle von ihr abwendet, ſo daß ſie hierher flüchten
itter fühlt ſie das Unglück, das der Gott über ſie ver-
t (Str. 4—6). Schrecklich iſt es Ungläubigen zu weiſſagen
uszuſehn, was man nicht wenden kann. An die weitere
ung des Letztern ſchließt ſie die dringende Bitte um Be-
von dieſer Qual (Str. 7 f.). Seit ſie Prieſterin des
, hat ſie keinen frohen Augenblick gehabt (Str. 9—11).
klich iſt jetzt Polyxena, im Wahne, Achills Gattin zu
Str. 12)! Auch ihr ſelbſt winkte der Liebe Glück, aber ihre
e hielt ihr immer nur die ſchaurige Unterwelt und den
enden entſetzlichen Tod vor (Str. 13—15). In dieſem
ick fällt der ernſte, alle jubelnde Hoffnung vernichtende
dem der Untergang Trojas ſofort folgen wird (Str. 16).
und Darſtellung ſind im ganzen kräftig und wirkſam.
ophe iſt dieſelbe, wie Ged. 38 und 54. Die meiſten
nd bezeichnend; doch fehlt es auch nicht an den gewöhn-
Für ihre Reinheit zeigt ſich geringe Sorge, häufig
, ie und ü, auch Reiſern Häuſern, weihte Bräute,
ahn. Zu dem Stoffe zog den Dichter die große Aehn-
viſchen den Zuſtänden Kaſſandras und den ſeiner Jung-
Orléans, deren Bearbeitung er vor mehr als einem
ollendet hatte. Vgl. beſonders Johannas Monolog IV, 1.
berg hatte im Sommer 1795 eine alcäiſche Ode Kaſ-

sandra gedichtet, worin die Seherin, als Priamus mit Hektors Leiche eben von Achill zurückkehrt, in wilder Begeisterung Trojas Verderben verkündet, wobei er dem Quintus von Smyrna folgt, darauf aber läßt er seine eigene leidenschaftliche Kassandraweissagung folgen von dem Unheil, das den Deutschen von dem hohlen Preise der Freiheit und der falschen Aufklärung droht.

Str. 1—3. Einleitung. — Str. 1. Die Freude, welcher man nach den spätern Dichtern sich in Troja hingab, als das Pferd in die Stadt gezogen war, überträgt Schiller auf die Verlobung. Horaz spricht von den zur Unzeit feiernden Troern und von der sich des Reigens freuenden Halle des Priamus (carm. IV, 6, 14—16), Virgil von trügerischen Freuden (VI, 513). In den Troerinnen des Euripides, worin auch Kassandra bedeutsam auftritt, wird vom Chore ausführlich der Flöte und der phrygischen Weisen, des Tanzes und Sanges der Jungfrauen und der festlichen Beleuchtung gedacht (544 ff.). — Die hohe Feste, Pergamos. Vgl. Ged. 52, Str. 1, 1. — V. 3 ff. In der weiten Ausführung der Freude (V. 1) stellt das Präsens diese als noch fortdauernd dar. Vgl. zu Ged. 39 Str. 7, 4. 56 Str. 12, 7. — V. 4. Goldnes, herrliches, nicht von den goldenen Saiten (Ged. 54 Str. 22, 1). Golden sind freilich die Saiten des Gottes Apoll. — V. 5 f. Müde steht absolut; von gehört zu ruhen. Thränenvoll (δακρυόεις) heißen Kampf und Schlacht bei Homer, der auch Streit (ἔρις) vom Kampfe braucht. — V. 7. Herrlich, ἀγανός bei Homer (Ilias XXII, 575). — V. 8. Daß es Polyxena sei, erfahren wir erst später; nach der Ueberschrift ist dies freilich nur für den verständlich, der die Sage kennt. — Freit, hier für heimführt. — Str. 2, 1. Lorbeerreisern, Lorbeerkränzen. Der Lorbeer ist dem Apoll

heilig. — V. 2. Festlich, feierlich. Vgl. Ged. 55 Str. 3, 6. — V. 3 f. Sie gehen zu allen Tempeln, zuletzt zu dem des von dem troischen Orte Thymbre benannten Apoll, wo die Vermählung stattfinden soll. Die Form Thymbrier für Thymbräer ist nicht zu billigen. Thymbraeus ohne weitern Zusatz heißt Apoll bei Virgil (Aen. III, 85). — V. 5. Die ausgelassene, als bachantisch bezeichnete Lust des Volkes schließt sich nicht wohl an die feierlichen Tempelzüge an. — V. 7 f. Und, hier beim Gegensatze. Vgl. Ged. 35 Str. 1, 4. 50 Str. 2, 1. — In ihrem Schmerz, von tiefem Schmerz ergriffen (vgl. Str. 3, 1), steht für sich allein. — Verlassen, einsam, da alle übrigen sich der gemeinsamen Festfeier hingaben. Das Beiwort traurig hebt noch einmal die schon durch ihren Schmerz bezeichnete Bekümmerniß der Seele hervor. — Str. 3, 1 ff. führen Str. 2, 7 f. aus. — Ungesellig, die Geselligkeit meidend. — V. 3. Stille, im Gegensatz zur lauten Festlust (Str. 2, 5. f.). — V. 5. Wald und Hain sind nicht als verschieden zu denken; heilige Haine hatten oft eine größere Ausdehnung. — V. 7. Die Priesterbinde, deren Virgil bei Laokoon und Panthus gedenkt (II, 222. 430); außer ihr war das Szepter und das weiße Gewand Zeichen des Priesters. Von der weißen Stirnbinde (infula) hingen Bänder an beiden Seiten herab (Virg. VI, 665. X, 538). — Zürnend, über das schreckliche Schicksal, das der Gott ihr bereitet hat. Vgl. Str. 6, 8. Im Agamemnon des Aeschylus sagt Kassandra:

Was trag' ich länger mir zum Spotte dieses*) noch,
Den Stab auch, um den Nacken hier den Seherkranz**)!

*) Das Sehergewand.

**) Die Bänder der Binde hängen herab; denn an eigentliche Kränze ist nicht zu denken. Auch im folgenden Verse ist die Binde gemeint.

Dich will vernichten vor dem eignen Tode ich.
Fort, Fort mit euch! verderbt! ich werde folgen euch!
Sieh hier, Apollon selber zieht mein Seherkleid
Mir aus.

Auch in Senecas Agamemnon reißt Kassandra die Binde ab, indem sie erklärt dem Apoll nicht mehr anzugehören.

Str. 4—6. Einleitung zu Kassandras Klage, welche mit dem schärfsten Vorwurf des Gottes schließt, der ihr dies arge Unglück bereitet habe. — Str. 4. Bei der allgemeinen Freude muß ich trauern, da ich das Verderben voraussehe. — V. 3 f. Die alten Eltern, die so viel Unglück und den Tod so mancher Kinder erlebt haben (Ilias XXIV, 495 ff.). — Hoffen, endliche Ruhe und Frieden, welche die Vermählung der schon als Braut geschmückten Polyxena herbeiführen wird. — V. 5. Der süße Wahn, der Einkehr des Glückes. — V. 7. Geflügelt, rasch, wie Ged. 56 Str. 17, 2. — Diesen Mauern. Der Hain ist im Bezirke der Stadt. — Str. 5, 1 f. Die Hochzeit, die man bereitet, wird durch ein schreckliches Ereigniß verhindert werden. Vor der Hochzeit pflegte man zu opfern, besonders der Ehegöttin Hera (Juno). Vgl. Virg. Aen. IV, 59. Schon bei Homer wird die Braut mit Fackeln abgeholt (Ilias XVIII, 492); bei den Römern wurde ihr eine Fackel vorgetragen. Daß die Hochzeitsfackel des Paris Verderben auf Troja gebracht, sagt Virgil (Aen. VII, 322). Der Ehegott Hymen oder Hymenäos erscheint auch auf Kunstdenkmälern mit der Fackel in der Rechten. In den Troerinnen des Euripides (320 ff.) will Kassandra in ihrem schrecklichen Brautliede dem Hymen zu Ehren des Feuers Licht anzünden. — Die eine Fackel, die sie wirklich sieht, ist die erste Fackel,

welche ein trojanisches Haus anzündet; das erste brennende Haus schwebt auch V. 3 f. vor. — V. 5—8. Eine ganz andere Art des Gegensatzes, obgleich das Zeitwort seh' ich beibehalten wird, was nicht anstößig, da sie das Unglück Trojas eben so lebendig vor sich sieht, ja noch lebendiger als die Feste, welchen sie entflohen ist. — Der Gott schreitet heran, um durch Achills Tod die Hochzeit und den beabsichtigten Frieden zu vereiteln. Der Gott, den sie sieht, ist der Gott des Verderbens, den sich der Dichter sehr unbestimmt denkt. Vgl. Ged. 72 Str. 9, 14. Homer kennt die Ker (Todesgottheit) und im Kriege Deimos und Phobos (Furcht und Schrecken), an welche aber hier eben so wenig als an Ares zu denken oder gar an den freilich sonst verderblichen, aber Troja freundlichen Apoll. Bei Virgil sind beim Untergang der Stadt Neptun, Juno, Minerva und Jupiter selbst betheiligt (Aen. II, 610—617). In der Ilias wird der geschlossene Friede durch Athene vereitelt, die den Pandarus verleitet, auf den Menelaus zu schießen. — Jammervoll, nicht wegen der Folgen, sondern wegen der schrecklichen That (vgl. Str. 16, 4), die den entschiedensten Gegensatz zur Festfreude bildet. — Str. 6. Sie schmähen meine Weissagungen und verspotten mich als eine Thörin, so daß ich mit dem tiefsten Schmerze, nicht helfen zu können, ihnen entfliehen muß. — V. 3 f. enthalten die Folge von V. 1 f. Einsam, wie Str. 4, 5. Vgl. Str. 2, 7 f. 3, 3. — Wüste, von menschenleerer Gegend (Ged. 53 Str. 26, 1), hier vom tiefen Walde (Str. 3, 5). — Gequält, daß die Ihrigen unrettbar verloren sind. Vgl. V. 2 und Str. 2, 8. — V. 5—8 fügen zum Schmerze über das bevorstehende allgemeine Verderben ihr persönliches Leiden hinzu. — Pythischer, geläufiger Beiname

Apolls von seinem Orakel zu Pytho (Delphi), wo er das gleichnamige Ungeheuer tödtete. — Arg, gegen mich.

Str. 7 f. Deutlich sieht sie vorher, was sie nicht abzuwenden vermag. Die für sie so schreckliche Gabe der Weissagung möge der Gott wieder von ihr nehmen. Die erste Hälfte von Strophe 7 macht den Uebergang. — V. 1. Dein Orakel, das von dir mir verliehene Schauen der Zukunft. — V. 2—4. Ich hätte in einer andern Stadt, welche ihrer Seherin glaubt, geboren werden sollen. — Warfest du mich hin, als ob Apoll sie hierher versetzt hätte, wohin sie nicht gehöre. Im Hinwerfen soll keineswegs Verachtung liegen. — Der ewig Blinden, die nie an die ihnen verkündete Wahrheit glauben. Vgl. Ged. 72 Str. 26, 25. — V. 4, nähere Bestimmung zu mich. Anders ist aufgeschlossen Ged. 30 Str. 1, 4 gebraucht. — Von welcher traurigen Art ihre Einsicht sei, führen V. 27 f. aus. — V. 7 f. Statt der gewöhnlichen Verbindung „was geschehn muß, weil es verhängt ist, was kommen muß, wie sehr ich es auch fürchte", schließt sie in leidenschaftlicher Bewegung dieses als selbstständige Hauptsätze an. — Str. 8, 1 f. Das nahe Schreckniß droht, das Unglück in nächster Nähe, ist hier etwas auffallend. — Den Schleier, der die Zukunft deckt. Vgl. Ged. 66. — Nahe. Homer sagt von dem, welchem der Tod bevorsteht: „Nahe stand ihm der Tod." — V. 3 f. Das Glück des Lebens besteht darin, daß wir die Zukunft nicht wissen. „Weise hüllt der Gott das, was die Zukunft bringt, in finstre Nacht", sagt Horaz (carm. III, 29, 29. 30). — Irrthum, hier vom Nichtwissen. Kassandra in ihrer leidenschaftlichen Verzweiflung glaubt an kein vollkommenes Glück; das Leben bringt nach ihrer trüben Ansicht der Welt

nur tiefes Wehe. Vgl. Str. 11, 7 f. Darum ist es wünschenswerth, daß uns die so manches Traurige bringende Zukunft verschlossen bleibt, wir in unsern Glücksträumen oder in unserm ruhigen Genusse der Gegenwart nicht gestört werden. — Leben, der wahre Lebensgenuß, Tod, die bitterste Qual. Aehnlich sagt man: „Das ist mein Leben", „das ist mir in den Tod zuwider". — V. 5. Traurge Klarheit, die Einsicht, die sie nur Trauriges sehn läßt. — V. 6. Den blutgen Schein, die Erscheinung des bevorstehenden Unterganges. — V. 8. Sterbliches Gefäß, von der Weissagerin, da Apoll ihr die Zukunft erschlossen hat, und sie zu ihrer Verkündigung treibt. Gefäß, ähnlich wie Ged. 97, 22. Der allgemein ausgesprochene Satz ist mit besonderer Beziehung auf ihren eigenen Fall gemeint, auf das Vorhersehen, daß die Ihrigen und sie selbst ein trauriges Ende treffen wird. Oder läßt der Dichter sie in ihrer trüben Verstimmung das menschliche Leben für jammervoll halten, wie sie es am Ende des Siegesfestes (Ged. 52) für nichtig und bestandlos erklärt? Vgl. auch Str. 11, 7 f.

Str. 9—11. Sie wünscht ihre frühere Dunkelheit über die Zukunft sich zurück, da, seit sie Apolls Priesterin geworden, alles Glück des Lebens ihr entflohen ist. — Str. 9. Sie verlangt das wieder, was des Gottes Gabe ihr geraubt hat. — V. 1. Nimmer, nicht mehr. — V. 2. Fröhlich dunkeln Sinn, die sorglose Unkenntniß der Zukunft; daß diese Dunkelheit sie glücklich macht, bezeichnet der Dichter in eigener Weise durch eine adverbiale Bestimmung des dunkel. — V. 4. Deine Stimme bin, deine Eingebung verkünde. — V. 6 f. Augenblick und Stunde von der Gegenwart, wobei die Redensarten den Augenblick, die

Stunde genießen vorschweben, die aber diesen Gebrauch kaum rechtfertigen dürften. Fröhlich, wie schon V. 2. — V. 8. Falsch, das kein wirkliches Geschenk war. — Str. 10. Nie freute ich mich der Kränze der Jugend, sondern war stets voll Schmerz und Wehe, seit ich dir als Priesterin diene. — V. 1 f. deuten auf etwas hin, das früher häufig hätte geschehen können. Der Schmuck der Bräute, hier freilich etwas auffallend vom Kranze, womit Jungfrauen sich im bräutlichen Alter zu schmücken pflegen, wie die tanzenden Jungfrauen bei Homer Ilias XVIII, 597. Ihres spätern Geliebten gedenkt sie erst Str. 13. — Duftig, eben von dem Kranze, wie duftend Ged. 29 Str. 7, 8 steht. — V. 3. Traurig, für sie, weil sie in Folge ihrer Priesterschaft das Unglück der Ihrigen voraussah. — V. 5 f. So war ihre ganze Jugend eine Zeit der Trauer. — V. 7 f. heben die Noth der Ihrigen zur Zeit des zehnjährigen Krieges hervor, die sie um so tiefer traf, als sie den unglücklichen Ausgang voraussah. — Str. 11, 1—6. Alle ihre Jugendgenossen freuen sich jetzt des Lebens und der Liebe, nur sie allein nicht; selbst der Leben und Liebe weckende Lenz kann sie nicht erfreuen. Vgl. Ged. 42 Str. 2, 1—3, 4. Ged. 53 Str. 1. — Der Dichter läßt die Verlobung der Polyxena mit Achill in den Frühling fallen und seit der Zeit, wo die Vermählung in Aussicht stand und Friede eingetreten war, alle Jünglinge und Jungfrauen ihr Herz wieder der Liebe und Lust öffnen. Hierdurch gewinnt er den Uebergang zum Glücke der Polyxena. — V. 7 f. Kassandra spricht hier wieder das allgemein aus, was eigentlich nur auf ihren besondern Fall sich bezieht, da sie weiß, daß allen ihren Landsleuten Verderben droht. Vgl. zu Str. 8, 7 f. Nichts kann verfehlter sein als auf diese Stellen hin in der von ihrem

schrecklichen Unglück erschütterten Kassandra eine Vertreterin aller derjenigen zu sehn, die, wie Schiller selbst, zu sehr in die Tiefen des Lebens geschaut und dadurch den frohen Genuß desselben eingebüßt. Daß sich bei Schiller selbst zu jeder Freude sogleich der tiefste Ernst gesellt, ist ebenfalls unrichtig; er wußte gar wohl sich heiterm Genusse hinzugeben, hatte nur oft zu beklagen, daß für ihn ein fröhlicher Abend bei seiner schwachen Gesundheit üble Folgen hatte.

Str. 12. Von der allgemeinen Lust ihrer Jugendgenossinnen wendet sie sich zu dem unendlichem Glücke, das jetzt ihre Schwester Polyxena empfindet. — V. 1 f. Polyxenen mit deutscher Betonung der vorletzten Silbe, die im Griechischen kurz ist. Der zweite Vers schließt sich eng an Polyxenen. — Trunken, wie Ged. 40 Str. 2, 4. — Wahn, wie Ged. 40 Str. 6, 2. — V. 3. Den Besten, wie Achill bei Homer heißt (ἄριστος, μέγα φέρτατος) und wie er sich selbst nennt (Ilias I, 244). Die Bezeichnung geht auf Tapferkeit und Stärke. — V. 6. Sie, Polyxena, nicht die freudig gehobene Brust. — V. 7. Dort oben, hinweisend. Vgl. zu Ged. 52 Str. 6, 7. — V. 8. Neidet, beneidet, wie Schiller mit dichterischer Freiheit häufig das einfache Zeitwort statt des zusammengesetzten hat. Vgl. zu Ged. 49 Str. 1, 2.

Str. 13—15. Auch mir winkte das schönste eheliche Glück, aber die Gewißheit meines schrecklichen Verhängnisses raubt mir jede Hoffnung darauf. — Str. 13. Das Glück der Liebe, welches mir in dem liebeglühen schönen Koröbus nahte, wird verscheucht durch den mir vor Augen schwebenden Tod. Daß Kassandra dem Koröbus selbst seinen Tod vorausgesagt, wie Virgil berichtet, läßt der Dichter

hier unberührt. Er fiel nach Virgil in der Vertheidigung Kassandras (II, 406—426). Nach Arktinus, dem die meisten folgten, tödtete ihn Neoptolemus, nach Lesches Diomedes. Die Ilias kennt als Freier der Kassandra den Othryoneus, welchen Idomeneus tödtete (XIII, 363 ff.). — V. 1. Ihn, den. Vgl. Ged. 55 Str. 2, 2 f. Der Relativsatz umschreibt den Herzlieben. — V. 4. Flehen. Kassandra sieht ihn noch lebhaft vor sich. Der Dichter hätte sonst auch flehen von ich habe gesehen abhängen lassen können, was aber schleppend gewesen sein würde. — V. 6. Die Heimat des Koröbus ist unbekannt; der Name seines Vaters Mygdon deutet auf Phrygien, und zwar auf Mygdonien. Nach der Erklärung des Aristarch würde er in der spätern Tragödie Rhesus (539 ff.) Heerführer der Päoner sein. — V. 7 f. Ein stygscher Schatten, eine Wolke vom Styx (der Unterwelt. vgl. Ged. 52 Str. 7, 7) her, was Str. 14 weiter ausführt. Unmöglich kann Schatten hier den Schatten des Koröbus bezeichnen, der noch nicht todt war, ja wenn sie auch dessen Tod voraussah, so lag doch der eigene ihr viel näher; auch müßte sie jedenfalls die Szene seines Todes, nicht den in der Unterwelt schon weilenden Schatten des Koröbus anführen, der zwischen sie und Koröbus selbst trete. Bei Aeschylus sagt Kassandra bitter, sie werde bald am Kokytus und am Ufer des Acheron weissagen. Bei Seneca sieht die Seherin die Schatten ihrer hingeschiedenen Verwandten, denen sie zur Unterwelt folgen will. — Nächtlich, finster. — Str. 14. Daß die Unterwelt ihr immer vor Augen schwebe, führt sie weiter aus. — V. 1 f. liegt die späte Stelle der Odyssee zu Grunde (XI, 632 ff.):

Doch erst drängten daher unzählige Scharen der Geister,
Mit graunvollem Getös', und es faßte mich bleiches Entsetzen,
Ob mir jetzt die Schreckengestalt des gorgonischen Unholds
Send' aus Ais' Palast die furchtbare Persephoneia. —

Larven. Larvae hießen den Römern die nächtlichen Spuk treibenden Geister der Bösen, die als Gerippe gedacht wurden. Schiller wußte dies aus der ihm sehr wohl bekannten Abhandlung Lessings „Wie die Alten den Tod gebildet". — V. 3. Wandern und wallen (Ged. 53 Str. 2, 1) ohne Unterschied der Bedeutung; der wiederholte Ausdruck zur lebhaften Darstellung. Vgl. Ged. 38 Str. 1, 7. Ged. 60 Str. 27, 5. — V. 4. Die Geister, die sie in der Unterwelt sieht, nicht ihre Verwandten und die übrigen Trojaner, welche bald ihren Tod finden werden. — Da, das der Reim gab, ist etwas hart. — V. 5. Aber sie denkt ja an solche Jugendlust nicht mehr. Vgl. Str. 10. Soll der Vers heißen „in meine zu frohen Spielen bestimmte Jugend"? — V. 6. Grausend, grausig, grausenhaft, in welcher Bedeutung auch Goethe das Wort braucht. — V. 7. Gewühle. Die Scharen der Geister der Unterwelt sind zahllos. — V. 8 ist sehr matt. Vgl. Str. 9, 3. 10, 1. — Str. 15. Aber auch ihren eigenen entsetzlichen Tod im Hause des Agamemnon, dem sie nach der Zerstörung Trojas als Beute zufallen wird, unter den Händen seiner ehebrecherischen Gattin sieht sie vor Augen. — V. 5. Darf. Der Gott gestattet es nicht. — Wenden, davon. — V. 6. Unverwandt folgt etwas sonderbar auf wissend, schauend. Ist etwa das Komma nach schauend zu streichen? — V. 7. Mein Geschick vollenden. Das homerische *πότμον ἐφέπειν* übersetzt Voß Odyssee XIV, 274 das Schicksal vollenden. — V. 8. Statt des über-

lieferten fallend hat Körner wohl mit Recht fallen eingeführt.

Str. 16. Abschluß. Zu Kassandra dringt das durch Achills eben erfolgte Ermordung veranlaßte Geräusch; der Friede ist gebrochen und Trojas Schicksal der grausen Entscheidung nahe. — V. 1. Vgl. Ged. 55 Str. 3, 1. 8, 1. — V. 2. Horch'. Der Dichter denkt sich an den Ort, wo sich eben Kassandra befindet. — V. 4. Die Art der Ermordung übergeht er, da er rasch zum Abschluß eilt. — Die Erinnerung an seine göttliche Mutter hebt den Helden. Sohn der lockigen Thetis heißt Achill Ilias IV, 512. XVI, 859. Vgl. Hor. carm. IV, 6, 6. — V. 5. Eris, die nach Homer den Ausbruch des Kampfes veranlaßt, indem sie „das Kriegsgraun (*πολέμοιο τέρας*) in den Händen trägt" (Ilias XI, 3 f.); sie ist des Ares Genossin und Schwester (Ilias IV, 441). Die Schlangen im Haare der Göttin nahm Schiller aus Virgil, der sie der Zwietracht beilegt (Aen. VI, 281); sie schüttelt diese, wie Zeus und Athena die Aegis. Bei Homer erregt sie Kriegslust durch ihr Geschrei (Ilias XI, 10 ff.). — V. 6. Alle Götter fliehen, weil sie wissen, daß jetzt Trojas letzte Stunde gekommen, was Schiller zu seinem Zwecke annimmt. Die Flucht aller Götter ist freilich nicht im Sinne der Alten. Vgl. oben zu Str. 5, 5—8. — V. 7 f. Statt Zeus durch Donner und Blitz das kommende Verderben verkünden zu lassen, schließt der Dichter mit dem drohenden Gewitter. Das Blitzen und Donnern wäre bezeichnender gewesen; Schiller wollte aber wohl bildlich auch das über der Stadt schwebende Verderben andeuten. Das wirklich drohende Gewitter wäre hier bezeichnender, wenn am Anfange des Gedichtes heiteres Frühlings-

wetter ausdrücklich bezeichnet wäre. Den Blitz nennt Homer als Wahrzeichen (Ilias XIII, 244); er deutet bei ihm auf unendlichen Regen oder Hagel oder Schnee oder auch gewaltigen Krieg (Ilias X, 5 ff.). Des Zeus Donner und Blitz bringen bleiches Entsetzen über die Achäer Ilias VIII, 75 ff.

---

59. Die Bürgschaft.

Unsere Ballade dichtete Schiller vom 27. bis zum 30. August 1798. Den Stoff hatte er in der Fabelsammlung des Hygin (vgl. oben S. 93 f.) gefunden, die ihm Goethe auf seinen Wunsch am 16. Dezember 1797 überschickt hatte. Am 28. August meldete er diesem, mit Vergnügen lese er eben den Hygin durch; daß er aus diesem den Stoff zur Bürgschaft genommen, sagt er bei Uebersendung der Ballade am 4. September. Bei keiner Dichtart sei er sich der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt, wie bei der Ballade, äußerte er gegen Körner; wenn dieser den Kampf mit dem Drachen und die Bürgschaft kritisch untersuchen wolle, so würde er finden, daß er sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisirt habe. Er hatte sich bestrebt, alle im Stoffe liegenden Motive herauszufinden, weshalb er Goethe bat, doch nachzudenken, ob ihm noch eines beifalle; denn bei diesem Stoffe könne man mit einer großen Deutlichkeit und beinahe nach Prinzipien erfinden.

Hygin erzählt (257) die Geschichte unter der Ueberschrift: „Von denen, die durch innigste Freundschaft verbunden waren",

folgendermaßen: „Als in Sizilien der höchst grausame Tyrann Dionysius herrschte, der die Bürger unter Qualen hinrichten ließ, wollte Möros*) den Tyrannen tödten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten ihn mit seiner Waffe vor den König. Zur Rede gestellt sagte er, daß er den König habe tödten wollen. Der König befahl ihn ans Kreuz zu schlagen. Möros erbat sich Urlaub auf drei Tage, um die Verheiratung seiner Schwester zu besorgen; seinen Freund und Genossen Selinuntius wolle er dem Tyrannen als Bürgen stellen, daß er am dritten Tage zurückkehre. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verehelichung der Schwester, dem Selinuntius aber sagte er, wenn Möros nicht zur Zeit sich einstelle, so müsse er die Strafe erleiden, dieser aber solle dann frei sein. Als Möros nun nach Verheiratung der Schwester sich auf dem Rückwege befand, schwoll der Fluß plötzlich durch Gewitter und Regengüsse so stark an, daß er über ihn weder gehn noch schwimmen konnte. Da setzte er sich an das Ufer und fing zu weinen an, daß sein Freund für ihn sterben müsse. Der Tyrann aber befahl den Selinuntius ans Kreuz zu schlagen, da schon sechs Stunden des dritten Tages vergangen seien. Selinuntius erwiderte, der Tag sei noch nicht vorüber. Als aber neun Stunden des Tages verflossen waren, ließ der König den Selinuntius zur Kreuzigung abführen. Erst während er hingebracht wird, naht Möros, der endlich mit Mühe über den Fluß gekommen war, und er ruft dem Henker von weitem zu: ‚Halt ein, Henker! da bin ich, für den er gebürgt hat!‘ Die Sache wurde dem König angezeigt.

*) Diese griechische Form hat Hygin. Μοῖρος kommt sonst nicht als Name vor, sondern Μύρος. Aehnlich wechselt der Frauenname Myro mit Moiro.

Dieser ließ beide vor sich führen, bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen, und schenkte dem Möros das Leben.“ Schiller hielt sich an diese Darstellung, die viel besser zu seinem Zwecke paßte als die der Wahrheit näher stehende, wie sie Jamblichus und Porphyrius im Leben des Pythagoras und Diodor in einem Bruchstücke des zehnten Buches nach dem Berichte eines Zeitgenossen des Dionysius erzählen, wonach der zum Tode Verurtheilte unschuldig war, und der König, der hier unzweifelhaft der jüngere Dionysius ist, sich mit ihm einen grausamen Scherz erlaubt hatte. Möros und Selinuntius sind hier die beiden Pythagoreer Damon und Phintias, die auch Plutarch (de multitudine amicorum 2) nennt. So heißen sie auch in den kurzen Darstellungen des Cicero (Off. III, 10) und des Valerius Maximus (IV, 2, 1), wo nur irrig der Name Phintias in den meisten Ausgaben als Pythias erscheint. Die falsche Form (Pythias ist Frauenname) hat auch Hieronymus (de virginibus II, 5), dessen Bericht durch das ganze Mittelalter ging. Als Schiller seine Prachtausgabe vorbereitete, gab er unserm Gedichte, in Uebereinstimmung mit den die Hauptpersonen bezeichnenden Ueberschriften seiner übrigen Balladen, den Namen Damon und Pythias*), und er änderte demnach auch V. 2 Möros in Damon, wohl durch Valerius Maximus veranlaßt, den er übrigens schon früher zum Schlusse benutzt hatte. Hätte er die richtige Lesart Phintias gekannt, so würde er ohne Zweifel auch diese Namensform gewählt haben.

*) Im Inhaltsverzeichniß zum Musenalmanach auf 1799 fügte Schiller zu dem einfachen Titel die Bürgschaft noch Romanze hinzu, wie er schon im Almanach selbst den Kampf mit dem Drachen genannt hatte.

Schiller wollte in unserer Ballade die Stärke der Freundestreue darstellen; alles, was sich nicht hierauf bezieht, that er möglichst kurz ab, wogegen er jene auf jede Weise ins Licht zu setzen suchte. Daher wird die Szene der Ergreifung des Möros bis zum Urtheilspruche des Königs ganz knapp, wenn auch mit treffender dramatischer Wirkung dargestellt (Str. 1), rasch über die Vermählung der Schwester (Str. 5, 4) und die Bereitung der Hinrichtung (Str. 18) weggegangen, dagegen vermehrt Schiller die Hindernisse, welche der zeitigen Ankunft des Möros sich entgegenstellen, damit sich in ihnen wiederholt die immer stärkere Verzweiflung ausspreche, dem Freunde sein Wort nicht halten zu können, ihn dem Tode preisgeben zu müssen. Andere Aenderungen und Zusätze gingen aus dem Streben hervor, statt der springenden Erzählung des Hygin eine ununterbrochene, sich klar fortspinnende Darstellung zu geben. Schiller mußte den Möros selbst zum Selinuntius gehn lassen, während bei Hygin dessen Anwesenheit beim Könige ohne weiteres angenommen wird; hierbei hat er Gelegenheit, die Bereitwilligkeit des Freundes lebendiger hervortreten zu lassen. Den Rückweg läßt er uns mit glücklicher Bezeichnung der Tageszeiten von der Wohnung der Schwester bis an das Thor von Syrakus verfolgen. Deshalb begegnen ihm Wanderer in einiger Entfernung von der Stadt, deren Wort seinen Lauf noch ängstlicher beflügelt; deshalb kommt ihm ganz nahe vor dieser der Hausverwalter Philostratus entgegen. Durch letztern erreicht er aber auch noch einen andern Zweck; denn von ihm hören wir, wie der Freund und der König sich unterdessen verhalten, und die eigentliche Haupthandlung erhält dadurch eine durchaus nöthige Beleuchtung, da im Gegensatz zu der treuen Freundschaft der Hohn des

Tyrannen von Anfang an hervortritt. Dieser hat die Erlaubniß dem Möros nur in der Absicht gegeben, daß derselbe nicht zurückkehre, und so die Nichtigkeit der Freundestreue sich verrathe. Daß er, als Möros ausbleibt, den eitlen Glauben des Bürgen bespöttelte, erzählt Philostratus. Dieser aber soll dem Tyrannen beweisen, daß die Treue der Freundschaft kein eitler Wahn sei, wovon denn Dionysius zuletzt vollkommen überzeugt wird. Gerade auf die Erregung dieser Ueberzeugung von der Macht treuer Freundschaft in der Seele des Tyrannen geht die eigentliche Handlung, in dem Hörer aber wird dieselbe Ueberzeugung durch die Schilderung der verzweifelten Angst und Anstrengung des auf dem Rückweg so vielfach aufgehaltenen Möros lebendig. Ein einzelnes Hinderniß, wie er es bei Hygin fand, reichte dem Dichter nicht hin; in der Masse aufeinander folgender Hemmnisse und in der Wirkung der Worte der Wanderer und des Philostratus tritt diese Treue mit hinreißender Gewalt hervor.

Komposition und Darstellung sind sehr gelungen, nur im einzelnen Ausdruck hat der Dichter sich einmal eine nicht zu billigende Freiheit genommen, bloß dem Reime zu Liebe. Dieser fällt meist auf bezeichnende Worte. Auffallen die gleichen Reime nicht nicht, an an, herab hinab, entrinnet zerrinnet. Zweimal findet sich der Reim Leben geben. Mehrfach reimen **ei** und **eu, ie** und **ü** (sogar **Knice** und **Mühe**), einmal **e** und **ö**. Auf Fuß und Syrakus reimt Philostratus mit kurzem **u**. Die Verse sind jambisch, doch kann statt des Jambus überall ein Anapäst eintreten, wie in Ged. 47. Von den sieben Versen der Strophe reimen der erste, vierte und fünfte aufeinander, wogegen sonst nur die unmittelbar hintereinander stehenden Verse (der zweite mit dem dritten, der sechste

mit dem siebenten) reimen. Die freien, jambischen Verse entsprechen dem dramatischen Charakter des Gedichtes; der dreifache gleiche männliche Reim gibt eine besondere Kraft, wie der Anapäst zur Belebung sich oft sehr glücklich darbietet.

Str. 1—3. Dionys verurtheilt den Möros zur Kreuzesstrafe, gestattet ihm aber eine dreitägige Abwesenheit, wenn sein Freund mit dem Leben für ihn bürge. — Str. 1. Körner bemerkte, das Gedicht scheine für den Ton der Ballade fast zu gedrängt; die öftere Abwechslung der redenden Personen (die aber nur in der ersten Strophe sich findet) sei für den Vorleser eine Klippe, da dieser dadurch leicht ins Dramatische falle, wodurch die bei der Ballade geforderte Melodie der Deklamation verloren gehe. — V. 1. Dionys. Schiller nimmt mit Hygin den ältern, durch seine Grausamkeit bekannten Dionysius an. — Tyrann steht hier im gewöhnlichen Sinne; anders Ged. 55 Str. 3, 3. — V. 2. Möros, ein etwas harter Jambus. Vgl. zu Ged. 60 Str. 4, 3. — Im Gewande, wozu haltend, tragend gedacht wird, wie dies auch selbst in Prosa fehlt. So sagt Schiller die Hand am Schwerte, den Szepter in der Hand, auf der Brust das Kreuz, Hoffnung im Gesichte, Goethe das Bündelchen unter dem Arm, Klopstock gar hoch den Flügel. — Den Dolch. Der bestimmte Artikel statt des erwarteten unbestimmten stellt anschaulicher das einzelne hin. Vgl. Str. 2, 6. Str. 10, 3. Str. 13, 4. Ged. 62 Str. 9, 6. — V. 3. Das Ergreifen durch die Häscher, die hier an die Stelle der Trabanten treten, wird in unserer nur die Hauptpunkte mit kräftiger Knappheit hervorhebenden Darstellung ebenso übergangen wie das Bringen zum König. — V. 5. Entgegnet, hier von der Frage, die er an

ihn richtet. Mit einer ähnlichen Kühnheit steht Ged. 55 Str. 5, 3 versetzen. Finster schildert treffend den Blick des Tyrannen (Wütherich, das Schiller später in Tell häufig nach Tschudi braucht), wie die Kürze der entschieden die That bekennenden, ihre Berechtigung hervorhebenden Erwiderung des Möros und die gleich kurze und bezeichnende Antwort des Dionys dem Charakter beider entsprechen. Die Kreuzigung ist eine erniedrigende Todesstrafe, die eigentlich nur Sklaven erleiden. — Str. 2, 1. Die ruhige Würde, mit welcher Möros des Tyrannen Urtheil aufnimmt, ist bezeichnend. — V. 4. Asyndetisch statt so flehe ich. Vgl. zu Ged. 56 Str. 23, 2. — V. 5. Bis, um so lange Zeit, bis. Eigentlich sollte hier ein Zweckſatz stehn. Freien steht zuweilen statt werben, aber nicht, wie hier, dem Reime zu Liebe, für antrauen. Vgl. Str. 5, 5. — Dem Gatten, proleptisch für den, der ihr Gatte werden soll. — V. 6 tritt asyndetisch hinzu, ebenso V. 7, der eigentlich relativisch angeknüpft sein sollte. — Erwürgen hier und Str. 18, 6, im Reime. Luther hat würgen und erwürgen nach älterm Sprachgebrauche für tödten, und so braucht es Schiller mehrfach. Vgl. Ged. 9 Str. 11, 6. 15, 9 und die Erläuterungen zu Kabale und Liebe V, 2 (S. 213*). — Str. 3, 1. Mit arger List, weil er eine besondere Befriedigung seiner Grausamkeit darin zu finden hofft, den Freund statt seiner kreuzigen zu lassen; denn daß wirklich Möros dem Freunde Wort halten und zurückkehren könne, hält er für unmöglich. Daran, daß der König die Freundschaft des Möros und Selinuntius habe rühmen hören und sich freue, diese als leeren Wahn zu enthüllen, ist nicht zu denken. Den Möros als vornehmen Syrakusaner kennt der König; er fragt deshalb nicht nach seinem Namen, und ebenso wenig

wenig wünscht er den Namen des Freundes zu vernehmen, auf den ihm nichts ankommt. — V. 2. Nach kurzem Bedenken, da er noch schwankt, ob er gleich seine Rache erfüllen oder an der Verzweiflung des verlockten Freundes sich letzen solle. — V. 5. Zurückgegeben, von dem Freunde (Str. 2, 6). — V. 6. Erblassen, im Sinne von sterben, wie auch Erblassen für Tod. Ebenso steht erbleichen. — V. 7. Mit dem letzten Zugeständniß will er dem Möros das Ausbleiben nahe legen; daß er sein Versprechen halte, wenn Möros wirklich nach der Kreuzigung des Freundes wiederzukehren sich getraue, daran denkt er nicht, er rächte sich in diesem Falle an beiden.

Str. 4 f. Der Freund nimmt den Vorschlag des Freundes gerührt an. Möros zieht fort und tritt, nach Vollendung der Trauung die Rückreise an. — Str. 4, 3. Frevelnd, im Sinne des Königs. Der Dichter schneidet die Schilderung der Aufnahme des verwunderten Freundes, sowie die ersten zwischen ihnen gewechselten Reden ab. Entweder theilt Möros erst jetzt seinen auf das Leben des Königs gerichteten, leider mißglückten Plan dem Freunde mit, oder die Kunde desselben wird vorausgesetzt. — V. 4 f. Absichtlich, so weit es anging, aus Str. 2, 4 f. wiederholt. — Str. 5, 1. Schweigend, aus Rührung über das dem Freunde drohende Schicksal und aus Freude, ihm diesen Dienst erweisen zu können. Das Schweigen kam freilich dem zur Hauptsache eilenden Dichter sehr zu statten. Die Trennung wird V. 2 f. ebenso wenig ausgeführt als die Reise und Ankunft. Die Trauung ist nur kurz V. 5 berührt, des Abschiedes von Schwester und Schwager gar nicht gedacht. Freilich hätte der Dichter uns schildern können, wie diese durch Bitten ihn drängen, bei ihnen

zu bleiben und sein Leben nicht dem schmachvollen Tode preiszugeben, aber eine Bitte, sein Wort zu verletzen, dürfen diese an den als edler Mann ihnen wohl bekannten Möros gar nicht zu stellen wagen, und den bloßen Trennungsschmerz zu schildern, widersprach der eigentlichen Absicht des Dichters, der zu den dem Rückkehrenden sich unerwartet entgegenstellenden Hindernissen eilt. — V. 5. Schnell. Wenn Möros in einem Tage nach manchen Hindernissen den Rückzug zurücklegt, so brauchte er sich eigentlich nicht so gar zu beeilen. Die Trauung erfolgte schon am zweiten Tage, am frühen Morgen des dritten tritt Möros den Heimweg an. — V. 6. Eilt schließt die Haupthandlung im Präsens asyndetisch an.

Str. 6—9. Mit Mühe gelangt er endlich über den geschwollenen Fluß. Dieses von Hygin als Verzögerungsgrund bloß angedeutete Hinderniß hat Schiller mit besonderer Liebe ausgeführt. — Str. 6, 1. Da, auf dem rasch angetretenen Rückwege. Vgl. Str. 3, 1. — Unendlicher Regen, wie auch Homer sagt (ἀθέσφατος ὄμβρος). — V. 2. Stürzen. Sie fließen nicht mehr im gewohnten Lauf. — Nach V. 3 ist der ursprüngliche Punkt herzustellen. Seit Körner stand Komma. — V. 4. Und, nachdem er eine Zeit lang im fürchterlichen Regen vorwärts gegangen. — Ans Ufer steht hier etwas sehr unbestimmt, da kein besonderer Strom genannt ist. — Wandernder Stab, für Wanderstab, indem das Wandern auf den zum Stützen dienenden Stab übertragen wird. Vgl. Str. 10, 4. Ged. 57 Str. 1, 7. — V. 5—7. Das Einstürzen der Brücke, ein bei dem vor einigen Stunden begonnenen Regen freilich sehr wunderbares Ereigniß, wird durch die Beiwörter donnernd und krachend bezeichnend veranschaulicht. Es schwebte wohl

Bürgers Lied vom braven Manne vor, wo es, nachdem die Pfeiler zerborsten und gebrochen sind, heißt: „Laut krachten und stürzten die Bogen nach.“- Das Wegreißen der Brücken nennt auch Homer Ilias V, 88 nach der früher gangbaren Deutung. — Str. 7, 1. Die Anknüpfung mit und und da kehrt doch gar zu häufig wieder. — An Ufers Rand, wie aus Himmels Höhen, mit Feuers Hülfe, von Nordes Hauch, aus Herzens Tiefen. Vgl. zu Ged. 41 Str. 1, 2. — V. 3. Vgl. Ged. 56 Str. 5, 3. — Die rufende. Das nachgesetzte Beiwort hebt die besondere Bedeutung des Hauptworts für den gegebenen Fall hervor. Vgl. Str. 12, 7. Ged. 46 Str. 3, 4. Aehnlich steht in Klopstocks Messias IV, 422: „Von der Stimm' erbebten, der rufenden.“ — V. 4. Sichere, der eine sichere Abfahrt gestattete. — V. 6 deutet auf ein größeres zum Ueberfahren bestimmtes Schiff. Der Vers dankt wohl dem geforderten Reime und der Ausfüllung der Strophe seine Entstehung. Auch bei V. 4 (vgl. Ged. 38 Str. 4, 1 f.) schwebt der Schiffer vor. — V. 7. Und immer gewaltiger schwellt der reißende Strom an. — Str. 8, 1. Das Gebet ist eine Zuthat Schillers; während er noch weint, fleht er zu Zeus, nach griechischer, bei Homer häufig vorkommender Weise, mit gen Himmel gehobenen Händen. — V. 3—7. Im Mittag steht die Sonne. Eine glückliche gelegentliche Zeitbestimmung, welche die Bitte als sehr dringlich bezeichnet. Der Uebergang des Gedankens aus einem Verse in den andern und die Aneinanderknüpfung „und wenn sie niedergeht, und ich“ statt „und wenn ich vor ihrem Untergange“ entsprechen der Angst des Flehenden. — Str. 9, 1. Erneut, nachdem sie eine Zeit lang abgenommen hatte. Das wiederholte w in wachsend und Wuth, wie im folgenden Verse Welle auf

Welle wirkt malerisch. — V. 2 f. Eine sich erhebende Welle sinkt nach der andern hin, und so vergeht eine Stunde nach der andern. Vgl. Ged. 56 Str. 21, 3. Ovid. Med. XV, 181. 2. Der Gleichklang der Verse ist beabsichtigt. An, insofern eine Stunde sich an die andere anschließt. Der Hiatus in Welle auf, Stunde an ist malerisch, dagegen der in Stunde entrinnet übelklingend. — V. 3—7 ist die Wiederholung von und, da (das letztere bei gleicher Theilung des Verses) äußerst wirksam. Ursprünglich stand da treibet die Angst ihn, wofür Schiller erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte schrieb da treibt ihn die Angst, wodurch der Vers in zwei gleiche ganz parallele Hälften zerfällt. Vgl. Ged. 60 Str. 14, 1. 3. Zur Form treibet vgl. zu Ged. 60 Str. 4, 5 f. — Gewaltigen, hier von der kräftigen Anstrengung, wohl nicht in homerischer Weise als stehendes Beiwort. Vgl. Ged. 54 Str. 21, 5. Auch das in den folgenden Vers übertretende den Strom mit stärkerer Interpunktion (ein Gedankenstrich wäre hier bezeichnender als das Komma) ist malerisch. — Ein Gott, wie Homer jedes glückliche Gelingen einem Gotte zuschreibt. Vgl. Odyssee IX, 142. 153.

Str. 10 f. Ein Anfall von Räubern. Dies Hinderniß ist glücklich erfunden und ausgeführt, freilich die Kraft des durch die Sorge um den Freund in Verzweiflung gesetzten Möros etwas riesenhaft oder die Räuber gar zu zaghaft gedacht. Zwei Räuber, von denen der eine entflieht, hätten hier, wie bei Ibykus, hingereicht. — Str. 10, 1 f. Die Auslassung von er dürfte hier, wie Str. 11, 4. Str. 20, 1, kaum zu billigen sein. Das dreifache und soll die Schnelligkeit bezeichnen. — V. 4. Die raubende Rotte, eine Räuberschaar, wie der wandernde Stab Str. 6, 4. — Die. Vgl. zu Str. 1, 2. — V. 4. Ort,

wie Ged. 45 Str. 4, 4. — V. 5—7. Sperrend. Vgl. Ged. 44 Str. 1, 3. Die Blutgier sollte eigentlich als Nebenbestimmung zum Sperren des Weges stehn und dieses in einem selbständigen Zeitwort ausgedrückt, nicht umgekehrt, oder wenigstens beide Handlungen beigeordnet sein. Schiller mied wohl bloß den Uebelklang von und schnauben Mord. — Der Dichter legt den Mördern ebenso wenig Worte in den Mund wie denen des Ibykus. — Drohend deutet nur auf das Ausholen zum Schlage. — Str. 11, 1. Für Schrecken bleich, nicht seines Lebens wegen, sondern weil er durch den ihm drohenden Tod das Leben des Freundes und den Ruf seiner Freundestreue in Gefahr sieht. Für, nicht vor, pflegt Schiller in diesen Verbindungen zu schreiben. Vgl. Str. 19, 3.*) — V. 2 f. Er will sie zunächst dadurch abhalten, daß er nichts habe, was sie ihm abnehmen könnten, wobei sich ihm der Gedanke aufdringt, daß er sein Leben gegen sie vertheidigen müsse. Freilich ist V. 3 den Räubern ebenso wenig verständlich wie V. 5; aber in seiner leidenschaftlichen Hast beachtet er dies nicht. — V. 4—7. Da seine Betheurung natürlich nichts hilft, so versucht er es mit Gewalt durchzukommen, um sich für den Freund zu erhalten.

Str. 14 f. Der vor Durst Verschmachtende wird nach heißem Gebet gerettet. Goethe schreibt den 5. September 1798 an Schiller: „In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passiren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu

*) Vor gab erst die dritte Ausgabe der Gedichte an beiden Stellen.

denken, kommt der Phantasie und Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut gefunden."*) Schiller glaubte wohl, dem Leser werde dieses Bedenken nicht einfallen, wie er auch im Taucher meinte, niemand werde sich erinnern, daß der Edelknabe in nassen Kleidern vor dem König kniet (Str. 15). Er fand kein anderes passendes Motiv, und die schöne Schilderung in Str. 13 mochte er nicht aufgeben. Daß Möros dieses Hinderniß nicht durch eigene Kraft heben kann, spricht nicht gegen dasselbe; es kommt nur darauf an, daß die Hindernisse seinen verzweifelnden Drang, nicht zu spät zu kommen, bekunden. — Str. 12, 1. Der Mittag ist eben vorüber und die Sonne sticht, wie oft nach starken Regengüssen. — V. 2. Mühe, des Schwimmens, Laufens und der Kraftanstrengung gegen die Räuber. Boxberger führt den homerischen Vers an (Ilias XIII, 85):

Wenn zugleich von der Mühe des Kampfs hinsanken die Glieder. —

V. 4 f. Auffallend fehlt die Anrede an Zeus, der hier, wie Str. 8, 3, gedacht ist, wo es wenigstens vorher heißt, der Betende habe zu diesem die Hände erhoben. — Aus Räubershand. Es sollte Räuberhand heißen. Möros nennt zuerst die ihm der Zeit nach zunächst liegende Rettung. — Heilige, wie die Erde (nach der früher gangbaren Uebersetzung) Ilias XXIV, 532 heißt (ἕα). Kaum sollte Möros hier dem Lande diese Be-

*) Goethe, der den Hygin nicht vor Augen hatte, irrte sich; nur das zweite dieser Hindernisse ist Schillers Erfindung.

Str. 14. Als die Sonne zur Neige geht, vernimmt er von zwei Wanderern, daß die Hinrichtung des Freundes ganz nahe bevorsteht. — V. 1—3 schildern deutlich Tageszeit und Gegend. Die Sonne steht so niedrig, daß sie seitwärts durch die Blätter der Bäume am Wege scheint, an dessen Seite von der Sonne bestrahlte Wiesen liegen. Vgl. Ged. 17 Str. 1, 2. — V. 4 f. Sieht er, noch ehe er bei ihnen ist. — Will, als er sie erreicht hat. — Eilenden Laufes, eilig. Lauf von der Bewegung überhaupt. Vgl. zu Ged. 25 Str. 4, 11.

Str. 15—17. Bei Sonnenuntergang, als er eben die Stadt von fern sieht, begegnet ihm sein Hausverwalter, der ihn vergebens zurückzuhalten sucht. — Str. 15, 1. Eilenden, obgleich dieses Partizip schon kurz vorher steht. — V. 2. Der Sorge Qualen, die quälende Sorge.*) — V. 4. Daß Philostratus (der gangbare Name, den unter andern ein bekannter späterer Schriftsteller führt, ist mit Rücksicht auf Vers und Reim gewählt) hinausgegangen, um den Rückkehrenden zu warnen, wird nicht ausgesprochen. — V. 7. Der, hinweisend, wie Str. 19, 6. — Entsetzt, da er sieht, wie er in sein Verderben rennt, nicht „über sein erschöpftes Ansehen". — Str. 16, 2. So, als ob vorausgegangen wäre, „da du den Freund nicht mehr erretteſt". Vgl. Str. 20, 5. Mit Recht setzt er voraus, daß der grausame Tyrann sein Versprechen (Str. 3, 7) nicht halten werde. — V. 6. Muthigen, starken, überzeugungsvollen, trotz des Hohnes des Tyrannen. — Str. 17, 2. Retter wird durch das zwischentretende für sich allein

*) Erst die dritte Ausgabe der Gedichte brachte irrig Sorgen statt Sorge in den Text, wogegen Str. 16, 2 eigne statt eigene, Str. 19, 1 ergreift statt ergreifet Druckfehler von Körners Ausgabe waren.

keinen Bestand hat, aber dies kümmert den Dichter hier so wenig als die Antwort, welche die Freunde darauf geben konnten: ihm war es nur darum zu thun, der Ueberzeugung von der Möglichkeit einer solchen Treue und der Verwunderung des engherzig beschränkten Tyrannen den eindringlichsten Ausdruck zu verleihen.

---

60. Der Taucher.

Diese seine erste seit der Verbindung mit Goethe vollendete Ballade dichtete Schiller vom 3. bis 14. Juni 1797. Anfangs Mai hatte er aus dem Stoffe des Don Juan eine Ballade machen wollen, die er aber fallen ließ, nachdem er fünf achtversige Strophen ausgeführt, zu sechs andern Verse versucht hatte. Den Stoff scheint Goethe, der nach Vollendung seines Schatzgräbers, mehrere andere als Balladen bearbeiten wollte, ihm abgetreten zu haben. Dieser, der am 20. Mai zu längerm Besuche nach Jena gekommen, schrieb ihm am 10. Juni: „Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher, je lieber ersaufen. Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe [er war mit den Balladen die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere beschäftigt], daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Am Morgen des 14. wünschte er dem Freunde, den er am vorigen Nachmittag auf kurze Zeit besucht hatte, er möchte den Taucher „glücklich absolvirt“ haben. Der Ballade liegt offenbar die Erzählung von Nicolaus Pescecola, dem Taucher Nicolaus (Cola),

genannt Pescecola (der Fisch Cola) zu Grunde*), wie sie der Jesuit Athanasius Kircher in seinem 1678 erschienenen Werke Mundus subterraneus (II, 15) gibt. Daß Schiller den Athanasius Kircher selbst nicht benutzt haben kann, ergibt sich aus seinem Briefe an Goethe vom 7. August, wo er sagt, aus Herders Aeußerung über seinen Taucher erfahre er, daß er darin einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben müsse, veredelnd umgearbeitet habe, und er fragt ihn, ob er diesen Nicolaus Pesce kenne. Bei Kircher wird der Taucher ausdrücklich Nicolaus Pesce genannt. Goethe erwidert, so viel er sich erinnere, sei Nicolaus Pesce der Held des von ihm behandelten Märchens, ein Taucher von Handwerk, und er bedauert nur, daß ihr alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern könne, die das Geschichtchen erzähle. Eine andere, etwa französische Bearbeitung, worin der Name des Helden verändert oder verschwiegen gewesen, ist weder nachgewiesen noch wahrscheinlich, dagegen spricht alles für die Vermuthung, Goethe habe die Geschichte in dem ihm bei

*) Die Sagen soll nach der Angabe in Gehlers „Physikalischen Wörterbuch" VIII, 710 (1836 erschienen) Addison im Spectator zusammengestellt haben. Aber nach Hermann Ulbrich in seiner werthvollen Abhandlung „Die Tauchersage in ihrer literarischen und volksthümlichen Entwicklung" (Archiv für Literaturgeschichte XIV, 69—102) beruht dies auf Irrthum. Auch in der gerade im Jahre 1797 zu Weimar erschienenen Uebersetzung des Buches von Oronzio de' Bernardi (1792) über die Schwimmkunst (L'uomo galeggiante) war I, 232 dieses sagenhaften Tauchers gedacht. In demselben Jahre, in welchem die italienische Urschrift herauskam, wurde die Sage in Ottos „Abriß einer Naturgeschichte des Meeres" S. 22—24 erzählt. Aus dem letztgenannten Buche schöpfte der Legationsrath Franz von Kleist sein humoristisch gehaltenes Gedicht Nicolaus der Taucher, welches im Septemberhefte 1792 (S. 52—72) der deutschen Monatsschrift erschien.

seinen naturwissenschaftlichen Studien bekannt gewordenen Werke Kirchers*) gelesen und diese, vielleicht ohne sich der Quelle, in welcher er sie gefunden, zu erinnern, im Gedächtniß behalten, sie Schiller als Balladenstoff in freier Weise mitgetheilt und ihm, während er selbst den Gott und die Bajadere bearbeitete, diese Sage, wie später die zu den Kranichen des Ibykus und zu Hero und Leander, überlassen.**) Goedekes Annahme, Schiller habe vergessen, welchen Namen der Taucher in der von ihm benutzten Quelle führe, ist höchst unwahrscheinlich, und daß dieser um Auskunft über Nicolaus Pesce sich gerade an Goethe wandte, spricht entschieden dafür, daß er von diesem den Stoff erhalten. Wäre er einer gedruckten Quelle gefolgt, so hätte er einfach auf diese sich beziehen können. Wenn Goethe Schiller die Geschichte erzählte, so wird er dies in seiner lebhaften Weise mit Weglassung mancher überflüssigen Einzelheiten gethan haben. Goedeke meint, es sei auch möglich, daß Schiller die Sage in des Fazellus Schrift De rebus Siculis, die er zu seinen Maltesern benutzt, gelesen habe. Aber das Gedicht zeigt deutlich, daß ein ausführlicher Bericht über das, was der Taucher in der Tiefe gesehen, dem Dichter vorgeschwebt haben muß. Dadurch, daß Goethe nach der Erinnerung die Sage frei wiedergab, wurde Schiller wohl nicht unwesentlich gefördert.

*) Ulbrichs im Archiv X, 225 ff. ausgesprochene Ansicht, Goethe habe Kirchers Bericht aus des Erasmus Francisci „Ost- und West-Indischem wie auch Sinesischem Lust- und Stats-Garten" genommen, beruht auf falschen Voraussetzungen.

**) Ulbrich geht jedenfalls fehl, wenn er meint, Schiller habe die Sage aus den „beiden Fischbüchern" geschöpft, die sich Goethe in den Zeilen vom 16. Juni, also gleich nach Vollendung der Ballade, durch den Ueberbringer zurückerbittet. Diese hatte, wie ich längst bemerkt, ihm Goethe deshalb geliehen, weil er mehrere greuliche Fischarten in der Tiefe des Meeres anführen wollte, wie es Str. 20 geschehen ist.

Kircher erzählt die Geschichte, die sich unter König Friedrich von Sizilien*) ereignet habe, angeblich aus den ihm vom Archivar mitgetheilten königlichen Berichten, nachdem er anderes von diesem Nicolaus Pesce mitgetheilt hat, folgendermaßen: „Als der König von Sizilien einst nach Messina kam, vernahm er manches Unglaubliche von diesem Taucher, was ihn so neugierig machte, daß er ihn zu sehn verlangte. Dieser kam auch, nachdem man ihn lange auf dem Lande und im Wasser gesucht hatte. Der König hatte aber wunderbare Dinge von der nahen Charybdis gehört, und da sich ihm jetzt eine so passende Gelegenheit dazu darbot, so beschloß er, das Innere derselben erforschen zu lassen, was durch niemand besser als durch Nicolaus geschehen könne. So befahl er denn diesem sich auf den Grund derselben hinabzulassen, und da Nicolaus, der die nur ihm bekannten Gefahren vorschützte, darauf nicht eingehn zu wollen schien, ließ er, um ihn zu ermuthigen, eine goldene Schale hineinwerfen, die, wenn er sie wieder heraufbringe, ihm gehören solle. Nicolaus ließ sich durch das Gold verlocken und stürzte sich mitten in den Strudel. Fast drei Viertelstunden blieb er darin, während der König und alle Umstehenden ihn mit großer Spannung erwarteten. Endlich ward er mit ungeheurer Heftigkeit aus dem Meeresgrunde wieder heraufgetrieben. Triumphirend hielt er die hineingeworfene Schale in die Höhe. Man führte ihn in den königlichen Palast, da er von der übermäßigen Anstrengung erschöpft war. Nachdem er sich an einem reichlichen Mahle gestärkt hatte, trat er vor den König. Auf die Frage, was er auf dem

*) Drei Könige dieses Namens kennen wir; einer der beiden ersten (der zweite starb 1377) ist gemeint.

Meeresgrunde gesehen habe, erwiderte er: ‚Gnädigster König, ich habe Deinen Befehl ausgeführt; hätte ich aber vorher gewußt, was mir jetzt bekannt ist, nimmer, hättest Du mir auch Dein halbes Königreich versprochen, würde ich Dir gehorcht haben. Allein ich hielt es für eine Verwegenheit, mich dem Gebote des Königs zu widersetzen, und beging so eine noch größere.‘ Als der König nun wissen wollte, warum er von Verwegenheit rede, antwortete er: ‚Wisse, o König, vielerlei macht diese Stelle nicht bloß mir ähnlichen Tauchern, sondern selbst den Fischen unzugänglich und schrecklich. Erstens das Getöse des aus den innersten Meeresklüften hervorbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, wäre er auch der stärkste, zu widerstehn vermag; auch ich konnte ihm nicht Widerstand leisten, weshalb ich durch Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens die unzähligen überall entgegenstehenden Klippen, an deren Fuß ich nur mit der größten Gefahr, getödtet oder geschunden zu werden, gelangen konnte. Drittens das Toben der unterirdischen Gewässer, die mit ungeheurer Gewalt aus den innersten Schlünden der Felsen hervorbrechen und durch ihre entgegengesetzten Strömungen so furchtbare Wirbel erregen, daß schon die Furcht einen Menschen betäuben oder tödten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuren an den Seiten der Klippen hängenden Polypen, die mich mit Entsetzen erfüllten. Ich sah einen, dessen Rumpf allein größer als ein Mensch war; seine Fangarme hatten wohl eine Länge von zehn Fuß, und hätte er damit mich nur gefaßt, ich würde todt gedrückt worden sein. In den nahen Felsgrotten wimmelte es von ungeheuer großen Hunden, gewöhnlich Fischhunde genannt. Ihr Rachen ist mit drei Reihen Zähne besetzt, und sie haben fast die Größe von Wallfischen. Niemand ist vor

ihrer Wuth sicher; wenn sie einen mit ihren Zähnen einmal gefaßt haben, so ist es um ihn geschehen. Kein Schwert, keine Nadel ist so scharf, wie die Spitze ihrer Zähne, womit diese Seeungeheuer alles zermalmen.' Als er dies alles der Reihe nach erzählt hatte, fragte man ihn, wie er denn die Schale so bald habe finden können. Darauf erwiderte er, wegen des mächtigen Strömens und Gegenströmens sei diese nicht gerade hinabgefallen, sondern sehr bald, wie er selbst, durch die Gewalt der Wogen seitwärts verschlagen worden, wo er sie in einer Felshöhle gefunden habe; wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Gewässer und dem Toben der Wirbel nicht hoffen dürfen, sie zu finden. Die Strudel, welche das unterirdische Wasser bald einschlürften, bald wieder ausspieen, tobten so gewaltig, daß keine Gewalt ihnen widerstehn könne. Auch sei das Meer so tief, daß es den Augen eine fast cimmerische Finsterniß darbiete. Ueber den Bau der Meerenge im Innern befragt, sagte er, sie sei von unzähligen Felsen durchzogen; das An- und Abprallen der Gewässer am Fuße derselben verursache die Wirbel auf der Oberfläche, deren Gefährlichkeit den Schiffern nur zu wohl bekannt sei. Die Frage, ob er Muth habe, noch einmal den Grund der Charybdis zu untersuchen, verneinte er. Doch wurde seine Furcht auch jetzt durch einen Beutel Gold besiegt, den der König nebst einer kostbaren Schale in die Charybdis warf. Von Habsucht hingerissen, stürzte er sich zum zweitenmal in den Strudel; diesmal kam er aber nicht mehr zum Vorschein. Vielleicht wurde er von der Gewalt der Strömungen in die Felslabyrinthe verschlagen oder den Fischen zur Beute, die er so sehr gefürchtet hatte."

Die in dieser Erzählung hervortretende Gewalt der Habsucht

über das Gemüth konnte Schiller nicht brauchen; edlere Gefühle mußten seinen Helden bestimmen, und eine gewichtigere Lehre den Grundton des Ganzen bilden. Sein Knappe wird zuerst durch Ehrsucht zu dem Unternehmen getrieben, vor welchem alle Ritter zurückbeben; als er aber die fürchterlichen Schrecken gesehen, aus denen ihn nur ein glücklicher Zufall gerettet, da kann nichts ihn zu der vom Könige in arger Vermessenheit geforderten Wiederholung bewegen als das höchste irdische Glück, der Besitz der in Liebe für ihn glühenden Königstochter. Er vergißt über dem leidenschaftlichen Triebe, dieses edelste Gut sich zu erringen, ganz das, was er eben dem Könige warnend bemerkt hat, daß der Mensch die Götter nicht versuchen dürfe, und stürzt sich fast willenlos, voll sehnsüchtiger Liebe, in den Strudel, aus welchem er zur Strafe seiner Vermessenheit, die ihn unserm Herzen so werth macht, nicht wieder zurückkehrt. Doch der König hat sich der größten Vermessenheit schuldig gemacht*); deshalb wird er auch am ärgsten getroffen. Büßt der Knappe das Leben ein, so hat er sich doch den Ruf höchsten Muthes erworben und eine Seligkeit genossen, die keiner Erhöhung fähig war, da ihm plötzlich die Liebe der Königstochter aufgegangen war, deren Besitz er sich bestimmt sah. Dagegen hat der König das Glück seiner Tochter zerstört und so sein eigenes Leben untergraben. Das letztere ist freilich nicht angedeutet, aber mit dem Gefühle des bittersten, unersetzlichen Verlustes der Königstochter entläßt uns der Dichter, der dies absichtlich nicht weiter ausführt, da er vor allem das Bild des kühnen Jünglings uns lebhaft vergegen-

*) Goethe hebt später bei gelegentlichem bildlichen Gebrauche der Sage hervor, der König habe, als er „zum drittenmal" den goldenen Pokal in den Strudel geworfen, nicht bedacht, daß der Taucher indessen seine Kraft erschöpft.

wärtigen wollte, der seiner Liebe zum Opfer fällt. Die Kühnheit seiner That tritt uns zunächst in dem Zurückbeben der Ritter, dann in des Dichters Schilderung im Augenblick, wo der Jüngling an den Strudel tritt, endlich in seiner den Mittelpunkt des Gedichtes bildenden Rede lebhaft vor die Seele. Die Erzählung ist so angelegt, daß das Bild des Tauchers dadurch gehoben wird und die wärmste Theilnahme, die alle mit Ausnahme des nur seiner Vermessenheit folgenden Königs für ihn empfinden, sich dem Leser mittheilt. Der ganzen Darstellung hat der Dichter den Charakter des Schauerlichen gegeben, ähnlich und doch wieder so unendlich verschieden von dem goetheschen König in Thule; es liegt darüber die unheimliche Schwüle eines grausigen Märchens, aus welchem die lieblichen Bilder um so anmuthiger sich hervorheben. Die Malerei der Sprache ist mit besonderer Kunst in Anwendung gebracht, doch können manche metrische Härten dadurch nicht entschuldigt werden. Das Eigenthümliche der Versstrophe besteht darin, daß die vier ersten abwechselnd reimenden Verse männlich enden, die beiden unmittelbar aufeinander reimenden letzten, gleichsam das Gefühl weicher Sehnsucht andeutend, weiblich, daß der zweite, wie zur Bezeichnung des Ungenügenden, einen Fuß weniger hat (vgl. Ged. 69 V. 2) und der freieste Gebrauch des Anapästs für den Jambus stattfindet, wie bereits in dem Reiterlied, den Worten des Glaubens und dem Gedichte Breite und Tiefe, die unserer Ballade unmittelbar vorangehen. Vgl. auch Ged. 41. 44. 47. 59. Ganz unberechtigt ist die Annahme, Schiller habe hier nicht nach Füßen, sondern in mitteldeutscher Weise nach Hebungen gezählt, so daß zwischen zwei Hebungen zwei leichte Silben oder nur eine stehn, auch die Senkungen, selbst am Anfange, ganz aus-

fallen könnten. Man hat so in Str. 1, 5. Str. 3, 3. Str. 4, 3. u. s. w. daktylisch trochäische Bewegung gefunden, als ob wer mir, sehen, tritt aus hier nicht ebenso gut als Jamben von Schiller gemessen werden könnten, wie in den jambischen Gedichten, die keinen Anapäst zulassen. So beginnen in den Künstlern Verse mit den Jamben wie leicht, was die (Artikel), eh' vor, als der (es folgt Erschaffende), aus der (Artikel), lag im, sieht er, im Ring des Polykrates mit auf das (es folgt beherrschte), laß, Herr, kehrt zu, den (diesen) nahm, ob sie, kommt er, in den Kranichen des Ibykus mit tritt er, nichts regt, mein Loos (obgleich auf mein der Nachdruck liegt), trotzt er, sieht man. Vgl. auch zu Ged. 64. Und wer weiß nicht, daß es ganz ähnlich mit Schillers und Goethes fünffüßigen dramatischen Jamben sich verhält! Von der Auslassung oder Verdoppelung der Senkungen wußten Goethe und Schiller ebenso wenig als Moritz und selbst Voß, die Lehrer der deutschen Prosodie. Die Reime sind meist gewählt, oft sehr bezeichnend; doch finden wir je zweimal Licht nicht, hinein sein, Schlund Mund, wieder nieder. Auf ihre Reinheit ist keine Sorgfalt verwandt; nicht bloß reimen langes **i** und **ü**, ei und eu, langes **e** und **ö**, sondern auch hinab gab, Schoße Getose, Noth Tod, ja auch Rande wandte, rief Felsenriff.*)

Str. 1—3. Dreimalige Aufforderung des Königs.

*) Körner bemerkte später, je öfter er die Ballade lese, desto mehr einzelne Schönheiten finde er darin; er kenne kein Gedicht, das ihm beim Vorlesen so viel Genuß gäbe; so wenig es komponirt werden könne (Zelter unternahm dies später mit großem Glück), so sehr vertrage es und fordere sogar eine gewisse Einheit der Melodie in der Deklamation, die sich dem Gesang annähere.

Daß der König, von Rittern und Knappen umgeben, oberhalb eines Strudels steht, entnehmen wir seiner ohne weitere Einleitung beginnenden ersten Aufforderung; erst Str. 2 hören wir, daß jener Schlund die Charybdis sei. Vgl. Str. 5, 4. Die Angabe der Personennamen fehlt absichtlich im ganzen Gedichte, wodurch die Ballade noch märchenhafter wird. Die Stellung des Königs ist genauer am Anfang der zweiten Strophe bezeichnet. — Str. 1. Sowohl an die Knappen wie an die Ritter ergeht die Aufforderung. In der ersten Ausgabe der Gedichte stand, wohl durch Versehen, Ritter (wie Str. 3, 1) statt Rittersmann. — V. 3. Einen goldnen Becher, hier ganz so am Anfang des Verses, wie in Goethes König in Thule. Aber hier wäre einen weniger passend, wenn man nicht annähme, daß er den Becher erst bei diesen Worten ergreift.*) — V. 3. Der schwarze Mund, von dem „gähnenden Spalt" der dunklen Flut. Vgl. Str. 7, 2 f. — V. 6. Ist, nach meinem Willen. Das doppelte, einmal auf die Person, dann auf den Becher gehende er dürfte kaum durch die gefaßte Knappheit der Rede entschuldigt werden. — Str. 2, 1. Und verbindet die beiden gleichzeitigen Handlungen; das Herabwerfen ist schon vor V. 4 geschehen.**) — V. 2 f. malen treffend den mächtigen Meerfelsen. Homer sagt vom Felsen der Charybdis, er sei viel niedriger als der spitz in den Himmel ragende der Skylla. Von einem andern Felsen heißt es Odyssee III, 293 f., er erstrecke sich glatt und spitz in die Flut im wogenden Meere. Homer nennt das Meer

*) Nach V. 3 steht seit dem ersten Druck ein Komma. Da eine kurze Pause zwischen V. 3 und 4 gedacht werden muß, wäre ein Punkt angemessener.

**) Im ersten Drucke stand richtiger sprach, aber dann mußte es auch warf heißen. — Zu es vgl. zu Ged. 52 Str. 5, 7.

unendlich (ἀπείρων, ἀπείριτος). Voß überſetzt endlos wogend. — V. 4. Der Charybde Geheul. Homer ſagt von der Charybde, als ſie das Meer einſchlürft, XII, 241 f. ἀμφὶ πέτρῃ δεινὸν ἐβεβρύχει, was Voß überſetzt „umher ſcholl graulich der Fels vom Getös". Vgl. Str. 5, 4. 9. 5. — V. 6. Zu tauchen, als ob V. 5 ſo beherzt ſtände. — Str. 3, 2. Und ſchließt hier, wie V. 4, einen Gegenſatz an. — V. 3. Im Verſe den Ausfall der erſten Senkung anzunehmen, ſo daß die erſte Silbe von ſehen den erſten Fuß bildete, ſind wir durchaus nicht berechtigt. Vgl. zu Str. 13, 6. Ged. 35 Str. 3, 1 Ged. 65 Str. 4, 8. Kommt er beſtürzt im Ring des Polykrates wäre ein ebenſo guter Choriambus, wie ſehen hinab, und doch muß es in dieſem keinen Anapäſt zulaſſenden Gedichte als zwei Jamben geleſen werden. — V. 5 f. Hier fiele und wohl beſſer weg. — Wieder nach zum drittenmale iſt ſtörend. — Die vollen Formen fraget, waget erlaubt ſich Schiller immer nur des Verſes oder des Reimes wegen.

Str. 4. Auftreten des Knappen. — V. 1. Bleibt folgt des Verſes wegen nach. — V. 2. Das freilich hier etwas häufig eintretende und iſt dem Volkston gemäß. Aber nach V. 1 ſollte Punkt ſtatt Komma ſtehn. — Sanft und keck. Beſcheidenheit und Muth ſprachen aus ſeinen Zügen. Er hat ſo lange ſich zurückgehalten, weil er nicht andern vorantreten wollte. Den Gegenſatz bildet der Knappen zagender Chor (vgl. zu Ged. 59 Str. 18, 5). — V. 3. Tritt aus, Jambus, wie in den Künſtlern Verſe beginnen mit ſchwang ſich, ſchmilzt ſanft, zieht ſich, ſtellt der, in den Kranichen des Ibykus mit tritt er, in der Bürgſchaft mit Möros. Auffallend ſcheint der Zuſatz der Knappen nach dem gleichbedeu-

tenden Edelknecht. Auch zagen ja nicht bloß die Knappen, sondern auch die Ritter. — V. 4. Tritt durch die gespannte Erwartung, das Verstummen der Menge und die kurze Schilderung V. 2 der Knappe schon lebhaft uns vor Augen, so wird uns seine Gestalt noch anschaulicher durch das Abwerfen von Gürtel und Mantel, die auch seinen Entschluß deutlicher verrathen. Das Wort Gürtel wird dadurch hervorgehoben, daß es von dem sich anschließenden eng verbundenen den Mantel getrennt ist. Das Schweigen bezeichnet die Bescheidenheit. — V. 5 f. Hier erst hören wir, daß der König auch von Damen umgeben ist. Unter den Männern sind Ritter und Knappen gemeint. Höchst bezeichnend tritt das Beiwort herrlich hervor.

Str. 5—7. Der Knappe tritt auf die Spitze des Felsen und schaut in die Tiefe hinab. Der Dichter schildert nicht den Strudel, sondern beschreibt, was der Knappe gesehen. — Str. 5, 3 f. Auffallen in diesen Versen außer wiedergab statt wiedergibt das Vorangehen des Akkusativs die Wasser und das Nachtreten von wiedergab; gab müßte wenigstens vor die Charybde stehn. — V. 5 f. führen das Heraufkommen der Wasser näher aus. — Mit des Donners Getose, donnernd. — Auf Goethes Bemerkung, beim Anblicke des Rheinfalls bei Schaffhausen habe sich Str. 6 trefflich bewährt, da sie die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreife, erwiderte Schiller, er habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studiren können, aber sein genaues Studium der homerischen Beschreibung von der Charybde habe ihn vielleicht bei der Natur erhalten. Die betreffende homerische Stelle lautet (Odyssee XII, 237 ff.):

Wann sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel auf flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor flog
Weißer Schaum, bis zum Gipfel der Felshöhn*), beide besprützend.
Wann sie darauf einschlürfte die salzige Woge des Meeres,
Senkte sich ganz inwendig ihr trübes Gemisch und umherscholl
Graulich der Fels von Getös, und tief auf blickte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm und Morast, und es faßte sie bleiches Entsetzen.

Schon von weitem sah Odysseus „Dampf und brandende Flut und hörete dumpfes Getöse" (XII, 201 f.) — Das Schäumen wird Str. 6, 1—3 näher ausgeführt. Was Goethe an Schiller schrieb, die Beschreibung enthalte die Hauptmomente des Rheinfalles, wird durch die Bemerkung im Tagebuche seiner Schweizerreise erklärt: „Schnelle Wellen, Lakengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel." Wallet und siedet gehören enge zusammen, ebenso brauset und zischt; das Sieden und Zischen wird dann V. 2 f.**), das Brausen V. 4—6 ausgeführt. Goethe schreibt im angeführten Tagebuch vom Rheinfalle: „Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen. . . . Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen." — Str. 7, 1—4. Als alle Fluten zur Höhe geschleudert sind, sieht man durch den Gischt hindurch einen fürchterlich gähnenden Schlund. Umgekehrt läßt Homer die schwarze Tiefe erst erscheinen, wenn die Charybdis die Wasser wieder eingeschlürft (Str. 7, 5 f.), was auch naturgemäßer scheint. Sonst ist die Schilderung besonders in dem Wortklange ungemein

*) Der sich gegenüber liegenden Felsen der Skylla und Charybdis.

**) Schiller schrieb sprützet, wie auch bei Voß sprützen steht. Erst Körner führte spritzet ein.

maleriſch. Selbſt der harte Anapäſt klafft hinun(ter) und der ſtarke Jambus grundlos dürfen als bezeichnend gelten*), ja wenn der erſtgenannte Vers (Str. 7, 3) einen Fuß weniger hat, was wohl auf einem bloßen Verſehen beruht**), ſo könnte dies, wie im Schlußverſe des Gedichtes, abſichtlich ſein, da die Kürze dem Inhalt entſpricht. Vgl. zu Ged. 1 Str. 3, 3. Das matte Höllenraum V. 4 iſt durch den Reim veranlaßt. — V. 5. Die zur Tiefe zurückſtürzenden Waſſer branden, indem ſie von den hervorſtehenden Felſen abprallen. Branden nahm Schiller hier wohl aus der voſſiſchen Ueberſetzung der zweiten der angeführten Stellen der Odyſſee. Brandung ſteht in einem ſpätern Gedicht (57).***) — V. 6. Unten werden die Wogen in einem Wirbel, wie in einem Trichter, eingeſogen. Letzteres ſtimmt mit dem für die homeriſche Charybdis von den Schiffern geltenden

---

*) Aehnlich ſind es die Anapäſte (Charyb)de jetzt brüll(end), und ſchon hat, (geheim)nißvoll ü(ber) (Str. 8), (ſtil)le wird's ü(ber), (Fahr)zeug vom Stru(del) (Str. 10), Hört man's nä(her) (Str. 11), (Dop)pelſtroms wül(thende), trieb michs um (Str. 17), regte hun(dert), laß ich los (Str. 22), drauf der Kö(nig), (Eh)gemahl heut (Str. 25), (Jüng)ling bringt kei(nes) (Str. 27), von denen manche gar nicht durch die beliebte Annahme unterdrückter Hebungen wegzuſchaffen ſind, da bei dieſen die Verſe um einen Fuß zu lang würden.

**) Man könnte meinen, nach klafft ſei durch Druckfehler tief ausgefallen. Gegen die Annahme einer fehlenden Hebung haben wir uns ſchon S. 131 f. erklärt.

***) Adelung kennt nur Brandung (engliſch branding, holländiſch barning), aber branden war wohl an der Küſte der Oſtſee ein gangbarer Ausdruck. Voß hat ihn häufig, Klopſtock in einer Ode vom Jahre 1781. Auch bei Fr. Stolberg findet er ſich. Schiller braucht branden auch im Tell (I, 1). Später wagt er ſogar Brand der Wellen. Vgl. den lateiniſchen Gebrauch von aestus, aestuare, exaestuare.

Strudel vor Capo di Faro*); denn der Wirbel entsteht dadurch, daß der Strom in der Tiefe an den Felsen vielfach gebrochen wird. Es ist mit ihm wie mit dem Strudel am Lurlei; auch haben beide an Gefährlichkeit gegen früher bedeutend verloren. Die weite Darstellung des Schrecklichen der Charybdis war durchaus nöthig, um die That selbst als solche zu heben.

Str. 8. Jetzt stürzt sich der Knappe beherzt in die Tiefe, und sofort verschlingt ihn die Flut.**) Bei Homer muß Odysseus gerade die Zeit des Einschlürfens meiden, da dieses das Schiff (später, wo er schwimmend vorüberkommt, ihn selbst) verschlingen würde. — V. 2. Das für den Jüngling bezeichnende fromme Anrufen Gottes (vgl. Str. 18, 1) versetzt uns in die christliche Zeit. — V. 3. Daß der Dichter das Hinabstürzen übergeht, statt dessen bloß den Eindruck auf die Zuschauer bezeichnet, dürfte kaum zu billigen sein; das Streben nach malerischer Darstellung, wenn nicht bloß der Reim, hat ihn verleitet, die Haupthandlung, den Grund des Entsetzens, nicht auszusprechen. — Nach dem Verse stände wohl besser Punkt. — V. 4. Und schon, als man hineinsieht. Hier dürfte und besser fehlen. — V. 5. Geheimnißvoll, da man nicht weiß, was die Tiefe birgt. — V. 6. Nimmer, nicht mehr, wie Ged. 58 Str. 14, 8.

Str. 9—11. Während die Charybdis die Wasser immer mehr einschlürft, sprechen die Umstehenden ihren ängstlichen Wunsch für die Rückkehr des muthigen

*) Andere setzen die Charybdis unter den Leuchtthurm. Vgl. Goethes Brief vom 11. Mai 1787. Daß die homerische Darstellung irrig auf die Strudel Messina bezogen wurde, weiß man jetzt, aber unsere Sage spielt wirklich dort.

**) Erst in den Gedichten schrieb Schiller V. 1 wiederkehrt statt zurückekehrt, wohl um die alte Form zurücke zu vermeiden.

Jünglings aus, den der König in die schreckliche Gefahr gelockt hat. Endlich beginnt die Charybdis wieder sich zu heben. Die Rede der Menge wirkt hier wie der Chor der alten Tragödie, der das früher geschilderte Schreckliche dem Gefühle näher bringt, die Wirkung desselben auf die Seele selbständig entfaltet. — Str. 9, 1. Ueber dem Wasserschlund. Der Dichter denkt sich das über dem Schlunde fließende Meerwasser, läßt nicht, wie Homer, alles Wasser einschlürfen. — V. 2. In der Tiefe, ganz unten am Schlunde. — Hohl. Den Gegensatz bildet hell (Str. 11, 5). — V. 3. Bebend gehört nicht zu man, sondern bezieht sich auf die folgende Rede. — Von Mund zu Mund, nach der Redensart von Munde zu Munde gehn, aber hier nicht davon, daß einer es dem andern nachspricht, sondern jeder Mund spricht es unwillkürlich. — Statt hört sollte man eher spricht erwarten, besonders da hört zwei Verse später folgt. — V. 5. Immer tiefer zieht der Strudel hinab. — Hohler und hohler, immer hohler, nach bekanntem, auch der Prosa gestattetem Gebrauch. Vgl. zu Ged. 58 Str. 8, 8. Die Alliteration in dem doppelten hohlen, hört und heulen bezeichnet das Dumpfe auch sinnlich. — Es, von allem Geisterhaften, Unheimlichen, Grausenhaften, das man nicht näher bezeichnen kann oder will. Dieses es, auch und, hat Schiller in unserer Ballade übermäßig gebraucht, wie in Ged. 59 da und und. — V. 6. Es kann hier nur ebenso wie V. 5 genommen, unmöglich auf die harrende Menge, wie Str. 27, 3, bezogen werden oder eine Schönheit darin liegen, daß der Leser schwanke, was unter es zu verstehn sei, das wunderbar die Menschen oben mit der Unterwelt verbinde. Noch immer säumte es zurückzukehren. — Bange, ängstigend. Vgl. zu Str. 5, 5.

— Mit Weilen. Vgl. Ged. 72 Str. 16, 2. Der Vers bezeichnet den Zeitpunkt, wo die Menge Str. 10, 1—11, 4 spricht. Die nöthigen Anführungszeichen fehlen auch noch bei Körner, der mit den Gedichten nach Str. 11, 4 Gedankenstrich statt Punkt hat. Der „Musenalmanach" hatte sie nirgendwo in unserer ganzen Ballade, während er sie sonst vielfach, aber nicht durchgehend anwendet. — Str. 10, 2. Die Wiederholung des Wortes Krone statt des Fürworts kommt wohl auf Rechnung des Reimes. — V. 4. Theuren, zu theuern. — V. 5 f. Der Grund von V. 4, weshalb nach V. 4 statt des Kommas nicht Punkt, das wir erst in den Gedichten finden (der erste Druck hat Komma), sondern Doppelpunkt zu setzen. — Verhehle. Vgl. Str. 16, 6. — V. 6. Lebende Seele, Lebender, wie Str. 14, 6. Man sagt keine lebende Seele für niemand. — Glücklich, kühn für „glücklich entronnen". — Str. 11, 2. Von dem Schiffe, das beim Vorüberfahren in den Strudel hineingezogen und verschlungen ward. Gäh*), ganz gerade, mit entschiedener Richtung nach der Tiefe. — V. 3 f. Aber zerschmettert kamen bei der Rückkehr der Flut nur Kiel und Mast wieder hervor. Doch vom Gegensatz zum ganzen verschlungenen Schiffe. Auch hier schwebt die Odyssee vor, wo Odysseus, dessen Schiff die Charybdis verschlungen hat, sich auf den Feigbaum schwingt und so lange wartet, „bis hervor sie brach' aus dem Strudel Mastbaum wieder und Kiel; und dem Harrenden kamen sie endlich" (XII, 437 f.). — Rangen sich hervor, als ob sie nach der Oberfläche des

*) So, nicht jäh, schrieben und sprachen Schiller und Goethe. An die Stelle des etymologisch einzig richtigen g ist im Hochdeutschen das j widerrechtlich eingetreten, das bereits bei Adelung als hochdeutsche Form aufgeführt wird.

Meeres sich gesehnt hätten. Eigentlich schleuderte die gewaltige Flut sie heraus. — Grab, nach einem Schiller geläufigen Bilde. Vgl. Ged. 57 Str. 22, 10. — V. 5 f. Der gerade Gegensatz zu Str. 9, 5.

Str. 12 f. Die wieder hervorstrudelnde Charybdis wirft auch den Knappen aus, der mit dem glücklich erlangten Becher sich ans Ufer rettet. Der Dichter knüpft an Str. 9, 6 an. — Str. 12, 1—4 wiederholt aus Str. 6, 1—3 und dem Schlusse von Str. 5. Die beiden Schlußverse von Str. 6 führen nur V. 4 weiter aus, aber hier wollte der Dichter auch die in Str. 5 gegebene Darstellung des Donnergetöses nicht entbehren. Doch ist das „Entstürzen dem finstern Schoße" vor der Schilderung „Und es wallet und siedet u. s. w." passender als nachher, wenn auch Schiller schäumend hier mit Recht in brüllend geändert hat. Statt Flut schrieb er V. 4 Well', weil er sich die schon nach oben gekommenen Wogen denkt, nicht die aus der Tiefe hervorbrechenden. Die Elision ist ohne Anstoß. Vgl. Ged. 56 Str. 21, 3. — Str. 13, 1. Dem finster flutenden Schoß, mit absichtlicher Rückbeziehung auf dem finstern Schoße (Str. 12, 6). — V. 2. Hier und V. 4 steht es ganz passend, da man die Gestalt noch nicht unterscheiden, nur ahnen kann, daß es der Taucher sei. — Schwanenweiß. Vgl. zu Ged. 9 Str. 3. Das eben aus dem dunkeln Schoß hervortauchende Weiße erkennt man, während der dampfende Gischt den Blick in die Tiefe noch hemmt. — V. 3. Ein Arm, den er emporhielt. Schief kommt er in die Höhe, so daß man zuerst den einen Arm, den rechten, sieht. — Glänzend geht eigentlich auf beide Hauptwörter. — Bloß, etwas wunderlich des Reimes wegen, der auch Fleiß V. 4 verschuldet, das besonders nach

emsig auffällt, für sichtbar. — V. 5. Das viermal wiederholte und verbindet das, was die Menge rasch hintereinander schaut. — Er ists. Sie sehen es, als sein Kopf herauskommt. — Seiner Linken, die man erst jetzt sieht. — V. 6. Nachdem er sich ans Ufer gerettet, hebt er die Hand mit dem Becher in die Höhe und winkt der Menge. — Schwingt er, Jambus, wie sehen Str. 3, 4, schließt sich Str. 8, 6. — Mit freudigem Winken, freudig winkend. Vgl. zu Str. 5, 5. — Daß er an das Ufer geschwommen, wird am Schlusse der Strophe übergangen, wie Str. 15, 2, daß er zum Könige sich begeben.

Str. 14 f. Nachdem er sich erholt hat, wobei die Menge frohlockend einander die Rettung zuruft, kommt er zum Könige, dem er knieend den Becher überreicht. Dieser läßt ihm von der Tochter den Ehrenwein reichen, worauf er seinen Bericht beginnt. Str. 14, 1 f. sind dichterisch bezeichnender, als wenn Schiller ihn hätte am Ufer niederknieen und Gott danken lassen. Gottes wird Str. 8, 2 und Str. 18, 1 gedacht. — Er fehlt, wie Ged. 59 Str. 10, 1. Str. 11, 4. Das Zerfallen von V. 1 und 4 in zwei gleiche Hälften ist von besonderer Kraft (vgl. Ged. 59 Str. 9, 4), wie V. 5 der Abschnitt nach dem ersten Fuße. — Lang athmet er, als er ans Ufer sich gerettet, vor Erschöpfung, und tief, weil es ihm so wohl that, die reine Luft zu schöpfen. — V. 2. Das himmlische Licht, das er so schrecklich entbehrt hatte. — V. 3. Frohlocken mit kurzer erster Silbe. Vgl. zu Ged. 71, 113. — V. 4. Es, unheimliche Bezeichnung des grausen Schlundes. — V. 5. Grab, wie Str. 11, 4. — V. 6. Die lebende Seele (vgl. Str. 10, 6), hier etwas sonderbare Umschreibung für das Leben. Seine Seele retten, wie auch in der Turandot

II, 4 steht, nach dem biblischen die Seele erretten (1 Mos. 19, 17). — Str. 15, 1. Er kommt, vom Ufer. Freilich darf man sich dabei nicht erinnern, daß er noch vom Wasser trieft. — Umringt. Vgl. Ged. 33 Str. 1, 1. — Die Schar, die ihm entgegengegangen war. Die Worte es umringt ... Schar sind Zwischensatz, als stände „umringt von". Nach V. 3 und 5 sind Punkte zu setzen, nach 2 und 4 Semikolon. Noch die Gedichte haben nach jedem der ersten fünf Verse Komma, Körner nach 1 und 5 Semikolon. — V. 4. Regelrecht stände wohl und er sinkt. — V. 3. Die Rede des Knappen an den König ist übergangen. — V. 4. Daß unter den Frauen sich auch die Königstochter befindet, erfahren wir erst hier. Die Ehre, die der König ihm jetzt erzeigt, kann nicht auffallen, und die Frage, woher der Wein gleich zur Stelle sei, braucht den Dichter nicht zu kümmern. In der Erzählung Kirchers führt man den Erschöpften ins königliche Schloß, wo er, nachdem er sich an einem reichlichen Mahle gestärkt, vor den König tritt; dabei wird der Schale, die er aufgefunden, in seinem Gespräch mit dem König gedacht. Schiller hat hier alles dichterisch gehoben und zugleich die Handlung vereinfacht. — V. 5. Das auf V. 3 rückgreifende ihn ist etwas hart. — Funkelnd, wie bei Voß in der homerischen Uebersetzung. Sonst hat Schiller vom Weine perlend, golden, purpurn. Funkeln kommt vom Weine nicht vor. Vgl. zu Ged. 47 Str. 1, 1. — V. 6. Man erwartet wendet, aber der noch dazu harte Reim forderte wandte, wie Str. 5, 4 wiedergab. Daß er trinkt, ist übergangen.

Str. 16—22. Rede und Bericht des Knappen, welche die gewaltige Gefahr des Unternehmens darstellen, wodurch die Vermessenheit der vom König verlangten Wiederholung hervortritt.

Str. 16. Einleitung. Den Vorwurf gegen den König spricht er nicht aus, wünscht diesem vielmehr alles Gute, doch beginnt er mit dem Ausdruck seiner Freude über den Genuß des Lichtes im Gegensatz zur schrecklichen Meerestiefe, die erforschen zu wollen Vermessenheit sei. — V. 2. Rosicht (vgl. zu Ged. 56 Str. 2, 8)*) nennt Schiller das Licht, wie er selbst gegen Körner erklärt, weil dem Taucher, wenn er aus dem grün schimmernden Meer hervortaucht, das Licht wirklich roth erscheint. Schiller wußte dies von Goethe, der die purpurne Farbe hier als die geforderte erklärte, nach seiner Deutung der sogenannten physiologischen Farben. Aber der Leser wird hieran kaum denken, sondern in rosicht einen Vergleich sehn, schön wie die Rose. — V. 3—6. Den Gedanken „und der Mensch sollte nie in seiner Vermessenheit verlangen, dieses zu schauen", führt er in seiner Weise aus. Nach V. 3 sollte Punkt stehn. — Versuche. Matth. 4, 7: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!" — Die Götter, nach dichterischer Weise zur Bezeichnung der Gottheit, besonders im Ausrufe, wie die Franzosen dieux, grands dieux gebrauchen. Vgl. Ged. 25 Str. 6, 1. Ged. 35 Str. 2, 8. Man darf hier nicht über eine Vermischung christlicher und heidnischer Vorstellungen klagen. Sagt ja selbst Schillers Maria Stuart (III, 4): „Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!" Vgl. die Jungfrau I, 5. II, 8 (Erläut. V. 166 f. 190). — V. 16. Gnädig, weil sie wissen, daß es uns nicht frommt. In ähnlicher Weise braucht Horaz weise (carm. III, 29, 29).

Str. 17 f. In die Tiefe herabgerissen, wurde ich glücklich an ein Felsenriff verschlagen, woran ich auch

*) Hier ist die Form rosigt überliefert.

den Becher fand. Vgl. oben S. 129. — Str. 17, 4. Doppelstroms, von der seitwärts hervorströmenden Quelle und dem nach unten treibenden Wirbel. Es ist dies wohl von der Tiefe unterhalb des gewöhnlichen Meerbodens zu verstehn. Der harte Anapäst ist bezeichnend, wenn auch wohl so wenig absichtlich, wie der V. 6 folgende trieb michs um. Vgl. oben S. 135. Von Doppelströmungen ist schon bei Kircher die Rede. Vgl. oben S. 129. — V. 5 f. Er drehte sich rund um, stürzte nicht etwa köpflings herab. — Mit schwindelndem Drehen, schwindelnd. Vgl. zu Str. 5, 5. — Str. 18, 2. Daß der Vers nicht mit rief zu verbinden sei, zeigt der erste Druck, der schon Komma nach diesem hat. Er rief Gott an, und eben als ihm das Schlimmste drohte (vgl. Str. 19 f.), kam ihm die Rettung. Schrecklichen Noth ist als ein Begriff zu fassen (Schreckensnoth), aber freilich bleibt die Verbindung mit höchsten immer hart, und dürfte schrecklichsten sich empfehlen. — V. 3. Aus der Tiefe ragend soll das Riff als Spitze eines gewaltigen Felsens bezeichnen.*) — V. 4. Und, und so.**) — V. 5. Spitzen. Manche Korallengewächse gleichen vielästigen Bäumen. Auch der Taucher selbst hielt sich an Korallen fest. Vgl. Str. 22, 4. — V. 6. Sonst, wäre er von diesen nicht aufgehalten worden.

Str. 19 f. Die durch ins Bodenlose eingeleitete Schilderung des schrecklichen Anblicks der unendlichen unter ihm sich erstreckenden Tiefe. — Str. 19, 2. Schiller erklärte

*) Im ersten Drucke steht Felsenriß.

**) Noch die Gedichte haben nach V. 4 ein zu schwaches Komma. Erst Körner gab richtig Punkt.

gegen Körner purpurn dadurch, daß der Taucher unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben sieht.*) Goethe sagt in der Farbenlehre (§ 57): „Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, und der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor.“**) Gewöhnlich bezeichnet man die Meerestiefe als ultramarinblau oder grün. Nach Oersted sind die Meerthiere in der Tiefe von 50 bis 600 Fuß roth, was er vom Lichtreflex dieser Meeresschicht herleitet. Aber wenn man auch purpurn in dieser Beziehung gelten lassen muß, die Verbindung mit Finsterniß scheint äußerst kühn. — V. 3. Freilich das Ohr vernahm nichts Schreckliches, weil man im Wasser nichts hört. Daß Taucher wirklich im Wasser hören, war längst bekannt***), aber Schiller kümmerte sich nicht um diese naturgeschichtliche Wahrheit, wie ja auch das lange Bleiben unter dem Wasser eine Unmöglichkeit ist, da Taucher es nur fünf Minuten auszuhalten vermögen. — Es (die Meerestiefe) schlief, für „vom Rauschen der Wasser hörte man nichts“, ist etwas wunderlich. Auch der Gegensatz mit obgleich, der die Schrecknisse einführt, welche das Auge sah, paßt nicht recht. — V. 5. Daß Salamander und Molche eigentlich in der Meertiefe gar nicht leben, kümmert den Dichter eben

*) Nach Newton sah Halley in der Taucherglocke das reflektirte Licht in der Meerestiefe rosenroth.

**) Goethe bemerkt im angeführten Tagebuch vom Rheinfalle: „Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpurn gefärbt.“

***) Die neuesten Entdeckungen fanden sich damals in Monros Vergleichung des Baues und der Physiologie der Fische (1783), die in deutscher Uebersetzung erschienen war.

so wenig als daß Drachen nur Fabelgebilde sind; er läßt den Knappen die schrecklichsten Thiere nennen, deren Namen schon mit Schaudern erfüllen. — Höllenrachen, wie Ged. 57 Str. 16, 9. Str. 7, 4 stand ähnlich Höllenraum. Der Vergleich deutet auf den die Sünder verschlingenden Schlund der Hölle.*) — Str. 20, 1. Schwarz als schrecklichste Farbe. — V. 2. Er denkt sich die Fische alle ruhig, in einander geschmiegt. — V. 3 ff. Goethe hatte, wie wir aus dem Briefe vom 16. Juni sehen, Schiller zwei Bücher über Fische (unter ihnen wohl das angeführte von Monro) geliehen, da dieser sich über die schrecklichsten Fischarten belehren wollte, um sie hier aufzuführen. — V. 2. Die Rochen haben einen breiten, niedergedrückten Leib mit einem sehr dünnen, langen Schwanze; die stacheligen sind mit einem langen Stachel auf demselben versehen, womit sie schwer verwunden können. In wärmern Gegenden gibt es ungeheuer große, die mehrere Zentner wiegen und einem Scheuerthore ähnlich sehen. — V. 3. Den Klippfisch (Schiller bildet Klippenfisch), der sich nicht im mittelländischen Meere findet, denkt sich der Dichter ohne Zweifel viel größer, als er wirklich ist; denn seine Länge beträgt nur eine Spanne bis anderthalb Fuß. Schiller läßt seine eigentliche Gestalt unberücksichtigt, wirkt nur durch den unbekannten, bedeutungsvollen Namen. Der schöne Farben zeigende Fisch ist tafelförmig, oft höher als lang; im spitzigen Maule stehen die Zähne bürstenartig; in der Rückenflosse hat er Stacheln. — V. 4 f. Der Hammerfisch ist ein rochenartiger Hay; durch armförmige Seitenverlängerungen des

*) Regte steht durch Versehen statt der apostrophirten Form im ersten Druck, aus dem es die erste Ausgabe der Gedichte beibehielt. Regt' in dem ist kräftiger als regte im sein würde.

platten und stumpfen Kopfes, auf welchen die Augen stehen, erhält er die Gestalt eines Hammers; die dreieckigen sägeförmigen Zähne stehen in drei bis vier Reihen. Der gemeine Hammerfisch hat gewöhnlich Mannslänge, wird aber zuweilen zwölf Fuß lang; er greift auch Menschen an. Vorzüglich findet er sich im mittelländischen Meere, meist an schlammigen Stellen. Zur Umschreibung vgl. zu Ged. 54 Str. 10, 1. — V. 6. Der Riesen- oder Menschenhay hat in 6 Reihen mehr als 400 lanzenförmige, an beiden Rändern gezähnelte Zähne, die er aufrichten und niederlegen kann; er wird vier Klafter lang. — Des Meeres Hyäne. Er verschlingt alles, was er erreichen kann. — Auch in unserer Strophe ist der Laut ungemein malerisch verwandt. Wir heben nur hervor grausem Gemisch, Klumpen — Klippenfisch, gräuliche — dräuend — grimmigen, Zähne — Hyäne mit dem zwischentretenden Hay.

Str. 21 f. Seine schreckliche Lage und die unerwartete Erlösung. — Str. 21, 1. Die Worte „und wars — bewußt" sind Zwischensatz; der Genitiv es (vgl. zu Ged. 44 Str. 2, 4) deutet auf das folgende „von der menschlichen Hülfe so weit".*) — V. 3. Larven, von fürchterlichen, empfindungslosen Gebilden. Vgl. Ged. 58 Str. 14, 1. — V. 5 f. führen die gräßliche Einsamkeit weiter aus. Er war von allen Menschen entfernt, deren Stimme nicht in diese Tiefe reichte, nur Unthiere sah er. — Str. 22. Das erste es bezieht sich auf Str. 21, 2—6, das zweite ist allgemeine Bezeichnung des scheuslichen Ungethüms, wobei die schon bei den Alten vorkommenden Sagen von den

*) Irrig hatte sich seit dem ersten Druck nach V. 2 Punkt statt Komma erhalten.

Meerpolypen vorschweben, deren auch bei Kircher (oben S. 128) gedacht wird. — Regte. Vgl. S. 137*. — Hundert Gelenke, da es so viele Füße hat. — V. 3. Will. Hier tritt das Präsens bezeichnend ein. — Wahn. Der Schrecken raubte mir alle Besinnung, so daß ich nicht wußte, was ich thun solle. — V. 5. Mit rasendem Toben, tobend. Vgl. zu Str. 5, 5. — V. 6. Hier kam die Hülfe in der höchsten Noth; denn ohne den Strudel war ich dem Ungethüm verfallen. Daß er den Becher ergriffen hatte, bleibt hier unerwähnt. — Es, daß er mich so gewaltig emporschleuderte.

Str. 23 f. Der König will durch einen höhern Preis den Knappen zur Erforschung der untersten Tiefe bestimmen, die Tochter aber bittet ihn, doch des Jünglings zu schonen. — Str. 23, 1. Das volksthümliche schier (beinahe) schwächt zu sehr; denn rasch kann es hier nicht heißen, da es zu verwundert gehört. — V. 3. Noch, nicht neben dem Becher, sondern nach dem Becher, den du erworben hast. Wenn der König den Becher, der dem Knappen gehört, in die Charybdis wirft, so wird er diesem, wagt er den Sprung nicht, einen gleichen zum Ersatz geben. — V. 6. Tiefunterst, eine Superlativbildung von dem adverbialen tief unten. — Str. 24, 1 f. Statt hörte muß es höret heißen. Vgl. Str. 23, 1. Hörte scheint Druckfehler. — Mit weichem Gefühl, wohl statt eines auf Tochter bezüglichen Beiworts (gefühlvoll). Doch sollte von statt mit stehn, während mit V. 2 an der Stelle ist. — Mit schmeichelndem Munde, schmeichelnd. — V. 3. Genug sein, euch.*) — V. 5 f. Jedenfalls soll er

*) Für laßt hat Körner laß eingeführt, kaum mit Recht.

den Knappen in Ruhe lassen, an dem sie ihren innigen Antheil nicht verbergen kann.

Str. 25 f. Der König wird durch die bange Bitte noch leidenschaftlicher gereizt, seine Wißbegierde zu befriedigen: er steigert den Lohn zum Anerbieten seiner eigenen Tochter, wodurch er den Knappen, der eben von der wirklichen Liebe der Prinzessin sich überzeugt hat, zur vermessenen Wiederholung verlockt. — Str. 25, 1. Drauf setzt stärker ein als und Str. 3, 5. — Schnell, sogleich. — V. 2. Die Wortfolge ist sehr hart. Der Vers sollte beginnen schleudert ihn. — V. 4—6. Er will ihn zum Ritter und gar zu seinem Schwiegersohn erheben. — Der trefflichste, der erste, geehrteste. — Das Anerbieten seiner Tochter, deren Liebe ihm nicht entgeht, ist ganz im Sagensinne und der Leidenschaftlichkeit des Königs gemäß, dessen Wißbegierde nicht deutlicher hervorgehoben zu werden brauchte. — Ehgemahl, hier Akkusativ, nicht Nominativ. — Str. 26, 1. Es, das Gefühl des ihm verheißenen Glückes. — Himmelsgewalt, unendlicher Wonne. — V. 2 deutet auf den Muth, das Höchste dafür zu wagen. — V. 3 f. Wirkung der Rede des Königs auf die Tochter, die ihre Liebe und ihre verzweifelnde Sorge um den Knappen verräth. — V. 5. Es, das Sehnen, das die Gewißheit ihrer Liebe entflammt hat. — V. 6. Warum fehlt hier er nach und? Auch prosodisch wäre und er stürzt wohl an der Stelle. Oder asyndetisch könnte er stürzt oder stürzet stehn, wodurch der Vers rhythmisch dem vorigen ganz gleich würde. — Auf Leben und Sterben, wie man sagt um Lebens und Sterbens willen. Der gangbare Ausdruck ist auf Leben und Tod.

Str. 27. Er bleibt, wie sehr man ihn auch zurückwünscht, verschwunden. Die Kürze des Schlusses wirkt ergreifend. — V. 1. Der Satz „wohl hört man die Brandung (das Ausströmen der Fluten) zurückkehren" wird bezeichnend in zwei gespalten. — V. 2. Der donnernde Schall. Vgl. Str. 5, 5 f. — Es soll hier wohl auf manche aus der Menge gehn, deren Liebe sich der tapfere Jüngling erworben (vgl. Str. 9, 3 f.), nicht auf die Königstochter, die der Dichter sich noch ohnmächtig denkt. — V. 4 bezeichnet treffend, besonders durch das wiederholte kommen, die ungeheure Wassermasse. Vgl. Str. 6, 4 ff. — V. 5. Sie heben sich bis zu der höchsten Höhe und versinken dann wieder beim Einschlürfen. Vgl. Str. 8, 4. Str. 9. — V. 6 hat vielleicht absichtlich einen Fuß zu wenig. Vgl. oben S. 137. — Keines, der heraufrauschenden Wasser.

---

61. Ritter Toggenburg.

Ende Juli 1797 entstand unsere Ballade, die dem Dichter wohl schon am 28. im Sinne lag, wo er an Goethe schrieb, er wolle den Kranichen des Ibykus einiges andere vorausschicken. Beendet ward sie am 31., einen Tag nach Goethes Abreise in die Schweiz. In den Briefen an Goethe vom 7. und 17. August gedenkt Schiller dieser Dichtung nicht; er überraschte den Freund damit, als er am 30. August ihm ein paar weitere Aushängebogen des Musenalmanachs sandte, wo sie auf dem fünften Bogen stand. Goethe gratulirte „zu dem glücklichen Fortschritt des Almanachs und zu Ritter Toggenburg".

Woher dem Dichter die Sage bekannt geworden, wissen wir nicht; vielleicht aus einem französischen Buche, das seine Gattin las, wie er von dieser auch den Stoff zum Gange nach dem Eisenhammer erhielt. Nach Götzinger bezöge sie sich auf das Kloster Wolkenwiegt in der Nähe von Wolkenstein in Tyrol, die G. W. Otto von Ries in einem seiner Knüttelgedichte (Altona 1822) behandelt hat; aber sein Wolkenwiegt ist nicht nachzuweisen und die ganze Sage, wie sie Ries gibt, scheint verdächtig. Nach dieser hatte das Fräulein sich frühe dem Heiland gelobt. Ritter Toggenburg, der vergeblich um ihre Liebe sich beworben, zieht mit dem ihm verwandten Ritter von Wolkenstein in das gelobte Land, kehrt dann zurück, wo er, als er die Geliebte im Kloster findet, sich in dessen Nähe eine Hütte baut und in trostloser Sehnsucht sich abhärmt. Man hat wohl mit Unrecht die Ballade mit der Geschichte der heiligen Idda, der Gattin des Grafen Friedrich von Toggenburg, in Verbindung gebracht, die auch zum Volksbuch geworden, welches die Heilige Itha nennt. Der Graf wurde durch falschen Argwohn (er hatte den durch einen Raben geraubten Brautring an der Hand eines seiner Dienstleute gesehen) in solche Wuth versetzt, daß er die Gattin in den Graben der Burg hinabstürzte. Sie kam nicht um, da ein Gebüsch sie festhielt; in der Nacht machte sie sich los und ging in einen Wald, wo sie im frommen Glauben auf Gottes Schutz von Wurzeln und Kräutern lebte. Als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, fand sie ein Jäger. Vergebens bat Graf Friedrich sie, zu ihm zurückzukehren; sie lebte fortan als Einsiedlerin beim Kloster Fischingen. Der Graf aber legte sich in der Nähe eine Hütte an. Valentin Schmidt sagt sogar, unser Gedicht sei ohne Voraussetzung jener Sage nicht zu verstehn;

die Geliebte sei jene unschuldig herabgestürzte Idda, die vom Grafen Friedrich vergebens zur Rückkehr aufgefordert werde. Simrock hat, obgleich er jener Meinung nicht beistimmt, doch die Sage von der heiligen Itha in demselben Versmaße behandelt, so daß sich Schillers Ritter Toggenburg unmittelbar daran schließt. Es möge Stimmungen geben, bemerkt er selbst, wo wir die sentimentale Liebe des Toggenburgers, der sich und die Welt so ganz über einer Geliebten vergesse, die ihn ohne allen Grund (?) verschmähe, mit unsern Begriffen von männlicher Würde nicht im Einklang fänden, wo uns daher seine völlige Hingebung an dieselbe bis in den Tod erklärlicher scheinen würde, wenn wir sie mit dem Gefühl der Reue und dem Bedürfniß der Buße zu verbinden wüßten, und vielleicht sei es in einer solchen Stimmung gewesen, daß er sich zu seiner Dichtung habe verleiten lassen. In Schillers Gedicht ist von Reue und Buße keine Spur, nur von hoffnungsloser Liebe; die Geliebte ist bei der Abreise des Toggenburgers auf ihrem Schlosse, nicht in Waldesöde, so daß an eine Verbindung jener Sage mit der von Schillers Toggenburger nicht gedacht werden kann. Schiller scheint eben die Sage ganz frei umgestaltet zu haben, in Anlehnung an andere, wo die Geliebte, während der Abwesenheit des Geliebten im Morgenland, ins Kloster geht, wie sie mehrfach vorkommen. Die jetzt gangbare Sage von Roland und Hildegunde, die am Rhein auf Nonnenwerth und Rolandseck spielt, scheint erst nach Schillers Toggenburg erfunden zu sein. Vgl. A. Kaufmann „Quellenangaben und Bemerkungen zu Simrocks Rheinsagen" S. 67 ff.

Schiller feiert hier die Macht reiner Liebe, welche für die Geliebte, worin sie das einzige Glück des Lebens findet, alles zu dulden bereit ist. Wenn die Liebe gewöhnlich auf den Besitz der

Geliebten gerichtet ist, so beginnt unser Gedicht gleich mit der entschiedenen Abweisung einer solchen Hoffnung. Verzweifelnd eilt der Ritter in das gelobte Land, aber hier läßt es ihn nicht ruhen, unaufhaltsam treibt es ihn zur Heimat zurück, nicht ohne Hoffnung, die Geliebte doch noch für sich zu gewinnen. Als er sie aber bereits im Kloster findet, überwindet er die leidenschaftliche Verzweiflung, er sucht nicht, wie früher, den Tod, aber er kann sich nicht mehr frischem, thatkräftigem Leben zuwenden: die Geliebte bleibt für ihn der einzige Trost; sein süßes Glück ist ihr Anblick, das Bewußtsein, daß die Liebenswürdigste der Frauen auf Erden lebt und freundlich auf ihn schaut. So ist aller Harm von ihm genommen, die reinste Liebe zu diesem Engelwesen und zu Gott, dem er sich, wie sie selbst, geweiht, erheben seine Seele, während er körperlich allmählich hinschwindet. Jeder leidenschaftliche Ausdruck, ja jeder Glanz und Schwung der Sprache ist mit Absicht von unserm Gedichte fern gehalten, weshalb auch die Liebeserklärung vorausgesetzt, die Heldenthaten nur berührt und die Rückreise kurz abgethan wird; bloß die zweimalige Erwähnung des Erscheinens der Geliebten am Fenster glänzt in anmuthiger Belebung. Wenn die Ausführung immer dem Gegenstande entsprechen muß, so war für den Sang von des Toggenburgers entsagungsvoller reiner Liebe Ruhe und schmucklose Einfalt der einzig gemäße Ton, den Schiller in glücklichster Weise getroffen, ja auch das Lückenhafte und Düstere der Darstellung entspricht diesem, dürfte höchstens etwas zu weit getrieben sein. Körner liebte das Gedicht besonders wegen einer gewissen rhythmischen Einheit und der durchgängigen Gleichheit des Tones, der zum Stoffe vollkommen passe. Doch manche Dunkelheiten, Härten und Schwächen, besonders in der ersten Strophe, rühren

man gern entfernt sehn. Ueber das von Schiller mehrfach zur Klage verwandte Versmaß vgl. zu Ged. 20 und 38. Die Reime sind höchst bezeichnend, nur der gleiche in Str. 1, 1 und 3 fällt unangenehm auf.

Str. 1. Theilnehmende, aber entschiedene Abweisung des Geliebten. — V. 1 f. Die Anrede ist ganz allgemein. Die Verbindung scheint zweideutig; dies Herz soll Subjekt sein. — V. 3 f. Sie lehnt jedes weitere Eindringen auf sie entschieden ab. Schmerzlich ist es ihr, immer von neuem ihm sagen zu müssen, daß sie ihm nicht angehören könne. Von einer Neigung, sich Gott zu widmen, ist hier noch keine Spur. Toggenburg soll eben dadurch später um so mehr überrascht werden. Daß sie keine Liebesneigung zu ihm empfinde, spricht erst der Schluß der Strophe aus. — V. 5 f. Der Ausdruck ist auch hier zweideutig, hart und wenig treffend. Sie will sagen, sie könne ruhig sehn, daß er komme und weggehe, beides errege ihr keine besondere Bewegung. — Mag, wie häufig, im Sinne von vermögen.*) — V. 7 f. Der Schmerz der Liebe, der aus des Ritters Augen spricht, findet bei ihr kein Mitgefühl, erregt keine gleiche Liebe. Auch hier ist der Ausdruck nicht bezeichnend genug. — Verstehn sonderbar vom zustimmenden Verständnisse.

Str. 2—4. Verzweifelnd zieht er ins gelobte Land, verrichtet dort ein Jahr lang manche Heldenthaten, kehrt aber dann allein zurück. — Str. 2, 1 f. Der Uebergang ist sehr hart, da des Redenden gar nicht gedacht ist. — Mit stummen Harme, stumm vor Schmerz. Harm paßt

*) Noch die zwei ersten Ausgaben der Gedichte haben irrig nach V. 6 Punkt; es ist Semikolon zu setzen, wie V. 2 statt des Kommas.

nicht wohl, da es auf dauernde Betrübniß deutet. — Sich, sein Herz, worauf auch blutend sich bezieht. Das Wegreißen geht auf seine Entsagung, nicht auf die wirkliche Entfernung. — V. 3. Doch ehe er scheidet, kann er nicht unterlassen, die Geliebte zu leidenschaftlichem Abschied an sich zu reißen. — Das Wegreiten übergeht der Dichter, wie V. 5*die Ankunft auf seinem Schlosse. — V. 6. Toggenburg lag im Kanton Thurgau. Zur Zeit der Kreuzzüge bestand aber die Schweiz als ein verbündetes Land noch gar nicht. Auch ist in dem Lande Schweiz sprachlich nicht zu billigen; es müßte wenigstens der Schweiz heißen. Der ältere Theil vom Kanton Schwyz heißt urkundlich das alte Land Schweiz. Sonst sagt man das Schweizerland.*) — V. 7 f. Statt den Zweck der Sendung zu bezeichnen, schließt der Dichter sogleich die Ausführung desselben an. — Das Kreuz. Zum Akkusativ vgl. Str. 7, 7 und zu Ged. 59 Str. 1, 2. — Str. 3, 1. Dort, im gelobten Lande, was aus dem heiligen Grab genommen werden muß. — V. 2. Der Helden, der ihm folgenden Ritter, die sich dort als Helden bewähren. — V. 3. Ihres Helmes ist wohl ein zufällig übersehener Druckfehler statt des nothwendigen ihrer Helme; denn daß die Einzahl die Helden als eine Einheit darstelle, kann man nicht sagen; es müßte dann auch wenigstens Busch stehn. Gödeke durfte sich für die sprachwidrige Einheit nicht auf Ged. 12 Str. 4, 6 berufen. — V. 5 f. Die lose Anknüpfung durch und statt einer hervorhebendern Bezeichnung ist dem ruhigen Tone gemäß. „Vor allen ist sein Name den Feinden ein Schrecken.“ — Muselmann, richtiger Muselman, wie in Lessings Nathan, der es „Recht-

*) Schiller schrieb damals noch Schweitz.

gläubiger von Mahomets Lehre“ erklärt. Die Kreuzfahrer nannten so die Ungläubigen im Morgenland, wie diese die Christen als Franken bezeichneten. — V. 7. Schiller läßt den Ritter nicht im Kampfe den Tod suchen, sondern sein Herz hofft noch immer und verlangt nach ihr. — Str. 4, 2. Trägts. Asyndetische Verbindung des Gegensatzes. — V. 3 ist als parenthetischer Zwischensatz zur Angabe des Grundes von V. 2 zu fassen.*) — V. 5. Joppe, mit neuerm Namen Jaffa, befestigte Seestadt Syriens, als Hauptlandeplatz der Kreuzfahrer bekannt.**) Die Reise bis nach Joppe wird übergangen. — V. 6. Sehr kühn stellt der Dichter das Blähen der Segel als eine freie Handlung des Schiffes dar; eigentlich blähen die Segel, welche der Schiffer aufgezogen hat. — V. 8. Der Grund, weshalb ihm das Land so theuer ist. — Daß das Schiff ihn nicht gerade zur Heimat bringen konnte, wird übergangen.

Str. 5 f. Die Nachricht, daß die Geliebte Nonne geworden, erschüttert ihn, doch er verzweifelt nicht, sondern entschließt sich, dem Leben zu entsagen und gleich ihr sich Gott zu weihen. — Str. 5, 2. Der Pilger soll wohl nicht andeuten, daß er im Pilgerkleide kommt, um sich etwa unbekannt einzuführen, sondern er heißt so, weil er nach dem gelobten Lande, freilich als Ritter, gezogen war. Sonst braucht Schiller die Form Pilgrim (Ged. 39 Ged. 62 Str. 3, 12. Ged. 81, 3), aber Pilgerstab Ged. 39 Str. 2, 3. — V. 3 f. Das Donnerwort. Die ihn niederdonnernde Botschaft empfängt

*) Noch die Gedichte haben in der ganzen Strophe (wie auch Str. 2 und 3) bloße Kommata, die richtig sind, mit Ausnahme von V. 4, wo Punkt stehn muß. Körner ließ das Komma nach V. 3 weg.

**) So steigt auch Hüon in Wielands Oberon in Joppe aus (I, 11).

er, ohne erst zu fragen, von dem Pförtner oder Kastellan, der ihn wohl kennt und seine Absicht, die Geliebte zu besuchen, natürlich ahnt. — V. 7. Daß er gerade einen Tag zu spät kommt, ist in andern Sagen, wo durch das längere Ausbleiben die Ausführung eines Entschlusses veranlaßt wird, viel bedeutender als hier, wo diese Ausführlichkeit zur sonstigen Kürze nicht stimmt. Der Dichter wollte wohl den Schmerz des Ritters dadurch vergrößern, daß er einen Tag zu spät eintrifft, indem er ihn hoffen ließ, er würde, wäre er früher gekommen, die Geliebte noch von ihrem Entschluß abgebracht haben. — Str. 6. Die Rückkehr zu seinem Schlosse übergeht Schiller, auch wie lange es gedauert, bis er zu seinem Entschluß sich ermannt. — V. 1. Verlässet, mißbräuchliche Form statt verläßt, von den Dichtern oft aus Bequemlichkeit gebraucht. — V. 3 f., die den Grund zu V. 1 f. enthalten, stehen hier etwas sonderbar von dem Entschlusse, dem Ritterthum zu entsagen; er will Waffen und Roß nicht mehr sehn. — Nimmer, wie Ged. 58 Str. 10, 1.*) — V. 7 f. beziehen sich bloß auf unbekannt. — V. 8. Das härene (pferdeharene) Gewand, welches Einsiedler und Mönche auf dem bloßen Leibe trugen, führte den Namen cilicium.

Str. 7—9, 4. Er baute sich in der Nähe des Klosters der Geliebten eine Hütte, wo der Anblick jener seine tägliche Hoffnung und seine einzige Freude war. Er ist keineswegs so entsagungsvoll, wie die Geliebte; ihren Anblick zu entbehren, wäre sein Tod. Sein frommer Glaube und seine Hingabe an Gott, dem er sich gewidmet hat, treten hier ganz

*) Auch in dieser Strophe haben noch die Gedichte nur Kommata. Nach V. 2 und 6 muß Semikolon, nach V. 4 Punkt stehn.

zurück, was kaum zu billigen sein dürfte. — Str. 7, 1 f. Baut. Das Präsens, wie Str. 4, 5—6, 6.*) Gegend ist hier ein zu weiter Ausdruck. — V. 3 f. Sah. Das Kloster wird belebt gedacht, wie Str. 4, 6 das Schiff. — V. 5—8. Die partizipiale Bestimmung geht voran, da folgt erst am Schlusse. — Zu Abends Schein statt zum Abendschein. Ueber den Ausfall des Artikels zu Ged. 41 Str. 1, 2. — Stille Hoffnung, sie am Fenster zu erblicken. — Str. 8. Die Wiederholung von blickte und Fenster, das dreimalige bis, der Anklang von Lieben und Liebliche deuten auch im Wortklange die harrende Sehnsucht höchst anmuthig an.**) — V. 4. Klang, beim Oeffnen. Der Ausdruck ist sehr gewählt, aber hier wohl weniger passend, wo es sich mehr um das Sehen als um das Hören handelt, auch die Hütte nicht gar so nahe gedacht werden kann. — V. 6. Das theure Bild. Etwas anders als ihr Anblick war ihm nicht gegönnt. — V. 7. Ins Thal. Wir haben uns ihr Fenster oben zu denken, das Kloster etwas höher gelegen als die Hütte. — Herunterneigte, zum Gruße des Einsiedlers, der sie begrüßte, ohne daß sie ihn erkannte, was er auch nicht beabsichtigte. Durch die Art der Verbindung hat der Dichter die Nothwendigkeit umgangen, uns den Eindruck des ersten Anblicks der geliebten Nonne zu schildern. — V. 8. Der Vers schildert treffend die heitere Zufriedenheit der durch keine Sorge und Unruhe gequälten Seele. — Engelmild, von der Güte, die sich in ihren Zügen

*) V. 1 haben noch alle drei ersten Ausgaben der Gedichte erbaut. Körner schrieb er baut. Erbauen paßt nicht wohl für die Hütte. Ged. 62 Str. 15, 4 steht es von einem kühn auf der Höhe eines Berges angelegten Kirchlein.

**) Nach V. 1 fehlt noch in der ersten Ausgabe der Gedichte das Komma, steht dagegen irrig nach V. 2.

und ihrem ganzen Wesen aussprach. — Str. 9, 1. Dann, nicht gleich darauf, sondern an allen Tagen, wo ihm das Glück zu Theil geworden. — V. 2. Getröstet, über seinen Verlust. — V. 3. Still, im Gegensatz zu leidenschaftlicher Bewegung. — Wenn, auf die Zeit, wann.

Str. 9, 5—10, 8. Und dies dauerte so Jahre lang fort, bis er eines Morgens als Leiche da saß, noch den Blick zum Fenster gerichtet. — Str. 9, 5 f. Auch hier ist die Wiederholung von saß und viel bezeichnend, indem die lange Dauer auch durch den Wortklang angedeutet wird. — V. 7. Wie sie ruhig und engelmild war, so äußerte er keinen Schmerz und keine Klage. Die Wiederholung von V. 8—10, 4 aus Str. 8, 4—8 wirkt höchst anmuthig zur Bezeichnung seines unveränderten Genusses und als Gegenbild zu seinem „Harren ohne Schmerz und Klage". — Str. 10, 6. Eines Morgens, als sie wieder das Fenster öffnete. Am Morgen hatte er sich wieder hingesetzt und war über dem Harren hingeschieden. — V. 7 f. Statt eines Relativsatzes tritt asyndetisch ein Hauptsatz hinzu. — V. 8. Stille, ohne irgend einen Zug leidenschaftlicher Aufregung. Vgl. Str. 7, 7. 9, 3. Es soll den Gegensatz zu bleiche bilden, worin sich die Folge seines enthaltsamen, traurig verkümmerten Lebens zeigte. Diese Stille tritt in einen schönen Gegensatz zu der leidenschaftlichen Aufregung, worin der Ritter am Anfang des Gedichtes erscheint. Daß gerade die Geliebte ihn am Morgen als Leiche habe da sitzen sehn, wird nicht erwähnt, um den ruhig gehaltenen Ton des Ganzen nicht zu stören.

62. Der Kampf mit dem Drachen.

Schon während Goethes Anwesenheit zu Jena in der ersten Hälfte des Augusts 1798 hatte Schiller ihm seine Absicht mitgetheilt, den Stoff, den er in der Histoire des Chevaliers de Rhode et aujourdhui de Malte von René Aubert de Vertot (1726) gefunden (zu Niethammers Bearbeitung dieses Werkes hatte er 1792 eine Vorrede geschrieben), als Ballade zu bearbeiten. Den 15. glaubte er, sie in etwa acht Tagen an Körner senden zu können, doch begann er erst am 18. seine Ritter, wie er damals das Gedicht nannte. Drei Tage später schrieb er Goethe, er habe diese Woche einige Dutzend Reime gemacht und sei eben daran, wobei er sich die Unterhaltung verschaffe, mit einer gewissen plastischen Besonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der vom Freunde zurückgelassenen Kupferstiche in ihm erweckt habe. Während des abscheulichsten Wetters brachte er in seiner windigen Gartenwohnung die Ballade zu Stande. Den folgenden Tag, am 26., an welchem er die Bürgschaft begann, äußerte er gegen Goethe, die Arbeit gehe ganz leidlich von statten, und ehestens werde er ihm etwas mittheilen können. Daß zwei Balladen fertig seien, welche zusammen etwa 20 Seiten im „Musenalmanach" ausmachen würden, meldete er am 31. Doch erst am 4. September sandte er Goethe die erste Ballade, die damals noch „Die Ritter" hieß, woran er wohl im einzelnen manches geändert haben dürfte. „Es sollte mir lieb sein", schrieb er dabei, „wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des

Ritters ist zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig, und trennen ließ sie sich nicht wohl." Goethe fand bei dem „christlichen Drachen" nichts zu erinnern; er schien ihm „sehr schön und zweckmäßig".

Vertot, aus dem Schiller auch den Plan zu seinen Maltesern geschöpft hatte, erzählt den schon in Bosios Istoria della sacra Religione ed illustrissima Militia di San Giovanni und daraus in Kirchers Mundus subterraneus weitläufig berichteten Vorfall bei der Darstellung der Regierung des Großmeisters Helion de Villeneuve (1332—1346) folgendermaßen:*) „Der Geist der Liebe und Rücksichten der Klugheit bewogen ihn, allen Rittern beim Verluste des Ordenskleides den Kampf mit einem Krokodile zu verbieten. . . . Der Aufenthalt des furchtbaren Thieres war eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Stephansberges zwei Meilen von Rhodus entfernt. Es fraß Schafe, Rinder und auch Pferde, wenn sie sich dem Sumpfe näherten, ja es sollte auch junge Hirten, die dort ihre Herden hüteten, verschlungen haben. Mehrere der tapfersten Ritter des Ordens waren zu verschiedenen Zeiten einzeln ausgezogen, um das Unthier zu tödten, aber keinen von ihnen sah man wiederkehren. Die Haut des Unthiers war mit Schuppen bedeckt, von denen die schärfsten Pfeile und Wurfspieße abprallten. Deshalb hatte der Großmeister den fernern Kampf verboten, der menschliche Kräfte zu übersteigen schien. Alle gehorchten mit Ausnahme eines provenzalischen Ritters, Dieudonné von Gozon. Dem Verbote zum

*) Schiller folgte nicht der freien Bearbeitung Niethammers, wie noch Gödeke annimmt, sondern der französischen Urschrift, deren zweite Ausgabe sich in seiner Bibliothek befand. Dafür zeugt die Aufnahme von Zügen, welche in der Bearbeitung fehlen.

Trotz und ohne sich durch das Schicksal seiner Ordensbrüder abschrecken zu lassen, beschloß er das Ungeheuer zu erlegen. Deshalb zog er sich nach Frankreich auf sein Schloß Gozon zurück, das noch heute in Languedoc besteht. Sein Plan gründete sich auf die Beobachtung, daß die Schlange unter dem Bauche keine Schuppen habe. Er ließ das Ungeheuer in Holz oder Pappdeckel aus seiner Erinnerung nachbilden, wobei er besonders darauf achtete, daß die grimmige Wuth recht ausgedrückt wurde. Sodann richtete er zwei junge Doggen dazu ab, auf seinen Ruf den Bauch des Thiers anzupacken, während er selbst zu Pferde stieg und sich stellte, als ob er mit seiner Lanze ihm an verschiedenen Stellen Stöße versetzen wollte. Als er nach mehrmonatlicher Uebung die Doggen hinlänglich abgerichtet glaubte, kehrte er nach Rhodus zurück. Hier ließ er insgeheim seine Waffen in die Kirche auf der Spitze des Stephansberges bringen, wohin er sich darauf in Begleitung zweier aus Frankreich mitgebrachten Knappen begab. Nachdem er sich Gott befohlen hatte, bewaffnete er sich und stieg zu Pferde. Den Knappen befahl er, sie sollten, wenn er im Kampfe umkäme, nach ihrer Heimat zurückkehren; sähen sie aber, daß die Schlange getödtet oder er verwundet wäre, zu ihm kommen. Hierauf ritt er in Begleitung seiner Hunde den Berg hinab, und wandte sich rechts zu dem Sumpfe und der Höhle der Schlange, die auf sein Geschrei mit offenem Rachen und funkelnden Augen herbeieilte, ihn zu verschlingen. Gozon stieß mit der Lanze auf sie, aber die Dicke und Härte ihrer Schuppen war undurchdringlich. Als er den Angriff wiederholen will, bringt er sein Pferd nicht von der Stelle, da es vor dem Zischen und dem widrigen Athem der Schlange scheut; es bäumt sich, springt zur Seite, und würde seinen Herrn ins Verderben gebracht

haben, wäre Gozon nicht unverzagt herabgesprungen. Das Schwert in der Hand, die beiden treuen Doggen zur Seite, greift er das Ungethüm an, und versetzt ihm Stöße an verschiedenen Stellen, doch diese dringen bei der Härte der Schuppen nicht ein. Mit seinem Schweife schlägt das wüthende Thier ihn zu Boden, und es würde ihn ohne Zweifel verschlungen haben, hätten sich nicht die Doggen, wie er sie abgerichtet hatte, an den Bauch der Schlange geworfen und diese, ohne daß sie sich ihrer erwehren konnte, grimmig zerfleischt. Diese Hülfe gestattet dem Ritter sich wieder zu erheben; er eilt seinen Doggen zu Hülfe und stößt sein Schwert bis an das Heft an einer Stelle ein, die nicht durch Schuppen geschützt war. Ströme Blutes schießen aus der breiten Wunde hervor. Tödtlich verwundet fällt das Ungeheuer auf den Ritter, der zum zweitenmal niederstürzt, und er würde durch die Last und die ungeheure Masse des Körpers erdrückt worden sein, wären nicht die beiden Knappen, die den Kampf angesehen hatten, herbeigeeilt, als die Schlange erlegt war. Sie fanden ihn ohnmächtig und hielten ihn für todt. Mit vieler Mühe zogen sie ihn unter dem Unthier hervor, um ihm Luft zu machen, wenn er noch am Leben wäre; sie lösten ihm den Helm und spritzten ihm Wasser ins Gesicht, wonach er endlich die Augen aufschlug. Sein erster Blick fiel zu seiner höchsten Freude auf seinen todten Feind; sah er ja ein so gefährliches Unternehmen, dem mehrere seiner Genossen erlegen waren, glücklich ausgeführt. Auf die Kunde von seinem Siege und der Erlegung der Schlange strömten große Scharen aus der Stadt ihm entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph zum Palaste des Großmeisters. Aber wie erstaunte er, als der Großmeister, während die Menge ihm Beifall zurief, ihn unwillig anblickte

und die Frage an ihn stellte, ob er nicht wisse, daß er den Kampf mit diesem Thiere verboten habe, und ob er glaube, ungestraft das Gesetz verletzen zu dürfen. Ohne auf seine Antwort zu hören, ohne sich durch die Bitten der Ritter erweichen zu lassen, ließ ihn dieser strenge Bewahrer der Ordenszucht sofort ins Gefängniß werfen. Er berief sodann den Rath und stellte ihm vor, der Orden müsse den Ungehorsam auf das strengste bestrafen, da dieser für dessen Zucht gefährlicher sei als viele Schlangen für die Thiere und Menschen der Insel, und, ein zweiter Manlius*), stimmte er dafür, den Sieger mit dem Tode zu bestrafen. Auf das Andringen des Rathes begnügte er sich, ihm das Ordenskleid zu nehmen. So sah sich Gozon kurze Zeit nach dem Siege des Ordenskleides beraubt, eine Strafe, die ihm schimpflicher als der Tod schien. Der Großmeister aber ließ, nachdem er so der Ordenszucht Genüge gethan, wieder seine Sanftmuth und Güte walten. Ja, er vermittelte es, daß man seine Begnadigung erbat, die er selbst beantragt haben würde, wäre er nicht der Meister des Ordens gewesen. Auf dringende Bitten der ersten Komthure schenkte er ihm sein Kleid und sein Wohlwollen wieder und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Den Kopf der Schlange befestigte man auf einem der Thore der Stadt als Denkmal von Gozons Siege. Thevenot erzählt in seiner Reisebeschreibung,**) er habe diesen selbst oder ein Abbild davon noch daselbst gesehen; er sei dicker und größer als ein Pferdekopf gewesen, der Rachen bis an die Ohren geschlitzt; er habe große Zähne und Ohren, runde Augen und eine grauweiße Farbe gehabt, welche letztere vielleicht

*) Vgl. Livius VIII, 7.

**) Es ist die Voyage en Asie des 1672 gestorbenen Jean Thevenot gemeint.

vom Staube herrühre.“ Vertot berichtet weiter, wie der Großmeister den Helden für seine ausgestandene Pein zu entschädigen gesucht und ihn zu seinem Statthalter gemacht, überzeugt, daß ein so tapferer und muthiger Ritter, der sein Leben großherzig für das Wohl der Einwohner aufs Spiel gesetzt, auch die Insel im Falle eines Krieges oder einer Belagerung am besten gegen die Ungläubigen schützen werde. Nach dem Tode des Großmeisters ward er an dessen Stelle erwählt; er selbst hatte für sich gestimmt, weil er keinen wisse, der in diesen gefährlichen Zeiten besser einem so wichtigen Amte vorstehn könne. Er starb 1353; auf sein Grabmal setzte man die Worte: Der Drachentödter.

Neuerdings hat Hermann Ulbrich in dem Aufsatz: „Zu Schillers Balladen“ (Archiv für Literaturgeschichte X, 228 ff.) es unwahrscheinlich gefunden, daß Schiller erst sechs Jahre nach Lesung der Geschichte bei Vertot zur dichterischen Bearbeitung der von ihm erzählten Sage sollte gekommen sein; dies stehe mit den in seinen Briefen an Goethe so häufig wiederkehrenden Klagen über den Mangel an passenden Stoffen und mit der ihn quälenden Sorge um Beiträgen zu den „Horen“ in Widerspruch. Aber Schiller kehrte überhaupt erst im Sommer 1795 zur Dichtung zurück, und er schrieb damals gleich die Distichen „Die Ritter des Spitals zu Jerusalem“ (Ged. 81), worin er hervorhob, daß diese als christliche Ritter Wunderthaten der Tapferkeit mit freiwilliger Erniedrigung zu Krankenwärtern verbänden. Auch fehlte es ihm zunächst so wenig an Stoff, daß er eine große Anzahl von Gedichten schuf, die meist lehrhafter, gefühlvoller und schwungreicher Art waren. Die Malteser, wozu ihn Vertot veranlaßt hatte, blieben bald liegen, da er seine ganze Kraft auf Wallenstein wenden wollte. Erst im Frühjahr 1797 begann er

sich nach dem Vorgange von Goethe in der Ballade versuchen; und so ging er auf passende Stoffe aus. Mit Don Juan gelang es ihm nicht. Die Stoffe zum „Ring des Polykrates“ und zum „Handschuh“ fand er selbst, die zum „Taucher“ und zu den „Kranichen“ überließ ihm wahrscheinlich Goethe. Damals klagte er Körner, daß es ihm an Uebung fehle, Stoffe zu Balladen zu finden, und er wünschte, dieser möge ihm auf einige helfen. Gleich darauf traf er zufällig auf den Stoff seines „Ganges nach dem Eisenhammer“. Wann er zuerst die ihm längst bekannte Geschichte des Ritters von Rhodus in Aussicht genommen, wissen wir nicht; die Schwierigkeit der Behandlung konnte ihn lange von der Ausführung zurückhalten, so daß es nicht zu verwundern war, wenn er diese erst im August 1798 aufgriff. Im Jahre 1797 hatte er sich zu Zeiten, wo er vom Wallenstein ausruhte, wieder mit den Malteſern beschäftigt, und da mochte ihm auch die Sage wieder in den Sinn gekommen sein, aber Wallenstein nahm ihn bald so ganz in Anspruch, daß er an ein größeres lyrisches Gedicht nicht denken konnte; erst nachdem die ersten drei Akte desselben vollendet waren, sorgte er wieder für den „Musenalmanach“, für den er jetzt zuerst unsere Ballade in Angriff nahm und, da sie ihm wahrscheinlich schon länger im Sinne gelegen, rasch vollendete. So erklärt es sich natürlich, daß er erst im August 1798 einen schon 1792 im Werke von Vertot gelesenen Stoff bearbeitete, dessen er vielleicht in seiner Tragödie gelegentlich hatte erwähnen wollen; noch nach dem zweiten Entwurfe des Stückes sollte der Chor in „Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens“ sich ergehen. Des gar nicht vorhandenen „merkwürdigen Widerspruches“ wegen erklärt Ulbrich „für mindestens ebenso wahrscheinlich“ als die Entlehnung aus

Vertot seine Annahme, Schiller habe „direkt“ benutzt des Erasmus Francisci „Neu-polirten Geschichts-, Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker“, welcher mit dieser Geschichte unter dem Titel: „Der kühne Ritter“ beginnt, da er in einem Werke desselben Sammlers die Quelle des „Tauchers“ aufgefunden zu haben meinte. Wirklich entlieh Goethe am 6. Dezember 1797 von der weimarischen Bibliothek das erstgenannte Werk, theilte aus ihm bald darauf die Abschrift eines darin enthaltenen tollen metaphysischen Gesprächs Schiller mit, nannte ihm auch am 16. Januar den Titel des „abgeschmackten Buches“, das freilich manchen für sie brauchbaren Stoff enthalte. Dieser achtete aber darauf nicht, da es ihm damals keineswegs um Balladenstoffe zu thun war, und er ganz in „Wallenstein“ vertieft war, ja auch während des ihn befallenden Halsleidens las er ernste wissenschaftliche Werke, die Reisen von Niebuhr und Volney. So wenig Wahrscheinlichkeit hat es, daß er sich um den schon durch seinen Titel abstoßenden „Neu-polirten Spiegel“ bekümmert habe. Ja, hätte er wirklich dieses abgeschmackte Buch gelesen, so mußte er sich erinnern, daß er diese Geschichte, geschmackvoller dargestellt, schon in seinem Vertot habe. Mit diesem stimmt Schiller darin gegen Francisci überein, daß er nicht des Ritters Lanze schon beim ersten Stoß in Stücke springen läßt, sondern dessen Absteigen durch die Gefahr begründet, vom scheu gewordenen Rosse herabgeworfen zu werden. Auch hat Vertot, um anderes zu übergehn, das bei Francisci fehlende erste Niederstürzen des Ritters von dem wüthenden Schlage des Schweifes des Drachens. Trotz allem erklärt Erich Schmidt (Goethe-Jahrbuch IX, 233) rundweg Francisci für die Quelle unserer Ballade, was er ganz entschieden nicht ist.

Schon in der Vorrede zu Niethammers Bearbeitung des vertotschen Werkes bezeichnet Schiller den Johanniterorden als einen mönchisch-ritterlichen Staat, in welchem sich ein feuriger Rittergeist mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, strenge Selbstverleugnung des Christenthums mit kühnem Soldatentrotz verbunden, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, ewigen Krieg zu schwören. Diese schon Ged. 81 bezeichnete Vereinigung von Ritterlichkeit und christlicher Demuth wollte er in unserer Ballade zu anschaulichster Darstellung bringen. Eine solche Selbstverleugnung spricht sich aber bei Vertot nicht aus, noch weniger bei Francisci. Gozon fügt sich bei Vertot nur der Gewalt, die Beraubung seines Ordenskleides dünkt ihm eine Schmach, welcher er selbst den Tod vorzieht. Hier mußte der Dichter eine wesentliche Veränderung vornehmen, der Held sich dem Ausspruche des Meisters demüthig unterwerfen und Gehorsam als die erste Pflicht des christlichen Ritters auch in der That anerkennen. Dies konnte aber am eindringlichsten dadurch geschehn, daß der Großmeister ihn wegen der Verletzung des Gehorsams vom Orden ausschließt und er sich dieser Strafe in duldendem Gehorsam unterwirft. Die Einkerkerung wie die darauf erfolgende Versammlung des Rathes, der Antrag auf Bestrafung mit dem Tode und das mühevolle Erlangen einer Milderung des Urtheils konnte der Dichter nicht gebrauchen: im Großmeister mußte dem Ritter das einfache Gesetz des Ordens bestimmt entgegentreten, dem er sich willig fügt, wodurch auch die Erzählung sich enger zusammenschloß und einen ununterbrochenen lebhaften Fortschritt

gewann. Im Gegensatz zur strengen Stimme des Gesetzes treten das Murren des Volkes und das Flehen der Brüder hervor, welche die Ritterlichkeit und hochherzige Absicht des Ritters für diesen gewonnen hat. Aber die That des Ritters durfte auch nicht als entschiedene Verletzung des Verbotes erscheinen, der Ritter mußte glauben, ganz im Sinne des Gesetzes gehandelt, und das gemieden zu haben, wogegen das Verbot eigentlich gerichtet war. Die Vorgänger des Ritters waren zu Grunde gegangen, weil sie sich auf ihre Tapferkeit allein verließen, wodurch sie nichts gegen das Unthier vermochten; er selbst wendet auch List an, wodurch die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges gegeben ist, und nur die vorausgesetzte Unmöglichkeit hatte das Verbot hervorgerufen. So glaubte er denn das Verbot eigentlich gegen sein Unternehmen nicht gerichtet, und war überzeugt, ein glücklicher Ausgang werde ihn rechtfertigen. Freilich war dies eine keineswegs genügende Entschuldigung, die sein unüberwindlicher Drang, der Noth der Hirten und auch der Pilger zu wehren, ihm vorspiegelte, aber er hatte doch nicht dem Verbote des Großmeisters geradezu getrotzt. Der Ritter muß, damit seine Absicht sich klar ausspreche, diese vor dem Großmeister entwickeln, ihm daher auch von seinem Plane Auskunft geben, was sich nicht wohl von der Schilderung der Ausführung desselben trennen ließ, wonach sich von selbst ergab, daß der Kampf nicht gleich am Anfange vom Dichter selbst, sondern erst später vom Ritter dem Großmeister erzählt werden mußte. Hierdurch gewann er den Vortheil, daß die Spannung nicht sank, was geschehen wäre, hätte die Ballade mit der Darstellung des Kampfes begonnen; ja sie steigert sich, indem der Kampf, mit dessen Ergebniß uns der Anfang in lebhafter Weise bekannt macht, erst

vom Ritter selbst, für den wir nicht mehr zu fürchten brauchen, beschrieben wird. So schließt sich das Ganze zu einer fortlaufenden Erzählung zusammen, deren Mittelpunkt die Rede des Ritters bildet, die freilich etwas lang gerathen ist, da sie mehr als zwei Drittel des Ganzen einnimmt; aber Schiller glaubte, wie er selbst äußert, sein sonst glücklich gebrauchtes Mittel, durch eine Zwischenrede eine lange Erzählung zu unterbrechen, hier nicht anwenden zu dürfen.*)

Der Ausdruck ist kräftig, bezeichnend und oft malerisch, doch fließt er in epischer und lehrhafter Breite daher, da der größte Theil des Gedichtes episch schildert, ein anderer, ebenfalls bedeutender, der Entwicklung von Ansichten und Grundsätzen ge-

*) Zur Vergleichung stehe hier Körners Urtheil: „Im Kampf mit dem Drachen bemerke ich außer der lebendigen Darstellung eine besondere epische Kunst in der Anordnung, um die vorgesetzte Wirkung aufs vollkommenste zu erreichen. Die Selbstüberwindung des Siegers sollte ins glänzendste Licht gesetzt werden. Für die Gefahr des Kampfes sollte man sich nicht interessiren, und diese ists immer, was zuerst die Aufmerksamkeit fesselt. Daher ist der Kampf schon vollendet, wenn das Gedicht anhebt, und wir erwarten nun seinen Lohn. Statt dessen hören wir Vorwürfe von einem Manne, der uns doch Achtung abnöthigt. Dies versetzt uns auf einmal aus der sinnlichen Welt in die moralische. In dieser soll nun die That des Helden geprüft werden. Und wie erscheint sie? Nicht als ein gelungenes Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, als das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit bei aller Kenntniß der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dieses Urtheil, aber die Würde verklärt den Großmeister in unsern Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich und freuen uns, daß ihm verziehen wird." Körner übersieht hierbei, daß die Dichtung gerade die Anschauung der Johanniterritter zur Darstellung bringen soll.

widmet ist. Auch das Versmaß entspricht diesem Charakter; denn die lange Strophe beginnt mit vier abwechselnd männlichen und weiblichen Reimpaaren, geht erst zuletzt in ein vierversiges System verschlungener Reime über, bei denen gleichfalls der männlich auslautende Vers vorantritt. Alle Verse sind vierfüßige Jamben, wodurch die epische Behaglichkeit eine gewisse Lebhaftigkeit erhält. Aehnlicher Art ist das Versmaß der Kraniche des Ibykus. Körner fand die Länge der Strophen, verbunden mit der Kürze der Zeilen, sehr passend zum einfach feierlichen Gange der Erzählung, die ohne äußern Pomp mit ruhigem Ernst einherschreite. Die Reime sind meist sehr gewählt, doch kehren einzelne zwei oder dreimal wieder, Orden worden, Pflicht spricht, Troß Roß, Abenteuer Ungeheuer, Blick zurück (und Blicke zurücke); auch steht Str. 4 und 12 dasselbe Reimwort in V. 5 und 11. Die vollen Formen auf et in der dritten Person des Zeitworts und im Partizip kommen etwas zu häufig vor. Auch an unreinen Reimen fehlt es nicht; so finden sich, um i ü zu übergehn, Reihn dräun, Läufen greifen, Leun befrein, Götter Retter, Höhe Nähe, hin Sinn, Joch hoch, verödet getödtet, Roß bloß, Blöße Gekröse, steigt erreicht.

Str. 1 f. Einleitung. Der Siegeszug bis zum Kloster in Rhodus und die Bedeutung der vollbrachten Heldenthat. — Str. 1, 1—3. Die zweite Frage erläutert die erste, gibt uns aber zugleich das Bild der langen Gassen; aus der dritten, welche den Auflauf mit dem bei einem großen Brande vergleicht, ersehen wir, daß uns der Dichter nach der Stadt Rhodus führt. Dieser selbst ist der Fragende, wie das bei der Beschreibung des sich nähernden Zuges gebrauchte gewahr' ich

zeigt, wofür nach sonstigem Gebrauch auch gewahrt man stehn könnte. — V. 4. Es, allgemeine Bezeichnung der stets zunehmenden bunten Masse. — Im Sturm, stürmend, indem immer neue hinzurennen. — V. 6. Aus dem Menschentroß, hervorragend. — V. 7. Welch Abenteuer! wie seltsam! Abenteuer (aus aventura, franz. aventure, mittelhochd. âventiure), mit Anklang an theuer, wie Armbrust (aus arcubalista), Felleisen (aus valigia, valise), Kappzaum (aus cavezzone, cavecon), Mailand (aus Milano) an Brust, Eisen, Zaum, Land erinnern, weshalb auch die etymologisch unrichtige Schreibung mit th nicht ganz zu verwerfen ist. Hier steht es, wie häufig, von einer wunderlichen Erscheinung. — V. 9 f. Drache, eine fabelhafte Schlangenart, die man sich in verschiedener Weise dachte, wie der Drache Python, der aus der Höhle bei Delphi hervorbrach, aber von Apollo getödtet ward. Als Schlange oder Krokodil wird er bei Vertot bezeichnet, der auch seinen bis zu den Ohren geschlitzten Rachen hervorhebt. Francisci sagt, der Schwanz und die übrigen Gliedmaßen seien einem Krokodil gleich gewesen. — Str. 2, 2. Lindwurm, deutsche Bezeichnung solcher Ungeheuer. Das Wort scheint Sumpfwurm zu bedeuten. — V. 8 ist ungemein matt. — V. 9 stand statt nach dem Kloster ursprünglich zum Palaste, im Anschlusse an die zu Grunde liegende Erzählung. Bei Francisci wird bloß das Reiten nach der Stadt genannt. Kloster deutet bestimmter auf den Mönchsorden. — V. 10. Sankt Johannes. Die Mönche des Hospitals des heiligen Johannes zu Jerusalem, Johanniter oder Hospitalbrüder genannt, hatten sich im Jahre 1118 zu einem geistlichen Orden erhoben. Seit 1309 war Rhodus ihr Hauptsitz. Schillers Die Johanniter waren ursprünglich Die

Ritter des Spitals zu Jerusalem überschrieben. — 11 f. Im Flug, rasch, auf die Kunde von der Erlegung des Drachens durch einen Johanniter. Der Großmeister hat sie berufen. Die Mehrheit sind bezieht sich auf die Ritter des Spitals. Seit Körner steht ein Komma nach Spitals, aber es muß ein solches auch nach Wo gesetzt werden.

Str. 3—5, 4. Der Großmeister beschuldigt den Sieger der Verletzung der ersten Pflicht des christlichen Ritters, des Gehorsams. — Str. 3, 1. Die Ankunft im Kloster wird übergangen. — V. 2 begann ursprünglich der Großkreuz. Acht dem Großmeister als Rath beigegebene Ritter führten den Namen Großkreuz. Das jetzige der Jüngling soll uns die Jugendgestalt des Ritters vorführen; aber die Beziehung auf den Ritter ist etwas unklar. Ursprünglich stand es schon Str. 25, 4. Vertot nennt den Namen des Ritters. — V. 3. Nachdrängt, in das Kloster. — Mit wildem Rufen, wild rufend. zu Ged. 60 Str. 5, 5. Rufen statt Ruf. zu Ged. 59 Str. 19, 6. — V. 4. Ein Theil des Volkes nimmt die ganze Treppe ein. Das Geländer, hier auffallend für die zu beiden Seiten mit einem Geländer versehene Treppe. — V. 5. Der Sieger, der die Ritter zu seinem festlichen Empfange versammelt glaubt, erklärt, daß er nur seine Pflicht gethan habe. Die Bescheidenheit (vgl. V. 2) verletzt er auch hier nicht. — V. 9—12 führen V. 7 f. weiter aus. — Statt zu sagen, „Hirt und Pilger sind jetzt ungefährdet", wählt er abweichend von V. 9 die lebhaftere Form der Aufforderung.*) Zu treibe wird un-

*) V. 12 stand früher die ältere Form Pilgrim, die wohl hier weniger wohlklingend schien. Str. 15 und 16 ist Pilgrim beibehalten, obgleich der Pilgrim nach (Str. 15, 10) noch übler klingt. In seinen Verbesserungen war

[illegible] Die Ritter tragen im Frieden auf dem langen schwarzen Mantel und auf der Brust ein achtspitziges weißes Kreuz; im Kriege war ein schlichtes Kreuz auf Brust und Rücken ihr Abzeichen. Der Großmeister deutet das Kreuz als Sinnbild der Selbstverleugnung. — V. 8. Herum statt umher, wohl des Wohlklanges wegen, da erbleichen folgt. Erbleichen, vor der Strenge des Gesetzes, womit der Empfang des Großmeisters den Ritter bedroht. — V. 10. Erröthend, weil er schon durch die Frage der Verletzung der ersten Pflicht eines christlichen Ritters geziehen wird, und sich selbst gestehn muß, daß er der Form nach das Gebot übertreten hat. — V. 11 f. Auch die kurze, sich der Frage genau anschließende Antwort deutet neben der Verneigung auf die Unterordnung hin. Gehorsam ist das erste der drei Klostergelübde. — Str. 5, 2. Frech und V. 4 frevel sollen das Vergehen bewußter Pflichtverletzung scharf hervorheben. Frevlem*) Muth,

---

Schiller nicht immer folgerecht. Man könnte meinen, hier gehöre Pilger dem Setzer der ersten Ausgabe der Gedichte an. Vgl. oben S. 157.

*) So schreibt Schiller, dagegen zweimal edeln.

bezeichnender als das schon etwas abgestumpfte Frevelmuth. Frevel braucht Goethe auch noch in Prosa in der Bedeutung frevelhaft; im Mittel- und im ältern Neuhochdeutschen ist dieser Gebrauch sehr verbreitet.

Str. 5, 5—21, 12. Rechtfertigung des Ritters. Daß diese bei weitem den größten Theil des Gedichtes einnehmende Rede mitten in einer Strophe beginnt, fällt etwas unangenehm auf.

Str. 5, 5—8. Ich habe den Willen des Gesetzes zu erfüllen geglaubt, indem ich nicht, wie meine Vorgänger, mich auf meine Stärke allein verließ, sondern auch List zu Hülfe rief. — Str. 5, 5. Herr entspricht der die Unterordnung hervorhebenden Anrede des Großmeisters V. 1. — V. 6. Gesetzt, ruhig. Hier fällt es unangenehm auf, da V. 7 Gesetzes folgt. Daß V. 1 versetzt, V. 3 Gesetz steht, kann den Leser und Hörer nicht verletzen, da er sich dieser nicht mehr erinnert. — V. 7. Denn leitet die ganze folgende Rede ein, nicht bloß den ersten Satz. Daß er den Sinn des Gesetzes beachtet habe, ist im Grunde eine sophistische Ausrede bei der angelobten völligen Unterwürfigkeit, und deshalb geht der Dichter, der ihrer freilich nicht entbehren konnte, rasch darüber hinweg. — V. 9—12. Ich suchte List gegen die Stärke des Ungeheuers anzuwenden, welche kein noch so starker Ritter überwinden konnte. — Kluggewandt soll der körperlichen Gewandheit entgegenstehn, doch dürfte die Verbindung kaum zu billigen sein. Vgl. schnell gewandt Ged. 63 Str. 23, 2. — Str. 6, 1—4. Deutlicher sollte hervorgehoben sein, daß das Gesetz gegeben worden, weil keine Stärke dem Unthier beikommen konnte, was V. 3 (vgl. Str. 3, f.) nur angedeutet ist. Den erlittenen bedauerns-

werthen Verlust des Ordens hebt er bedeutsam hervor. — V. 5—12. Aber ich konnte doch dem Drange nicht widerstehn, den Kampf zu wagen. — V. 5. Statt nagte führte Körner nagten ein, aber der Gebrauch der Einzahl bei einem aus zwei oder mehrern in der Einzahl stehenden Hauptwörtern gebildeten Subjekt ist ganz untadelig, ja, wenn diese zu einem Begriff verbunden gedacht werden, gefordert. Hier liegt das Gewicht auf dem ersten Worte. — Der Unmuth, daß das Ungeheuer unüberwindlich sein sollte; die Streitbegier, die Lust, mich an ihm zu versuchen. — V. 6. Stillen, wo der Geist durch nichts zerstreut wird. — V. 9. Der Morgen dämmernd kam, gewählter und anschaulicher als die Morgendämmerung kam. — V. 10. Er stellt es so dar, als ob jeder Morgen neue Kunde von Greuelthaten des Ungeheuers gebracht; denn es ist von dem auf die Träume folgenden Morgen im allgemeinen die Rede. — V. 11. Wild, verzweifelnd. — V. 12. Diesen Entschluß erneuerte er immer wieder. — Str. 7, 1. Dann, an jedem Morgen. Nach Str. 8, 9 sprach er dieses oft. — Str. 7, 2—8, 6. Muß denn der christliche Ritter nicht ebenso gut wie die heidnischen Helden die Leidenden vor Ungeheuern bewahren? Das ist freilich eine Betrachtung, welche dem Geiste des Ordens gerade zuwiderläuft, der den Rittern nur den Kampf gegen die Ungläubigen auflegte, und jede eigenwillige Bestimmung untersagte, um so mehr wenn diese gegen ein bestimmtes Verbot anging. Schiller hat durch diese Ausführung die Schuld des Ritters mehr ins Licht gesetzt, als er sollte. Seine Erwägungen rütteln den Grund des Ordens auf; und ein solcher Sinn verdiente die strengste Bestrafung. Aber unser Held geht davon aus, daß es Ritterpflicht sei, die Leidenden zu befreien. — V. 4. Die Lieder,

von den Heldenliedern der Griechen. — V. 5 ff. Vgl. zu Ged. 29 Str. 11. — V. 9. Dem Leun, wie Herkules. Vgl. Ged. 69 Str. 14, 4. — V. 10. Dem Minotauren,*) wie Theseus auf Kreta, wohin er selbst unter den sieben Jünglingen und Mädchen gesandt war, welche die Athener jährlich dem Minotaurus liefern mußten, der sie verschlang. — V. 11 ist enge mit V. 10 zu verbinden, da der Minotaurus die bestimmte Zahl Opfer verlangte. — Str. 8, 1. Sarazen, eigentlich der Morgenländer, dann jeder Ungläubige, wie Muselmann (Ged. 61 Str. 3, 6). Vgl. Str. 24, 1. — V. 2. Bekämpft, bekämpfen soll. — V. 3. Er, der christliche Ritter. — Der V. 4—6 ausgesprochene Satz ist im Sinne der Ordenslehre entschiedene Ketzerei. — V. 7 f. Beidemal sollte statt muß eher soll stehn, da die Beziehung eine andere ist als V. 6. — Mit, nicht in Verbindung mit, sondern gegen, mit Bezug auf die Stärke des Ungeheuers. — V. 9 f. Da er sich fest zur Bewältigung des Thieres entschlossen hatte, trieb es ihn in dessen Nähe, um die Fährte zu erkunden. Aber nicht darum allein war es ihm zu thun; wir erfahren Str. 9, 7, daß er das Unthier selbst gesehen. Wie er es wagen konnte, ihm so nahe zu kommen, wird übergangen. — V. 11 f. Da, auf einem solcher Züge. — Ich hab's gefunden, der bekannte Ausruf des Pythagoras. — Es, das Mittel, das Thier zu besiegen, worauf er bisher immer gesonnen.

Str. 9—13. Reise zur Heimat, wo er die Doggen abrichtet, und Rückkehr von dort, nach welcher es ihn nicht ruhen ließ. — Str. 9, 1. Und, ohne ich, das zweimal

*) Den (statt dem) Minotauren las man irrig seit der dritten Ausgabe der Gedichte.

im letzten Verse stand. Vgl. zu Ged. 59 Str. 10, 1. — Statt dies Wort liest man seit Körner das Wort, obgleich hier die folgende Rede eingeleitet wird. — V. 4. Die Fahrt selbst übergeht der Dichter, bezeichnet auch die Heimat nicht näher, da er sich hier möglichster Kürze befleißigt. Vgl. Str. 20, 2. — V. 6. Des Künstlers, wie des Meisters Str. 15, 4. Vgl. zu Ged. 59 Str. 1, 2. — V. 7. Zügen, hier sehr kühn von der ganzen Gestalt. Dadurch, daß Str. 9, 9—10, 12 das Abbild des Drachen höchst anschaulich beschreiben, ist der Dichter beim Kampfe selbst der Schilderung desselben überhoben. Der Ritter gibt hier dem Künstler die Gestalt an. Wenn die ganze Rede des Ritters in Anführungszeichen zu geben ist, so muß Str. 9, 9—10, 12 durch zweite Anführungszeichen als Rede an den Künstler bezeichnet werden. — Bei der Beschreibung des Drachen hat Schiller nur sehr weniges von Vertot hergenommen, dagegen ein paar Züge aus der homerischen Beschreibung der Skylla benutzt, die als Verschlingerin alles Lebendigen eine besonders große Aehnlichkeit mit dem Drachen der Sage hatte. Skylla hat zwölf ungeheuerliche Füße, sechs sehr lange Hälse, auf jedem ein schreckliches Haupt mit drei Reihen Zähne, die Stimme eines neugeborenen Hundes, und sie streckt die Hälse aus der Höhle hervor, in welche sie ihre Opfer hineinzieht. Bei Schiller hat das Ungeheuer kleine, bei Vertot runde, bei Francisci große Augen. Er beschreibt zuerst das Verhältniß der Füße zum Körper und die Rauheit des Rückens. Man erwartet V. 9 f. ist (statt wird) aufgethürmet; denn im folgenden wird nicht die Entstehung des Abbildes, sondern sein Aussehen geschildert. Aufgethürmet, hoch aufgebaut; auf steht hier in anderer Weise als in auf kurzen Füßen, da es sonst auf kurze

Füße heißen müßte. — Umfaßt, bedeckt nach allen Seiten. — Str. 10, 1—8 beschreiben den Kopf, 9—12 das Hintertheil. — V. 4. Vgl. Str. 1, 10. — V. 5 f. Vgl. Ged. 60 Str. 20, 5. — Stachelicht, wie mit Stacheln besetzt. Ein treffenderes Beiwort der Zähne wäre angemessener gewesen. — V. 9. In ein statt in einer gab erst die dritte Ausgabe der Gedichte. — V. 10. Des Rückens Länge, etwas eintönig nach des Rachens Weite V. 4. Vgl. zu Ged. 54 Str. 10, 1. — V. 11. Rollt, das Ende des Thieres. Die Auslassung des es ist kaum zu billigen. — V. 12. Daß, so vielfach, daß. — Es. Vgl. zu Str. 18, 10. Der Satz bezeichnet die ungeheure Länge des Schweifes. — Str. 11, 1 f. Alles, dieses und das übrige. — Bild', kleid', lasse bilden, kleiden (letzteres vom Anstrich).*) — Ein scheußlich Grau. Nach Vertot war der Drache grauweiß, wogegen Francisci die „Farbmischung" beschreibt, die den ganzen Leib „besprenkelte". — V. 3 f. Das Ganze sah halb wie ein Wurm halb wie eine Schlange aus. Wurm hat der Dichter hier sehr willkürlich gebraucht zur Bezeichnung des Thieres bis zum Ende des Rückens, wo die Schlange (der Molch, der Drache) beginnt. Es schwebte ihm wohl dabei der Ausdruck Lindwurm (zu Str. 2, 2) vor, wonach er diese Bedeutung von Wurm sich gebildet hat. — V. 4 gehört bloß zu Molch und Drache. Der, der bestimmte Artikel, wie Str. 9, 6. — Giftgen Lache, Giftpfuhl, aus dem Ungeheuer hervorgehen. — V. 7. Gewaltig, kräftig. — Für schnell wünschte man, da die Schnelligkeit genugsam durch „flinke Läufe"**) bezeichnet ist, eine Angabe der

*) Schon der erste Druck hat das Komma vor genau.

**) Läufe wird hier gegen den weidmännischen Gebrauch von den Füßen der Hunde gebraucht; nur das Wild hat Läufe, Hasen, Hirsche, Rehe.

Schärfe ihrer Zähne, deren erst V. 11 gedacht wird, dann wiederholt Str. 12, 4. Sie waren schon tüchtig zur Jagd gegen die wildesten Thiere eingeübt. — Der Ur*), der außerordentlich wilde Auerochse, war im sechzehnten Jahrhundert noch über ganz Deutschland verbreitet. — V. 11. Zu fassen, die Absicht. Das doppelte z ist sehr hart, aber die Härte vielleicht absichtlich zu malerischer Darstellung, der auch die scharfen Zischlaute in hetz', erhitze, fasse, scharfen Zahn dienen; sonst hätte der Dichter leicht sagen können in wildem Grimme zu fassen ihn. — V. 12. Er ruft sie mit ihrem Namen an, das Thier bald hier bald dort zu fassen, was Str. 12, 1—4 weiter ausgeführt wird. Der Bauch ist wollig, ohne Schuppen. Die weichen Anfangslaute in Bauches weiches Vließ und Bissen Blöße sind wohl eben so absichtlich als die Zischlaute in reiz' ich sie, spitzen Zähne und das bezeichnende ck in packen, hacken. — Str. 12, 5 f. Auch sein Pferd, das von trefflichster Art und Zucht ist, muß sich an den Anblick gewöhnen. — V. 8. Entflammet, durch die an es gerichteten Worte. — V. 9. Zur Auslassung des so zu Ged. 56, 23, 2. — Str. 13, 1—3, welche den Abscheu der Thiere vor dem Ungeheuer schildern, malen auch durch den Wortklang (grauend bäumt, knirscht ... schäumt, ängstlich stöhnen). — V. 6. Sich erneut, voll geworden. — V. 8. Schnell, stehendes homerisches Beiwort der Schiffe, soll aber hier wohl auf die rasche Fahrt deuten, wogegen gelungen V. 10 an die Gefahren und Mühen der Meerfahrt erinnert.

*) Im ersten Druck steht Docke und Uhr; letzteres ist erst in der dritten Ausgabe der Gedichte verbessert.

Str. 14—17. Sofort entschließe ich mich zur That. Ich reite mit meinen Knappen und Doggen zum Felsen, in dessen Kirchlein ich mich zum großen Werke weihe, schwinge mich dann aufs Roß, um das Unternehmen auszuführen. — Str. 14, 1—4. Den Angekommenen empfing gleich die Kunde von neuen Greuelthaten.*) — V. 5. Und, dadurch veranlaßt. — Rasch, sofort. — Die That, die Ausführung des Entschlusses. — V. 6. Die drohende Gefahr bringe ich nicht in Anschlag, folge nur dem Drange des Herzens, dem Uebel Einhalt zu thun. Diese Bemerkung ist hier ohne besondere Bedeutung, da er längst seinen Entschluß gefaßt und alles Monate lang mit größter Besonnenheit darauf vorbereitet hatte. Auch ist ein noch zuletzt aufsteigendes Bedenken nicht anzunehmen.**) — V. 7. Knappen. Daß er sie aus der Heimat mitgebracht (vgl. oben S. 163), sagt er nicht. — V. 11, offenbar im Sinne „wo keiner mich beobachten konnte", ist unnöthig und seltsam. Meiner That kann nur Dativ sein; der Genitiv darf so wenig vor kein wie vor ein stehn. Von der That kann nicht die Rede sein, nur vom Entschlusse zur That. — Str. 15. Statt fortzufahren: „Zuerst reite ich zum Felsen und steige zum Kirchlein hinan", beginnt er in homerischer, aber hier frei gewandter Weise mit der Beschreibung des Kirchleins, woran sich dann Str. 16 die Schilderung der Höhle des Drachen am Fuße desselben Berges anschließt. — V. 2. Statt eines läse man lieber jenes. Den Namen verschweigt der Dichter als wenig

*) Nach V. 4 ist Punkt statt des Kommas des ersten Druckes und der Gedichte herzustellen, die innerhalb dieser und mancher andern Strophe nur Komma haben.

**) Nach V. 6 setzte erst die dritte Ausgabe irrig Komma statt Punkt.

bekannt. — V. 3. Weit, weithin, einen großen Theil der Insel. — V. 4. Des, wie Str. 9, 6. — Kühn, da er es auf einer solchen Höhe zu bauen unternahm. — V. 6. Mirakel nennt er kühn das wunderthätige Bild. — V. 8. Begaben, eigenthümlich für beschenken. — V. 9. Die Zerlegung der 90 in dreimal dreißig ist nicht ohne Absicht, da drei eine heilige Zahl ist, und die Zahl selbst dadurch bedeutender hervorgehoben wird als durch ein einfaches neunzig. Diese Art der Umschreibung findet sich schon bei den alten Dichtern. — V. 11 f. sprechen den Glauben des Ritters auf bezeichnende Weise aus, indem sie den Anblick des Bildes als vollen Lohn für die Mühe bezeichnen. Aehnliche Felskapellen mochten Schiller wohl bekannt sein. — Str. 16, 1. Fels, Felsen. Von dem neben Felsen stehenden Fels wird häufig von Dichtern mißbräuchlich ein Dativ und Akkusativ Fels gebraucht, wie Schmerz sein en in diesen Kasus eingebüßt hat. — V. 4 bezieht sich auf Grotte, von dem er etwas weit getrennt ist. — V. 7. So, indem er in dieser Grotte lag. — Der Höllendrache, der Teufel, der schon in der Offenbarung Johannis als der große Drache bezeichnet wird. Mit dem Teufel wird er verglichen als Feind des Gotteshauses, zu dem er keinen zulassen will. — V. 9 f. Hergewallt, von der andern Seite. Die Höhle befand sich auf der von der Stadt Rhodus ausgerechnet jenseit des Weges liegenden Seite. Der Weg, der hier an dem Berge vorbeiführte, wird als Unglücksstraße bezeichnet. Im Tell (V, 2) steht ähnlich Schreckensstraße. Daß der Ort noch Mal passo hieß, wie Bosio berichtet (Francisci führt dies an), war Schiller unbekannt. — Fort, in die Höhle, wie die Skylla. — Str. 17, 1. Der Uebergang ist hart. — V. 5. Das Reinigen des Herzens von Sünde

ist ein sehr unklarer, besonders zu der katholischen Glaubensübung der Johanniter nicht stimmender Ausdruck. Von einer wirklichen Beichte, ja einer Einsegnung durch den Geistlichen konnte keine Rede sein, da die Sache ein Geheimniß bleiben sollte. — V. 7. Den blanken Schmuck. Vgl. zu Str. 10, 10. Die Knappen hatten die Waffen ihm nachgetragen. Die Beschreibung ist in diesem und den folgenden Versen sehr kurz, da der Ritter zur Darstellung des Kampfes eilt. Das Präsens tritt hier bei der nächsten Vorbereitung zum Kampfe ein. — V. 10. Die Befehle (vgl. S. 163) mußten entweder angedeutet oder ganz übergangen werden. Daß aus den viel besser passenden zwei Knappen ein ganzer Troß geworden, verschuldet wohl der Reim. Str. 21, 10 steht einfach die Knappen. — V. 12. Vgl. Ged. 60 Str. 8, 2.

Str. 18—21. Die Erlegung des Drachen. — Str. 18, 1. Plan, Fläche am Fuße des Berges. Eben hebt die in Plan liegende wesenhafte Eigenschaft noch einmal hervor. Der Gegensatz ist der steile Berg. — V. 2—4. Die Doggen und das Roß wittern das Unthier, ehe es zu sehn ist. — V. 5—7. Der Ritter bemerkt die Lage und Gestalt des Unthiers erst, als er näher kommt. Sein Näherkommen und das erste Erblicken werden übergangen. — Des Feindes scheußliche Gestalt. Vgl. Ged. 60 Str. 20, 4. Bei Vertot liegt der Drache noch in der Höhle, auch bei Francisci. — V. 10. Es, als ob das Thier (Str. 19, 3) vorhergegangen wäre. Vgl. Str. 10, 12. 20, 6. 21, 7. — Gähnend theilet. Gähnen bezeichnet die Handlung des Thieres, theilen deren Folge. Bei Vertot heißt es, der Rachen sei bis an die Ohren geschlitzt gewesen, und er eilt auf das Geschrei des Ritters „mit offenem Rachen und funkelnden Augen" herbei. — V. 11. Den giftgen Wind.

Vertot gedenkt seines Zischens und des widrigen Athems. Vgl. Str. 19, 10. 149. — V. 12. Hier schwebt Homers Skylla vor. Vgl. oben S. 179. Winseln von dem unheimlichen kläglichen Geheul der Schakale zur Nachtzeit, das besonders in den Ruinen der alten asiatischen Städte so grausig klingt. — Str. 19, 1. Doch geht auf Str. 18, 9 zurück. Aber das wiederholte doch fällt unangenehm auf. — Erfrische, belebe. — V. 4. Versende. wunderlich, da er mit dem Speere nur stößt, ihn nicht wegschleudert, wie einen Pfeil, von dem Schiller im Tell richtig versenden braucht. Bei Vertot ist auch nur vom Stoßen die Rede. — V. 5 f. Das dritte doch bezieht sich auf den Satz mit indem, der als Hauptpunkt vorschwebt. Die Satzverbindung ist so lose, daß es schwer hält mit logischer Bestimmtheit abzutheilen.*) Bei Vertot heißt es nur, die Dicke und Härte der Schuppen sei undurchdringlich gewesen. Nach Francisci brach die Lanze und „sprang zu Trümmern". — V. 7 f. Wurf (statt Stoß) ist eben so ungehörig wie versende (V. 4). — Scheuet. Man sagt scheuen an und vor; ersteres deutet die Veranlassung an. — Basiliskenblick. Zu Ged. 13 Str. ** 2, 1. — Zu 10 vgl. Str. 18, 11. — Mit V. 12 hebt der Dichter neu an, aber er bricht den angefangenen Satz ab, und beginnt die folgende Strophe mit einer andern Wendung. Der Gedankenstrich nach V. 12 findet sich schon im ersten Druck; aber jedenfalls muß nach V. 11 statt des Kommas Punkt gesetzt werden. Mit und jetzo beginnt ein neuer Satz. Der Gedankenstrich scheint uns hier, wie so häufig bei Schiller, an der Stelle eines Punkts zu

*) Noch die Gedichte haben nur Kommata. Nach V. 4 ist mindestens Semikolon zu setzen.

stehn. — Str. 20, 1. Vgl. Str. 17, 11. — V. 2. Die Folge der Handlung statt dieser selbst. Vgl. V. 5 f. Str. 9, 4. — V. 3. Verloren, umsonst geführt. Das folgende zu von der Absicht. — Felsenharnisch, doppelter Vergleich. Die Schuppen werden mit einem Harnisch (vgl. Str. 9, 11) und ihre Härte mit der eines Felsen verglichen.*) — V. 5. Des Schweifes Kraft, wie des Speeres Wucht Ged. 54 Str. 10, 1. — Kraft, gerafft (gerissen, wie Ged. 63 Str. 12, 3), gähnen, Zähnen, Rachen, grimmen malen auch durch den Klang. — V. 8. Statt eines von seh' ich abhängigen Infinitivs tritt die sich unmittelbar an das Eröffnen des Rachens (vgl. Str. 18, 10) anschließende Handlung ein. — V. 10. Statt grimmgen wünschte man, da grimmen V. 8 steht, scharfen (vgl. Str. 12, 2). — V. 11. Die Imperfekta statt des Präsens sind wohl nur durch den Reim veranlaßt. — Str. 21, 3. Vgl. Str. 12, 1 f. — V. 4 f. Noch in den Gedichten findet sich ein Komma nur nach Stahl, so daß man den Stahl zum Hauptzeitwort oder zum Partizip ziehen kann. Ersteres ist das Richtige; tief wird erklärt durch nachbohrend bis ans Heft. Das einfache stoßen genügt nicht, es verlangt ein Objekt. V. 6 enthält die Folge von V. 5.**) Schiller folgt hier einfach Vertot, während sich bei Francisci eine weite, geschmacklose Ausführung findet, der Ritter „etliche mal probirte, wo der Hals am weichsten,

---

*) Auch hier stehen innerhalb der Strophe nur Kommata. V. 4 ist Punkt, nach V. 6 Semikolon zu setzen.

**) Nach V. 5, 6 und 8—11 haben noch die Gedichte Kommata. Aber zur genauen Unterscheidung ist nach V. 5 Semikolon, nach V. 6 und 9 Punkt zu setzen. Die dritte Ausgabe der Gedichte hat Punkt nach V. 5.

endlich das Schwert mit ganzer Macht darein stieß" und es dann „wie eine Säge hin und wieder aus- und einzog".

Str. 22. Das Volk und die Ritter wetteifern im Preise der Heldenthat, aber der Großmeister gebietet Schweigen. — V. 1. Lust, Verlangen, wie Homer ἵμερος, ἔρως braucht, den Hunger Lust nach Speise nennt, von dem Verlangen nach Klage spricht. — V. 2. Befreit, indem er ausbricht, nachdem sie lange durch die Rede, die sie nicht stören wollten, zurückgehalten worden war. Goethes Iphigenie sagt von der Lüge, sie befreie nicht, wie jedes wahr gesprochene Wort, die Brust. — V. 3 ist unnöthig und kommt zu spät nach. — V. 4. Zehnfach. Der große Saal ist mit vielen Bogen gewölbt. — V. 5. Vermischten, der Ritter und des Volkes, das zum Theil in den Saal gedrungen, nicht auf der Treppe stehn geblieben. — V. 6—10. Die Ritter wollen ihn als Helden belohnt wissen, das Volk ihm seine Dankbarkeit bezeigen. — Das Volk, die Eingedrungenen. — V. 11. Faltet seine Stirn, im Gegensatz zum Beifalle und Preise der übrigen. Vor allem tritt er den Ordensrittern mit Unwillen über ihre arge Verblendung entgegen. In seinen tiefen Falten spricht sich Strenge aus, mit der er ihn schon beim Empfange angeblickt (Str. 4, 1).

Str. 23 f. Der Großmeister erklärt ihn des Ordens unwürdig, dessen erste Pflicht er freventlich verletzt habe. — Str. 23, 1. Und spricht. Ein eingefügtes spricht er war hier ebenso wenig an der Stelle als drauf spricht er, die einfachste anknüpfende Einleitung gefordert. Vgl. Str. 25, 9. Zum Anfange der Rede vgl. Str. 4, 2 ff. — V. 4. Dem Orden, für den Orden, im geraden Gegensatze zu dem Volke. Die nähere Erklärung zu V. 4 schließen V. 5 f. an, die ihre

weitere Ausführung in V. 7—10 finden. Schiller schließt sich hier an seine Quelle an. Vgl. oben S. 165. Sollte dieser Geist der Widerspenstigkeit gegen das Gesetz Verbreitung finden, so wäre es um den Orden geschehen. — V. 8 erhält die bildliche Bezeichnung das Herz vergiften (V. 5) ihre Erklärung, doch gehört diese Auflösung des sinnbildlichen Ausdrucks eigentlich erst in den Nachsatz. Die Wiederholung von Herz ist anstößig. — V. 12 enthält die Begründung, daß der Geist der Widerspenstigkeit schlimmer sei als jener Drache. — Die Welt, im Gegensatz zu diesem Lande (V. 1). Die Welt, die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, wird durch den Geist des Ungehorsams vernichtet, der sich keinem Gesetze fügen will.*) — Str. 24, 1. Mit dem Namen Mameluken**), eigentlich Mamluken, wird die bewaffnete Macht der Ungläubigen bezeichnet. Saladin hatte eine Leibgarde von 1000 Mameluken. In Aegypten herrschten zwei Mamelukendynastien von 1254—1517, also gerade zur Zeit unserer Geschichte. Die Mameluken hatten 1291 die Franken ganz aus dem Morgenlande vertrieben. Lessing läßt Saladins Mameluken im Nathan (V, 1) auftreten. Vgl. Sarazen Str. 8, 1. — V. 3. Denn ist hier ohne richtige Beziehung, da das folgende keineswegs V. 2 begründet. Wahrscheinlich hatte Schiller ursprünglich da geschrieben, das er später unglücklich änderte. — In seiner Größe, so erhaben in seinem Leben und Wirken. — V. 4. Blöße, Armuth. — V. 5. Auf heilgem Grund hebt den Gedanken des Zwischensatzes noch

*) Statt der ists las man seit der dritten Ausgabe der Gedichte irrig er ists.

**) Mameluk steht richtig noch in der ersten Ausgabe der Gedichte; später trat Mameluck ein.

einmal hervor. Der Orden ward in Jerusalem gestiftet. — V. 6. Die Väter, unsere Vorahnen. — V. 7 f. sprechen die Absicht aus und gehören zu stifteten, nicht zu Bund, das nur zur Umschreibung dient.*) Vgl. Str. 25, 10 und Herders spätere Legende die wiedergefundenen Söhne Str. 1. — V. 9. Du hast dich durch Ruhmsucht verleiten lassen, diese Pflicht zu verletzen. Das letztere entbehrt man hier ungern. — V. 10. Des Herren Joch, Gehorsam. Christus war Gott gehorsam bis zum Tode des Kreuzes. — V. 12. Mit seinem Kreuz, dem Ordenskleide, dessen er unwürdig sei. Vgl. Str. 4, 5 f.

Str. 25. Der Ritter versöhnt durch seine strenge Unterwerfung das verletzte Gesetz. — V. 1 f. Das Volk sieht in dieser harten Behandlung ein Unrecht. — Tobend, in Toben. — V. 2, die Folge von V. 1. — Das Haus, vom Sale. — V. 3. Die Ritter, die hier als Mönche Brüder, wie Str. 22, 7 des Ordens Söhne heißen, erkennen die Pflichtverletzung an, bitten aber um Verzeihung.**) — V. 4—6. Der Sieger läßt sich hierdurch nicht beirren, er erkennt die tiefe Wahrheit des Vorwurfes des Großmeisters an, daß solche Verletzung eines bestimmten Gebotes, bliebe sie ungestraft, den Grund des Ordens untergraben würde, wie sehr er sich auch bewußt bleibt, in bester Absicht gehandelt zu haben. Daß man das Gesetz nicht nach seiner Weise auslegen dürfe, sondern dem ausdrücklichen Willen desselben nachkommen müsse, gesteht er durch seine Unterwerfung ein; seine eigene Ueberzeugung von dem, was dem

*) Noch die Gedichte haben Ausrufungszeichen nach V. 8, Komma nach V. 10, wo jedenfalls Ausrufungszeichen mit Körner zu setzen ist, das wohl durch Versehen nach V. 8 gerathen war.

**) Statt des ursprünglichen Kommas nach V. 3 muß wohl Punkt stehn.

christlichen Ritter zieme (vgl. Str. 7 f.), ist freilich dadurch nicht widerlegt, aber die Pflicht des Gehorsams hat er verletzt. Kein Wort der Vertheidigung ziemt ihm; er fügt sich der Strafe, die der Orden in der Person seines Großmeißers über ihn verhängt, nicht der Person des Großmeisters, dem er keinen Haß nachträgt, vielmehr küßt er noch scheidend die Hand des theuren Mannes. Die asyndetische Verbindung V. 5 deutet die innige Verbindung mit der Handlung von V. 4 an, wogegen und V. 6 f. die Aufeinanderfolge bezeichnet. — V. 7. Folgt ihm. Er muß sich erst wirklich einige Schritte entfernen, aber aus dem Sale läßt er ihn nicht gehn. — V. 8. Liebend, mit liebevollem Tone, im Gegensatze zu der frühern Strenge (vgl. Str. 4, 1. 22, 11). — V. 9. Umarme mich, zum Zeichen, daß er ihn wieder des Ordens würdig hält. — V. 10. Der härtre Kampf, als der mit dem Drachen. Vgl. V. 12. Der Gegensatz ist ähnlich, wie Str. 23, 5 f. — V. 11 f. Dieses Kreuz, das mit dem Kreuz geschmückte Ordenskleid, das er ihm wieder reichen läßt. Vgl. Str. 24, 12. — Es, dessen Wiedergewinn. Er hat durch seine demüthige Unterwerfung seine Schuld gesühnt, da er sich nicht vom eitlen Ruhme zum Trotze bewegen ließ, sondern die Strafe als verdient anerkannte.*) Daß er es wieder nehme, ist nicht angedeutet. — Der Demuth, des demüthigen Herzens; auf das dabei vorschwebende Herz deutet sich selbst zurück. Vgl. Str. 24, 6.

*) Erst Körner hat nach Kreuz Punkt gesetzt statt des ursprünglichen Kommas. Passender steht hier ein Ausrufungszeichen.

63. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Den 15. September 1797 meldete Schiller dem auf der Schweizerreise befindlichen Goethe, daß er bei seinem Husten das Lied von der Glocke noch nicht habe vornehmen können noch mögen; unmittelbar darauf ergriff ihn unsere Ballade. Am 22. hören wir, die letzten acht Tage seien für den Almanach nicht verloren gewesen. „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen, und ist überschrieben Der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich mir auch das Feuerelement vindiciert habe, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe. Der nächste Posttag liefert es Ihnen neben dem ganzen Almanach gedruckt.“ Am 25. ward das auf 30 Strophen angewachsene Gedicht fertig. Die sechs hinzugekommenen Strophen möchten Str. 2, 12, 21—23 (so daß Str. 24, 1 etwas verändert wäre) und 29 sein. Goethe meinte, Schiller habe kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht; die verzögernde Messe (er wußte nicht, daß diese der Sage angehört) sei von bester Wirkung. Humboldt dagegen wußte Fridolins nordischer Frömmigkeit keinen Geschmack abzugewinnen. Um so anerkennender war Körners Urtheil. Das Gedicht habe für ihn einen besondern Reiz durch den Ton der christlich-katholisch-altdeutschen Frömmigkeit, der mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch das Ganze der Erzählung gehalten sei. „Die Idee einer besondern göttlichen Vorsehung, die nur leise angedeutet ist, gibt diesem Gedichte etwas Herzliches, dem auch

die hartnäckigste Starkgeisterei nur mit Mühe widersteht. Eine der schwersten Aufgaben war die Beschreibung der kirchlichen Gebräuche, wo das Ausmalen charakteristischer Züge so leicht dem Spott Blößen geben konnte. Und gleichwohl hast du nach meinem Gefühl alles geleistet, was man nur fordern kann. Ich habe das Gedicht mehrmals vorgelesen, wobei ich immer auch den kleinsten Mißton am leichtesten wahrnehme, und nie bin ich auf eine Zeile gestoßen, die mich aus der Stimmung gebracht hätte. Es bleibt mir immer eins deiner liebsten Produkte."

Daß der Dichter den Stoff nicht schon zu Mannheim habe kennen lernen, wie Böttiger zwanzig Jahre nach Schillers Tod zu den Skizzen von Retzsch angab, beweist des Dichters Aeußerung an Goethe, wonach er zufällig auf dieses Thema gekommen, was unmöglich so verstanden werden kann, er habe einen ihm schon früher bekannt gewordenen Stoff zufällig wiedergefunden. Schiller, behauptet Böttiger, habe hier eine elsässische Volkssage behandelt. Freilich soll nach Stöber sich eine solche Sage in den Thälern hinter Zabern, namentlich in Reinhardsmünster, finden, wo noch jetzt ein Eisenhammer ist; aber schon früher habe ich bemerkt, daß es sehr die Frage sei, ob nicht das schillersche Gedicht dort zu einer Volkssage die Veranlassung gegeben, da es mit der Bildung solcher Sagen oft wunderlich bestellt ist, wie die rheinische Sage von Rolandseck zeigt. Noch weniger Gewähr hat schon an sich die Angabe, Schiller habe die Sage von einem elsässischen Hammerschmiede vernommen. Auch über goethesche Balladen gibt es ebenso haltlose Legenden. Neuerdings hat sich ergeben, daß erst im Jahre 1815 ein deutscher Offizier die Sage in Elsaß eingeführt und an die St. Gallenkapelle und Reinhardsmünster angeknüpft habe. S. Pfannenschmied in Picks Monats-

schrift für die Geschichte Westdeutschlands VI, 181. Schillers Quelle ist längst von Götzinger nachgewiesen worden. Der Dichter fand die Geschichte in der Novelle eines der fruchtbarsten französischen Novellisten der Zeit, des Rétif de la Bretonne, dessen großes Werk Coeur humain devoilé ihn bald darauf ergötzte, wie er den 2. Januar 1798 an Goethe schrieb, in der Novellensammlung, welche den Titel Les Contemporaines (nicht Contemporains) führt. Götzinger konnte eine seine Vermuthung beweisende Stelle noch nicht benutzen, die von mir zuerst nachgewiesen worden. Frau von Stein schreibt am 9. September 1797, also kurz vor unserer Ballade, an Schillers Gattin: „Heute kommen die verlangten Contemporaines, sechs Stücke, und sind noch welche da." Hierin nun fand Charlotte in der dreizehnten Novelle La Fille-garson (Vol. III, 21—25) unsere von einem verkleideten, als Lakai bei einer vornehmen Marquise in Paris unter dem Namen Champagne eingetretenen Fräulein erzählte Geschichte, welche diese von ihrem Vater vernommen haben wollte. Ohne Zweifel machte Charlotte ihren Gatten auf diese aufmerksam, welcher sie dann sogleich aufgriff, woraus sich der Ausdruck erklärt, der Zufall habe ihn auf das Thema geführt. Hiernach ist es denn auch unzweifelhaft, daß Schiller sich der französischen Urschrift, nicht der deutschen ganz treuen Uebersetzung von Mylius bediente, die Gödeke abdrucken ließ, der nur irrig Bloro statt Bléro*) gibt.

*) Dieselbe Sage, nur andern Orten und Personen zugeschrieben, finden wir in einer altfranzösischen Erzählung (Fabliaux ou contes du XII e et XIII e siècle, im vierten Bande, 1789), in der Scala celi Ioannis Iunioris (in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts) aus einem Liber de septem donis spiritus sancti, in dem Erbauungsbuche Trésor de l'âme, wovon eine deutsche

Aus den 1878 in der Zeitschrift Die Gegenwart und dann in Picks Monatsschrift IV—VI gepflogenen Verhandlungen und andern Mittheilungen, wie im „Magazin des Auslandes" 1886 Nr. 13, hat sich nichts wesentlich Neues ergeben. Auch ist es ein reines Spiel des Zufalls, daß, wie Pfannenschmied nachgewiesen, die Frau eines Grafen von Mörs-Saarwerden, die im Französischen sich Comtes de Salverne oder Saverne nannten, den Vornamen Kunigunde gehabt, der französisch Cunégonde lautet, nicht, was Schiller nur des Reimes wegen braucht, Kunigonde.

Bei Rétif heißt der sehr gottesfürchtige Diener Champagne; seine Herrin ist eine Gräfin von K..., deren sehr reicher Gatte in der Gegend von Vannes oder Quimper Eisenhämmer hat. Weil dieser treue Bediente Gott in seiner Herrschaft sah, wie der heilige Paulus spricht, war er immer geschäftig. Gegen die Gräfin, in deren Diensten er stand, zeigte er sich so aufmerksam und sorgfältig, daß er fast jeden ihrer Wünsche errieth und meist, wenn sie ihm etwas befahl, erwidern konnte: das, was sie befehle, sei schon geschehen. Die Gräfin war darüber sehr verwundert, und nie versiegte der Quell ihrer Lobsprüche, so oft sie von einer

---

Uebersetzung schon 1478 erschien, in den Cento novelle antiche (daraus bearbeitet von Bandello und Cinthio), in Deutschland in manchen Predigten und Erbauungsbüchern, auch häufig als Volkssage. Der österreichische Dichter Heinrich der Teichner, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, erzählte sie in seinem Gedichte vom Messehören. Nach einem Berichte, der sie unter König Dionysius den Gerechten von Portugal (1279—1325) verlegt, wurde sie in dem Drama Il Don Alfonso von Bianchi, auch in Jesuitenkomödien zu Ingolstadt und Münster dargestellt. Anderes selbst aus morgenländischen Quellen hat Gödeke zusammengestellt in Benfeys Orient und Occident III, 190 f. Vgl. besonders Albr. *Weber* in den „Monatsberichten der berliner Akademie" 1869, 28 ff.

ihrer Freundinnen besucht wurde. Er war überdies ein schöner Bursche. Einer seiner Genossen, Pinson oder Bléro mit Namen, ward durch alle die Lobsprüche der Gräfin, von denen er Zeuge war, so eifersüchtig, daß er jenen durch Verleumdungen beim Grafen zu stürzen suchte. Er gab vor, Champagne liebe die Gräfin ohne ihr Wissen; auch theilte er dem Grafen so manche scheinbare Beweise mit, daß dieser ihm glaubte. Nur verlangte er, sich mit eigenen Augen von der Sache zu überzeugen: doch, da der boshafte Diener einmal seinen Verdacht erregt hatte, sah er in allem eine Bestätigung seines Argwohns. Da er das Leben eines ganz untergeordneten Menschen, der sich so schwer vergangen, für nichts anschlug, begab er sich zum Hochöfner eines seiner Eisenhämmer, dem er auftrug, denjenigen, den er mit der Frage senden werde, ob er gethan, was der Graf ihm gesagt habe, sogleich in den Ofen zu werfen. Nun sind diese Art Leute, bemerkt Rétif, die grausamsten, wildesten Geschöpfe. So war denn der Auftrag dem Hochöfner herzlich lieb, und aus Furcht, ihn allein nicht gehörig auszurichten, nahm er einen gleich boshaften Kameraden zu sich. Den folgenden Morgen ließ der Graf den Champagne durch Bléro, seinen Feind, zu sich rufen, und sprach zu ihm: „Champagne, geh' zum Eisenhammer und frage den Hochöfner, ob er gethan, was ich ihm gesagt habe." „Sehr wohl, Ihro Hochgräfliche Gnaden!" erwiderte Champagne, und eilte seines Herrn Befehl auszuführen. Beim Weggehen aber fiel ihm ein: „Du könntest doch anfragen, ob die gnädige Dame nicht etwas mit zu bestellen hat?" Also kehrte er zum Zimmer der Gräfin zurück. „Herrin, wißt, daß ich auf Befehl des gnädigen Herrn nach dem Hammer muß", sprach er, „und da ich der gnädigen Frau angehöre, wünschte ich zu wissen, ob die-

selbe etwas zu befehlen hätte." „Nichts, Champagne", erwiderte diese, „nur möchte ich, daß, wenn man gerade zur Messe läuten sollte, wohin ich wegen Unwohlseins nicht gehen kann, du sie hörtest und dann für mich und dich zugleich betetest." Das war es eben, was Champagne wünschte; denn sonst hätte er bei der Ausführung des Auftrages seines Herrn sich keinen Aufenthalt gestatten dürfen. Kaum war er am Ende des Dorfes, als man zur Messe läutete. Nun war es Sommer und niemand zum Messedienen anwesend als schwächliche Greise. Champagne bot sich an, hielt die Schenkgefäße bereit, reinigte die Sakristei, und als der Priester gekommen war, antwortete er andächtig. Die Messe dauerte wohl drei Viertelstunden. Darauf setzte er alles wieder an Ort und Stelle, wie nur immer ein Sakristan gethan haben würde; dann eilte er zum Hammer, und unterwegs vollendete er die Gebete, die er für seine Frau, seinen Herrn und sich selbst in seinem Buche begonnen hatte. Beim Hammer angekommen, fragte er den Hochöfner: „Habt ihr das gethan, was Ihro Hochgräfliche Gnaden gesagt haben?" „O schon vor einer guten Weile", erwiderte der Kerl mit lachendem Munde; „davon kann nicht die Rede sein; es ist so gut, als wäre er sein Lebtage nicht auf der Welt gewesen." Champagne eilte spornstreichs zu seinem Herrn zurück. Sobald dieser ihn gewahr wurde, gerieth er in kein geringes Erstaunen und erzürnte gewaltig. „Wo kommst du her, Elender?"*) fragte er. „Vom Hammer, Ihro Hochgräfliche Gnaden!" „So hast du dich auf dem Wege aufgehalten?" „Nicht weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige

*) D'où viens-tu, miserable? Mylius übersetzte: „Wo kommst du her, *Halunke*?" Schillers „Unglücklicher" entspricht besser dem miserable.

Frau fragte, ob ich unterwegs für sie etwas mit ausrichten könnte; da befahl sie mir die Messe zu hören und für sie mit zu beten, und das hab' ich gethan, und für Sie auch; denn ich dachte nicht, daß der Auftrag von Ihro Hochgräflichen Gnaden so sehr dringend wäre." Bei diesen Worten fiel der Graf in tiefes Nachdenken, aber nachdem er Champagne gefragt, was man ihm beim Hammer gesagt habe, ging es ihm auf, daß der Angeber, den er aus Ungeduld dorthin geschickt hatte, zuerst angekommen und in den Ofen geworfen worden sei. Hierin mußte er die Hand der Vorsehung erkennen. Er begab sich zur Gräfin, und sprach zu ihr, indem er auf Champagne zeigte: „Verlaßt Euch ganz auf den guten Diener! denn heute habe ich erkannt, daß er ein Liebling Gottes ist." Und von diesem Tage an erhielt Champagne die ganze Verwaltung des Hauses, und er versah sein Amt immer redlich.

Aus der Vergleichung mit der schillerschen Ballade ergibt sich, daß der Dichter dieser Erzählung durchweg auf das treueste gefolgt ist, und außer kleinen Aenderungen sich nur wenige Zusätze und einzelne Ausführungen gestattet hat, die alle erst bei der letzten Ueberarbeitung hinzugekommen zu sein scheinen. Wie in der Erzählung bei Rétif, liegt auch hier der Schwerpunkt darin, daß der fromme Jüngling eben seiner Frömmigkeit wegen von der Vorsehung in ihren Schutz genommen und auf wundervolle Weise den Nachstellungen des Böswichts entrückt wird, der selbst in die Grube fällt, die er dem andern gegraben. Seine Frömmigkeit wird gleich am Anfange stark hervorgehoben, besonders aber zeigt sie sich in der anspruchslosen Andacht, womit er die Messe dient und für die Herrschaft betet. Der Graf hebt freilich am Schlusse nicht die Frömmigkeit, sondern die kindliche

Unschuld Fridolins hervor, welchen der Himmel offenbar in seinen Schutz genommen, da er nur das Unrecht, das er durch seinen schändlichen Verdacht diesem gethan, durch die Behauptung des geraden Gegentheils gut zu machen sich gedrungen fühlt. Auch hier wäre etwa eine leise Hindeutung auf seine Frömmigkeit angebracht gewesen. Die Darstellung ist im ganzen schlicht und einfach, nur selten erhebt sie sich zu besonderer Kraft und bezeichnender Wirkung; hier und da vermißt man die letzte Feile. Was das Versmaß betrifft, so bildet es einen merkwürdigen Gegensatz zu den Kranichen des Ibykus. Dort wie hier besteht die Strophe aus einem vierversigen System, wo die Reime wechseln, und zwei Reimpaaren: aber dort folgt das System auf die zwei Reimpaare, hier umgekehrt; dort sind die Verse des Systems zum Theil männlich, zum Theil weiblich, hier alle männlich; bei den Reimpaaren folgt dort auf ein weibliches ein männliches, hier umgekehrt. Jene Reimform ist berechtigter als diese, die freilich auch Goethe u. a. brauchen; denn wohl entspricht es dem Wesen der Strophe, daß auf einzelne Reimpaare ein System folgt, aber nur ein Reimpaar kann wohl als Abschluß des Systems eintreten. Die Reimworte sind meist bedeutend; zweimal reimen Lust Brust, Knecht recht, dort Wort (neben dorten Worten), geschehn flehn, erhob Lob (neben gehoben loben). Aufeinander reimen entfahren und befahren; einmal folgen unmittelbar aufeinander die Reime mir ihr und viere ihre, und sofort hier dir. Auf Saverne, wie im ersten Druck überall steht, finden sich Reime sowohl nach der französischen als nach der deutschen Aussprache, Herrn, ferne, gern. Des Reimes wegen gestattet sich der Dichter Kunigonden statt Kunigunden, welcher Name keineswegs, wie man gesagt hat,

an den französischen Ursprung der Sage erinnern soll, was rein lächerlich gewesen wäre. Häufig reimen i ü, ei eu; sonst finden sich die unreinen Reime Hand gewandt, Fridolin Gebieterin, hin Sinn, Dominus Schluß, Gefäße Messe.

Str. 1—3. Fridolins Gottesfurcht, Dienstwilligkeit und Liebe zur Gräfin, die ihn vor allen lobt und mit herzlicher Freude an ihm hängt. — Str. 1,1. Knecht, nach älterm, auch biblischem Gebrauch für Diener. — Fridolin. Statt des ungefügen Namens Champagne wählte Schiller diesen auch zum Reime sehr passenden, wohl nicht ohne Beziehung auf den Anklang an Friede. Fridolin ist nicht etwa als Verkleinerung von Gottfried zu fassen, sondern der wirkliche von dem Bekehrer von Glarus entliehene Vorname. — V. 2. In der Furcht des Herrn bestimmt das ergeben; es war keine strafbare Neigung, sondern nur die eines frommen Dieners. — V. 4. Saverne, wofür schon in den Gedichten hier Savern [in einem Nachdrucke Salern] steht, wählte er statt des bei Rétif nicht ausgeschriebenen Namens K . . . Zur Wahl bestimmte ihn wohl zunächst das Bedürfniß des Reimes auf Herrn.*) Als Ortsname kommt Saverne (Zabern) u. a. im Elsaß vor; es heißt auch Elsaß-Zabern, im Gegensatz zu Berg- und Rhein-Zabern. Bekannt war es besonders als Verbannungsort des in die Halsbandgeschichte verwickelten Kardinals Rohan. Bei Rétif wird die Geschichte in die Bretagne verlegt, in die Gegend vom Vannes und Quimper. Schiller

*) Wahrscheinlich hatte Schiller hier zuerst Savern geschrieben, später aber die französische Form gesetzt, da er Str. 6 das Wort auf ferne im männlich auslautenden Verse gereimt hatte. In der Jungfrau II, 6 nennt Schiller sonderbar den wallisischen Severn mit der französischen elidirten Form Savern'.

setzte sie uns näher und ersann einen Grafen von Zabern (Savern). — V. 5—8. Daß er Gott in seiner Herrschaft sah, wie Rétif sagt, führen diese Verse eigenthümlich aus, indem sie dabei die ungemeine Sanftheit und Güte der Gräfin hervorheben, der zu folgen freilich leicht gewesen sei. In den gleichgebildeten Sätzen (Ged. 38 Str. 1, 7. Ged. 40 Str. 6, 7. Ged. 46 Str. 3, 7. Ged. 60 Str. 27, 4) darf sie nicht betont werden. — Auch einer übermüthigen Herrschaft würde er freudig gedient haben, aus Liebe zu Gott, der Gehorsam fordert. Vgl. 1 Petri 2, 18: „Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen." — Str. 2 gehört wohl zu den später eingeschobenen. Bei Rétif steht hier etwas ganz anderes. Vgl. S. 195. — V. 2. Vesper. Am Abend, im Sommer um 8 Uhr, läutet man in katholischen Kirchen, wobei jeder Gläubige den englischen Gruß betet. Diese Zeit nennt man auch die Vesper. Vgl. Ged. 71 Str. 19, 7.*) — V. 5—8 fallen doch etwas wunderlich auf. — V. 6. Die Dame, wie Champagne bei Rétif seine Herrin als seine Dame bezeichnet. Hier und Str. 17, 1 hätte man doch Gräfin erwartet. — V. 7. Der Ausfall des er ist hier härter als Str. 4, 5, da ein anderes Subjekt eintritt. — Fehlen. Vgl. zu Ged. 57 Str. 24, 2. — V. 8. Quälen gab die Reimnoth dem Dichter ein. — Str. 3, 1. Vor, in Gegenwart, geht nicht auf den Vorzug. Dadurch, daß die Gräfin ihn in Gegenwart der übrigen Diener lobte, entstand eben Roberts neidischer Groll (Str. 4, 1 f.). — Dienertroß, Dienerschar, wie Menschentroß, der Knappen

*) In Italien heißt sie sera. — V. 3 hatte Schiller in der Handschrift für die Prachtausgabe bei lebt den Apostroph zugesetzt.

Troß Ged. 62 Str. 1, 6. Str. 17, 3. — V. 3 f. Wie Rétif sagt, nie sei der Quell ihrer Lobsprüche versiegt. Schön gibt, wie das klare Auge V. 7, einen neuen Zug zum Bilde der Gräfin, die wir schon als sanft und gut kennen. — Unerschöpft, wofür man später unerschöpflich gebildet hat, was Adelung allein kennt. Lessing sagte so unerschöpfte Meister. Vgl. Räthsel 3 (Ged. 70) Str. 2, 2. — V. 5. Als, hier wie, nicht für. — V. 6. Gab, nach ihrem Gefühle. — Sein Herz, seine herzliche Ergebung. — V. 7 f. Hing tritt mit dichterischer Freiheit nach. Daß auch die Anmuth seines Gesichtes sie anzog, worin sich sein schönes Herz spiegelte, wird nicht verschwiegen; übt ja ein schönes Gesicht einen freundlichen Eindruck, ohne daß eine unerlaubte Neigung sich einmischte. Das jetzige wohlgestalten (wie ungestalt, mißgestalt) darf kaum als eine wirkliche Verbesserung des im ersten Druck stehenden anmuthsvollen gelten.*)

Str. 4—10. Robert weiß im Grafen allmählich die Ueberzeugung von Fridolins lüsterner Neigung und Versuchung seiner Gattin zu erwecken.

Str. 4—6. Einleitung Roberts, Verdacht gegen Fridolin zu begründen. — Str. 4, 1. Robert, ein willkürlich gewählter Name, wohl ohne Anklang an roh. Zum Jäger machte Schiller ihn eben seiner wilden Natur wegen, und weil er als solcher dem Grafen näher stand. Boxberger bemerkt, daß auch der Jägerbursche des Försters in Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre Robert heißt. Daß Robert überhaupt für böse Menschen, besonders Jäger beliebt war, läßt sich

*) Noch die Gedichte haben Kommata nach V. 2 und 6 statt Semikolon.

nicht erweisen. — V. 3 f. deuten auf seinen Charakter. Dem, da ihm, ist eine Verbesserung; im ersten Druck stand das harte ihm. — Schadenlust, stärker als das schon abgenutzte Schadenfreude, wenn auch freilich der Reim dazu führte. — Schwarze, arge. — Schwoll, von der leidenschaftlichen Aufregung, wie die Alten das Herz, die Leber bei jeder Leidenschaft schwellen lassen. Vgl. auch Ged. 40 Str. 2, 4. Str. 5, 1 f.*) — V. 5. Zum Ausfall des er vgl. Ged. 59 Str. 10, 1. — V. 6. Rasch und offen wird hier sehr hart auf Grafen bezogen; der grammatischen Verbindung nach gehörte es zum Subjekt. Vgl. Ged. 4 Str. 2, 3. Der Charakter des Grafen von Saverne tritt hier gleich bei seinem ersten Erscheinen deutlich hervor, wodurch die Möglichkeit einer solchen Täuschung eingeleitet wird, auch der Versuch des Jägers um so leichter sich erklärt. — V. 7. Warum läßt Schiller den Jäger diesen Versuch nicht machen, während er neben dem Grafen reitet, oder auf der Jagd, wo er sich doch gelegentlich mit dem Jäger unterhalten haben wird? Auffallen muß es, daß er, als sie eben heimgekehrt, ihn aufsuchte. Auch die asyndetische Anknüpfung von V. 8 ist hart, da trat so weit vorangeht. — V. 8. Den Apostroph nach streut setzte Schiller in der ersten Ausgabe der Gedichte. — Str. 5, 1. Wie wird durch die Trennung von glücklich bedeutsam hervorgehoben, wodurch freilich der Jambus wie seid ganz verwischt wird. — V. 2. Hub. Vgl. zu Ged. 21 Str. 4, 5. Im Reime steht Str. 3, 2 erhob. — V. 3. Golden bezeichnet alles Liebe, Erwünschte. Vgl. Ged. 40 Str. 1, 6. — V. 4. Des Zweifels,

*) Der erste Druck hat richtig Punkt nach V. 4, wofür später ein ungehöriger Gedankenstrich eingetreten; Semikolon genügt nicht.

der Eifersucht. Ein giftiger Zahn wird sonst dem Neide beigelegt. Er steht ähnlich wie Biß. Vgl. Ged. 71, 154. — V. 5—8 zeigen, worauf er mit dem Zweifel deutet. V. 6—8 stehen Hauptsätze statt der Relativsätze. — Gürtet. Vgl. Ged. 3 Str. 4, 3. Ged. 30 Str. 5, 9. — Berücken, durch Verlockung ihr entreißen. Dem, der bestimmte Artikel, wie er Str. 6, 5 steht. Vgl. zu Ged. 59 Str. 1, 2. — Str. 6, 1. Rollt, zieht in die Höhe, ähnlich dem Falten der Stirn Ged. 62 Str. 22, 12. So steht bei den Alten die Augenbrauen zusammenziehen, erheben, *αἴρειν, ἐπαίρειν, ἀνατείνειν*, aber auch umgekehrt *κατασπᾶν τὰς ὀφρῦς*, tollere supercilia. Die Augenbrauen wurden eben dadurch finster. Euripides braucht einmal der Augenbrauen böse Wolke. Vgl. Ged. 94, 13. — V. 2. Redst, sehr hart hier und Str. 7, 8, wie befreundte Ged. 56 Str. 3, 1. Daß wirklich einer dies versucht, hat Roberts Rede deutlich genug eingeleitet. — Gesell, hier im Munde des Grafen, wie es Str. 15, 1. 3 den in demselben Dienste Stehenden bezeichnet. — V. 3—7. Der Graf gibt hier seinen Unglauben an alle weibliche Tugend Str. 5, 6 ff. gegenüber zu erkennen — ein neuer sehr bezeichnender Zug, der das Bild seines entschiedenen Gegensatzes zur milden, gläubigen Gräfin weiter ausführt. Das häufige **w** in V. 3 f. ist ebenso bezeichnend, wie das dreifache **l** V. 5, das doppelte **g** V. 6. Auch die harte Elision von Welle hier, wie Ged. 56 Str. 21, 3, möchte eben durch das Malerische des Klanges zu vertheidigen sein. — V. 5. Locket, verlocket, wie berücken Str. 5, 7. — Sie, nicht die Weiber, sondern Weibestugend. — V. 7 f. Der Graf meint, keiner werde es wagen, seinen Zorn durch einen solchen Angriff auf seine Ehre zu reizen. — Man hat gemeint, daß das Aussprechen des Schluß-e

in Saverne seine Rechtfertigung in dem gedehnten Nachdruck finde, womit der Graf im Gefühl seiner Erhabenheit seinen Titel ausspreche. Schiller hat daran gewiß nicht gedacht.

Str. 7—10. Robert weiß so geschickt seine Rede zu wenden, daß der Graf ihm wider Willen sein Geheimniß zu entreißen scheint, worauf er dann Beweise beibringt, denen jener in seinem raschen Eifer den Glauben nicht versagen kann. — Str. 7, 1. Der andre, hier etwas sonderbar zur Bezeichnung Roberts. Vgl. Ged. 64 Str. 9, 7. — So denkt Ihr*) recht, daß kein Verständiger es wagen wird, Eure Gattin zu versuchen. Er bedient sich dieses Satzes als Uebergang zum thörichten Bestreben eines Dieners, dessen nähere Bezeichnung sich der Listige mit Gewalt vom Grafen entreißen läßt. — V. 3. Ein geborner Knecht, einer, der zum Dienen geboren ist. — V. 7 f. Daß wirklich einer einen solchen Versuch machen könne, und gar ein Niederer, setzt den Grafen in leidenschaftlichen Zorn. Robert spricht ganz langsam, um das Gift recht wirken zu lassen. Seine Rede ist nicht abgebrochen.**) Das Einfallen bezeichnet nur, daß der Graf rasch ihm jedes weitere Wort abschneidet. Und schließt die gleichzeitige Handlung (bebend) an. — Str. 8, 1—4. Roberts bittere, ganz kalt hingeworfene Aeußerung, es sei dies allgemein

*) Ursprünglich war ihr, wie auch die spätern Anreden des Grafen, mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben, den man nicht neuerdings wieder einführen dürfte.

**) Statt des bis heute stehenden Gedankenstrichs nach V. 6 ist jedenfalls Punkt zu setzen, da wenigstens der Satz zu Ende ist. Ein Gedankenstrich vertrat damals häufig auch im Drucke die Stelle eines Punktes. Hier sollte er das Ende der Rede bezeichnen. Erst später ist V. 8 nach leben*. gleichfalls Gedankenstrich *gesetzt* worden.

bekannt, der Graf stelle sich bloß, als ob er es nicht wisse, muß diesen noch wilder entflammen. — Ja doch betheuert den gegensätzlich gedachten Ausruf.*) — V. 5. Der Graf thut, als ob er alles für freche Verläumdung halte, und er droht Robert voll Erbitterung den Tod, wenn er die Wahrheit nicht erweisen könne. Die Leidenschaftlichkeit drückt sich in dem asyndetischen sprich aus, das eigentlich heißen soll oder sprich (wenn du nicht sprichst). — V. 6. Streng, gebieterisch, wenn nicht vom ernsten, düstern Blicke (Ged. 62 Str. 4, 1. Str. 22, 11). — Fürchterlich, wüthend. — V. 8. Nun ja, wenn Ihr es wissen wollt. — Str. 9, 1. Einen noch schärfern Stich versetzt er dem Grafen durch die sich geschickt an die Bezeichnung der Blonde anknüpfende Andeutung, daß der Junge wirklich schön sei und, was er ihn selbst hinzudenken läßt, wohl gefallen könne. — Hier erst erfahren wir den Vornamen der Gräfin, dessen Nennung im Munde des Grafen bezeichnend ist. Daß bei der Wahl des Namens nicht etwa die heilige Kaiserin vorschwebt, wird deutlich daraus erwiesen, daß Schiller diesen Namen im „Handschuh" der stolzen, liebelosen Dame gibt. — 9, 5—10, 4. Die vielen wahrscheinlichen Anzeichen, wodurch der Schurke bei Rétif dem Herrn den Glauben an Fridolins Bewerbung beibringt, hat Schiller glücklich ausgeführt. Fridolins Aufmerksamkeit bei Tische und seine dichterische Ansprache beruhen auf Wahrheit; Robert legt beide nur böswillig aus, was der Graf bei ruhigem Blute erkennen würde, doch der Verleumder hat dessen Stolz und Zorn so zu entflammen gewußt, daß er mit Gier alles ver-

*) Erst seit Körner steht V. 2 Fragezeichen statt des Ausrufungszeichens. Nach 4 muß wieder statt des Gedankenstrichs Punkt stehn.

schlingt, was seiner Eifersucht Nahrung gibt. — V. 5. Höchstgeschickte Wendung, um ihm jeden Zweifel zu benehmen. — V. 8. Schmachtet, vom Ausdruck sehnsüchtiger Liebe. Er steht aber hinter ihrem Stuhl nur, um sie zu bedienen.*) — Str. 10, 2. Statt und erwartet man worin er. Dieser Zusammenziehung, wo, obgleich das Relativ im zweiten Satze in anderm Kasus stehn oder mit einer Präposition verbunden sein sollte, es im zweiten Satze nicht wiederholt wird, indem die Ergänzung desselben als selbstverständlich genommen wird, hat sich Goethe vor allem in vollstem Maße bedient. — V. 3. Daß er seine Liebe gestehe, bringt den Grafen so ganz außer sich, daß er in heftiger Aufregung das Wort wiederholen muß**), aber er ist unfähig, weiter zu sprechen. — V. 5—8. Die Bemerkung, daß die Gräfin sanft und weich sei und Mitleiden mit Fridolin gehabt, ihn durch die Mittheilung an den Grafen nicht habe unglücklich machen wollen, ist nur zu sehr geeignet, die Gefahr dem Grafen noch lebhafter vorzustellen, so daß der Schluß von Roberts Rede ihm wie Hohn klingen muß.***) — Befahren, besorgen, wofür

---

*) Erst seit der dritten Ausgabe der Gedichte liest man irrig ihrem statt ihren.

**) Daß der Graf, nicht Robert, das Wort wiederholt, ergibt sich aus den Anführungszeichen des ersten Druckes, der nach dem zweiten gesteht Ausrufungszeichen und Gedankenstrich, nach dem ersten bloß Ausrufungszeichen hat, da die Rede hier unterbrochen wird, weshalb schon die erste Ausgabe der Gedichte hier Gedankenstrich setzte, der aber auch nach dem zweiten ohne gehörigen Grund beibehalten ist. Uebrigens sollte, wenn man V. 2 Gedankenstrich braucht, dieser vor, nicht nach dem Anführungszeichen stehn.

***) Nach V. 6 und 7 haben noch die beiden ersten Ausgaben der Gedichte bloßes Komma. Die dritte setzt richtig Punkt nach V. 6. V. 5 f. bilden den Abschluß von V. 1—4. Nach 7 gehört Semikolon.

man früher sich befahren sagte. Luther, Lessing u. a. brauchen den Ausdruck nicht, der sich bei Spee, Fleming, Haller, Wieland, Bürger u. a. findet. Goethe hat sich befahren und befahren nur in seiner spätesten Prosa. Die Frage: „Was hast du zu befahren?“ fand Schiller schon bei Haller (im Gedichte Doris) und Wieland. Das Ende der Unterredung wird gar nicht mitgetheilt, eben so wenig des Grafen Entschluß. Der Dichter führt uns gleich zum Beginne der Ausführung, läßt auch unerwähnt, daß der Graf Robert beauftragt, Fridolin zu ihm zu senden.

Str. 11—14. Des Grafen Befehl an die Knechte des Eisenhammers. Ueber den Eisenhammer belehrte sich Schiller aus der auch sonst von ihm benutzten „Oekonomisch-technologischen Encyclopädie“ von Krünitz. — Str. 11, 1. In seines Zornes Wuth, wüthend vor Zorn. Vgl. zu Ged. 60 Str. 5, 5. — Holz, vom Walde, besonders in den Redensarten zu Holz, ins Holz fahren, gehn, zu Holz ziehen, gehn, aber auch sonst, wie Goethe sagt, „in jedem Holz, auf jeder Wiese“. — V. 3. Hoher Oefen. In dem hohen Ofen, Hohofen oder Hochofen, der längst statt der Krummöfen in Deutschland eingeführt war, werden die Eisenerze geschmolzen. Die am besten von feuerbeständigen Steinen aufgeführten Mauern sind 4 bis 6 Ellen dick, 4½ bis 5mal so hoch als breit. Stufen heißen die abgeschlagenen Stücke. Hier forderte der Reim die Einheit.*) — V. 6. Die Knechte, die sogenannten Aufgeber, welche Kohlen und Eisensteine einschütten (aufgeben). Bei Rétif werden nicht diese, sondern der Hochöfner, der Hochofen-

*) Schiller schrieb V. 5 spat. Str. 2, 2 hat schon der erste Druck spät. Sollte der Dichter absichtlich gewechselt, vielleicht bloß in der Redensart früh und spat die letztere Form beibehalten haben?

Fridolins wird übergangen. — V. 7. Die Knechte. Vgl. Str. 11, 6. — Dorten (vgl. Ged. 39 Str. 4, 3. Ged. 71, 97), mißbräuchliche, seit dem sechzehnten Jahrhundert aufgekommene Form, die Adelung als „müßige Verlängerung der neuern Allemannen" bezeichnet. Auch Wieland braucht sie und Goethe hat sie nicht bloß im Reime, sondern auch noch später in Prosa, ja sagt sogar dort dorten. Auch dorte findet sich in früherer Zeit. — Str. 16, 2. Er bereitet sich zum Ausgehen. — V. 3. Als er eben im Begriffe steht, das Haus zu verlassen. — V. 4. Gebeut, aufzutragen hat, etwas auffallend, wie auch V. 5 sich stellen. — V. 7. So, da ich dorthin muß. Die Anrede in der Einzahl soll wohl die kindliche Anhänglichkeit an die Gräfin bezeichnen, die ihn mein Kind anspricht. — V. 8. Dir gehören, natürlich neben dem Grafen. Er bedient sie ja auch bei Tische. — Meine Pflichten, meine Dienste. Vgl. Str. 7, 5. 27, 3 f. Daß er bei der Gräfin anfragt, fällt nicht auf, da er den Auftrag des Herrn jedenfalls erfüllen will. — Str. 17, 1. Die Dame, hier der Abwechslung wegen. Vgl. zu Str. 2, 5. — V. 2. Sanft, ihrer Natur gemäß. Vgl. Str. 1, 5. — V. 4. Die Krankheit ihres Sohnes läßt Schiller sehr glücklich an die Stelle ihres eigenen Unwohlseins treten. — 5 f. Daß er für sie in die Kirche gehn soll, sagt sie zwar nicht ausdrücklich, es versteht sich aber von selbst, wie auch, daß er, wo möglich, die Messe hören soll. Daß Fridolin es so auffaßt, ergibt sich aus Str. 27, 5 f. — V. 7 f. Die Verse sind sonderbar. Die Gnade kann nur die Gnade des reuigen Bekenntnisses sein, nicht des Gebets für sie, das V. 5 f. erwähnt ist. Der Dichter denkt sich also ganz gegen den katholischen Glauben, das Erwecken der Reue reiche, wie der Katholik sagt, allein zur Vergebung hin, ja man könne

auch für die Sünden anderer die Reue erwecken und Vergebung erhalten, wobei ihm wohl ganz falsche Vorstellungen vom Ablaß im Sinne lagen. Vgl. Ged. 62 Str. 17, 4. Man wünschte die Verse, denen Str. 24, 7 f. nichts entspricht, durch andere ersetzt.

Str. 18 f. Da er gerade zur Messe läuten hört, so tritt er in die Kirche. — Str. 18, 1. Vielwillkommen, nicht allein, weil er der Gräfin dadurch einen Dienst erzeigt, sondern auch weil er zur Kirche gehn darf. Vgl. Rétifs Erzählung S. 196. — V. 2. Im Flug, wie flugs Str. 16, 2. — V. 3. Das Asyndeton ist hart. Die Trennung von noch nicht bedingt der Reim.*) — V. 5. Von dem Glockenstrang, durch das Ziehen des Glockenstranges, gehört als ein freilich wenig bedeutender Zusatz zu hellschlagend. Von dem Glockenstuhl, das zu tönt gehören würde, verbot der Reim. — V. 7. Hochbegnadet, die durch diese Einladung hoher Gnade gewürdigt werden. Daß das Wort zu Sünder gehört, zeigte der erste Druck, der es schon in Kommata einschloß. — V. 8. Zum Sakramente, nicht zur Messe, die kein Sakrament für die Hörer ist, sondern zum Empfange des Abendmahls, was freilich nicht dem katholischen Gebrauche entspricht, da nur ausnahmsweise in der Woche das Abendmahl gereicht wird. Auch festlich paßt nicht, da an Festtagen und zum sonntäglichen Hochamte in anderer, eigentlich festlicher Weise geläutet wird. — Ladet, das neben lädt eingedrungen ist sowohl bei laden im Sinne von einladen, das früher ein schwaches Zeitwort war, wie bei dem ursprünglich starken laden im Sinne von belasten. — Str.

*) V. 4 hat der erste Druck richtig in schnellem Lauf, was sich auch Str. 26, 2. Ged. 65 Str. 6, 1 erhalten hat. Vgl. zu Ged. 56 Str. 1, 7. Erst in der dritten Ausgabe steht, wohl durch bloßes Versehen, im schnellen Lauf.

19, 1 f. Fridolin wollte gleich zum Eisenhammer gehn, aber da er zur Messe läuten hört, kann er es nicht lassen, schon jetzt in die Kirche einzutreten, weil er glaubt, der Auftrag des Grafen eile nicht. Schiller gab hier wohl eine sprichwörtliche Redensart wieder, die er im Elternhause vernommen haben mag.*) Bekannt ist das Sprichwort: „Kirchengehen säumt nicht." Vgl. Str. 20, 3 f. In andern Fassungen unserer Sage**) erinnert sich der zu seinem Tod Ausgesandte der Lehre seines Vaters, nie an einer offenen Kirche vorbeizugehn oder, allgemeiner ausgedrückt, fleißig in die Kirche zu gehn. Unter den zwölf goldenen Lehren, welche der König in der Sage dem Ruodlieb gibt, findet sich auch die noch heute gangbare, nie an einer Kirche vorüberzugehn, ohne einen Augenblick einzutreten. Fridolins so gläubiger Sinn erscheint gerade hierin sehr bezeichnend; er würde auch ohne das Läuten hineingegangen sein, jetzt hat er dazu noch mehr Veranlassung. Freilich hätte er auch den Wunsch der Gräfin anführen können, die Messe zu hören, aber der ihm eingepflanzte Spruch wirkt bedeutsamer. — V. 3. Wer hat denn geläutet, wenn keiner hier ist? In der Sakristei findet sich ja auch niemand als, wie wir bald hören, der Priester. Bei Rétif kommt der Priester erst später, in der Kirche befinden sich einige alte, zur Arbeit unfähige Männer. — V. 4. Ein Hauptsatz statt relativer Anknüpfung. — V. 7. Heiß glühen, vom glühenden

*) Der freilich schon im ersten Druck befindliche Gedankenstrich nach V. 2 ist als überflüssig zu streichen.

**) Daß eine solche Fassung Schiller bekannt gewesen sein müsse, behauptet Gödeke mit Unrecht. Der Ausdruck, dessen sich der Dichter hier bedient, findet sich in keiner, und der Gedanke lag so sehr nahe, besonders wenn eine solche sprichwörtliche Redensart ihm im Sinne schwebte.

Eifer.*) Der Ausdruck sticht vom sonstigen einfachen Ton ab und verleitet an die wirkliche Sonnenhitze zu denken, deren Erwähnung hier fern liegt, obgleich man der Schnitter Fleiß nach schillerschem Gebrauch für die fleißigen Schnitter nehmen könnte. Auch die Stellung von im Felde ist anstößig. — V. 7 f. Die Folge von V. 5 f., weshalb nach V. 6 Semikolon statt des überlieferten Komma stehn muß. Chorgehülfe**), seltsam zur Bezeichnung des Sakristans (Str. 20, 2), Meßners, Meßdieners (Ministrant Str. 21, 2), Chorknaben. — V. 8. Kundig, nach Kenntniß der Vorschrift.

Str. 20—24. Fridolin dient die Messe und eilt sodann zum Eisenhammer. — Str. 20, 2. Statt zu sagen „den Sakristan zu machen" stellt Schiller dies als wirklich geschehend unabhängig dar. — V. 3 f. dürften nur als sprichwörtliche Redensart zu fassen sein. Vgl. zu Str. 19, 1 f. — Fördert himmelan, dient zum Heil der Seele, wie alle gottseligen Werke. — Die allgemeine Kenntniß der katholischen Meßgebräuche könnte Schiller schon als Knabe im katholischen Schwäbisch Gmünd oder auf der Solitude, wo in der herzoglichen Kapelle auch katholischer Gottesdienst gehalten wurde, gewonnen haben, wenn nicht erst später in Mannheim oder in Erfurt. — V. 5 f. Wunderlich nennt der Dichter nur den schmalen Ueberwurf, den der Geistliche bei Amtsverrichtungen über das lange weiße Unterkleid (Albe) wirft, die Stola, und die weiße Linnenschnur, womit die Albe in der Mitte des Leibes aufgeschürzt wird, das Cingulum, nicht die Albe selbst und das eigentliche Meßge-

*) Den Apostroph bei glüht hat schon der erste Druck, der ihn sonst oft wegläßt, wo er, wie hier, stehn muß.

**) Erst Körner gab Chorgehülfe statt Chorgehilfe.

wand, die Kasel, deren er vor allem gedenken mußte. Zum Cingulum paßt auch das Umhängen nicht. Liegt hier eine Verwechslung zu Grunde? — V. 7. Die Gefäße, aus denen Wasser und Wein in den Kelch geschenkt werden. Den Kelch darf nur der Priester berühren. — V. 8. Geheiliget, geweiht. — Str. 21, 2. Ministrant heißt der dem Priester am Altar Dienende. — V. 5. Eigentlich müssen zwei Ministranten sein, die oft mit den Seiten, an denen sie knieen, wechseln, und jedesmal, ehe sie zum Priester an den Altar gehen, in der Mitte niederknieen müssen. Im Nothfalle genügt auch einer. — V. 8. Winks. Der Priester winkt dem Meßdiener nicht, sondern dieser richtet sich nach den vom Priester gesprochenen Worten. — V. 7 f. Die sogenannte Präfation, das Gebet zur Vorbereitung der Wandlung, schließt der Priester mit dreimaligem Sanctus, wozu der Diener eben so oft schellt. — Str. 22, 1. Sich neigt, kniet, ehe er die in den Leib Christi verwandelte Hostie in die Höhe hebt. — V. 2. Zum Altar gewandt. Er dreht sich nicht nach der Gemeinde hin. — V. 6. Dreimal schellt auch hierbei der Meßdiener. Statt klingend erwartet man klingelnd. Freilich sagt man klingen mit den Gläsern u. ä., aber nicht klingen allein. — V. 7. Alles. Diese Hindeutung auf die ganze Gemeinde ist etwas anstößig, da hier nur wenige sich in der Kirche befinden, die am Anfang ganz leer war. — Brüste, des Reimes wegen statt der sonst hier gebräuchlichen Einheit. — V. 8. Dem Christe. Der Artikel zur Hindeutung, „jenem vom Priester erhobenen Christus". Christe, Dativ von Christ statt der lateinischen Form. Die Aufhebung des Kelches, bei welcher der Diener gleichfalls dreimal schellen muß, wird übergangen. — Str. 23, 1. Schnellgewandt, wohl im Sinne „so gewandt,

daß er schnell das Nöthige thut", was freilich etwas kühn ist. Vgl. kluggewandt Ged. 62 Str. 5, 11. — V. 3. In dem Gotteshaus ist unnöthig und nicht bezeichnend genug. Der Relativsatz geht auf jedes V. 1, der folgende Vers ist parenthetisch zu fassen (denn er kennt es alles), V. 5 schließt sich unmittelbar an übt er aus.*) Auch wenn man V. 3 auf alles V. 4 beziehen will, muß sich V. 5 unmittelbar an die Haupthandlung V. 1 anschließen. — V. 6—8. Auch hier ist Schiller nicht genau. Der Priester wendet sich mehrfach während der Messe zur Gemeinde um, mit den Worten: Dominus vobiscum („Der Herr sei mit euch!"), worauf der Meßner erwidert: Et cum spiritu tuo („Und mit deinem Geiste!"). Dies thut er auch unmittelbar vorher, ehe er die Gemeinde mit den Worten verabschiedet: Ite, missa est („Geht! die Versammlung ist entlassen!"), worauf dann der Segen folgt. Daran schließt sich noch einmal Dominus vobiscum, und zuletzt betet der Priester an der linken Seite des Altars den Anfang des johanneischen Evangeliums. — Gemein' ist hart. — Str. 24, 1. Jedes, die heiligen Gefäße, das Meßbuch und alles, was zum Meßdienste gehört. Vgl. Rétifs Bericht, der des Reinigens der Sakristei am Anfange, gleich nach dem Bereithalten der Schenkgefäße, gedenkt. Auch Schiller versteht unter dem Heiligthum die Sakristei mit Bezug auf die Bedeutung des Namens, da diese von den darin bewahrten heiligen Gegenständen benannt ist. Die heiligen Gefäße sind bereits V. 1 f. weggestellt. — V. 5. In des Gewissens Ruh, ohne sich Vorwürfe über seinen Aufenthalt in der Kirche zu machen, da er dort Gott gedient

*) Noch die Gedichte haben nach jedem der vier ersten Verse Komma.

hat, und, nach dem Sprichwort, Gottesdienst über Herrendienst geht. — V. 6. Den Eisenhütten. Eisenhütte wird eigentlich vom Hütten- oder Eisenwerk in seinem ganzen Umfange gebraucht; der Dichter aber denkt sich hier die einzelnen Hütten zur Eisenbereitung alle zusammen. Oben und weiter unten braucht er Eisenhammer, was ihm hier wohl, des folgenden heiter wegen, weniger wohlklingend schien. — V. 7. Die Zahl, Vaterunser (Paternoster), die noch an dem Rosenkranze fehlte; es war dies, wie wir später hören (Str. 27, 7), der vierte Rosenkranz, den er in der Kirche während seines Dienstes gebetet hatte. Doch wird beim Rosenkranz auch der englische Gruß gesprochen. Ungeschickt ließ Rétif seinen Champagne die im Buche begonnenen Gebete vollenden.

Str. 25 f. Fridolin am Eisenhammer und seine Rückkehr, des Grafen Entsetzen. — Str. 25 f. Die Bezeichnung der Ankunft beim Eisenhammer ist nicht glücklich. Den Schornstein kann er schon aus der Ferne rauchen sehn, die Knechte aber sind beim Hochofen. Rétif sagt einfach: „Als er beim Hammer ankam." — V. 3—8. Vgl. Rétifs Darstellung V. 196. — Grinsend geht auf die Entstellung des ganzen Gesichts.*) — Zerren, verzerren. — V. 7. Der, hinweisend auf den im Ofen Liegenden, was Fridolin freilich nicht versteht. — Besorgt und aufgehoben, spöttisch. — Str. 26, 2. In schnellem Lauf. Vgl. V. 211*. — V. 5. Unglücklicher! Er droht ihm damit das Schlimmste. Bei Rétif steht miserable. — V. 7. Nimmermehr! Das ist nicht möglich. Statt des Satzes „Oder du mußt dich verspätet haben" tritt die lebhafte

*) Noch bei Körner hat sich grinzend erhalten.

Frage mit dem abgebrochenen so ein. Der Annahme, daß Fridolin nach Nimmermehr! durch ein Zeichen seine Behauptung betheuere, bedarf es nicht. Bei Rétif erwidert der Graf nur: „So hast du dich also aufgehalten?“ — V. 8. Das bloße gebetet steht etwas auffallend, aber der Dichter sah sich zu einer kurzen vorausgehenden Andeutung genöthigt, weil er die Ausführung nicht am Ende der Strophe unterbrechen wollte.

Str. 27—29. Aus Fridolins Antworten gewinnt der Graf die Ueberzeugung, daß hier der Finger Gottes gewaltet. — Str. 27, 2. Heute dient bloß zur Ausfüllung des Verses. — V. 3. Fragt', fragte an. Daß Schiller nach meiner Pflicht im Sinne nahm von „wie es meine Pflicht ist“, zeigt der erste Druck, der schon die Worte in zwei Kommata schließt. — Die mir gebeut. Vgl. Str. 7, 5. 16, 4. 8. — V. 7. Viere. Diese im Mittelhochdeutschen gangbare Form findet sich auch noch bei Luther und in der Volkssprache. Adelung*) erklärte, der gute Geschmack sei dawider, und sie sei nur etwa am Ende einer Periode zu gebrauchen, um derselben Ründe und Vollständigkeit zu geben. Auch dreie gründet sich auf die gleiche mittelhochdeutsche Form. Luther braucht es nie, dagegen Logau, Fleming u. a. Adelung verwirft es als irrige Form der Volkssprache, die bei den Dichtern nur das Silbenmaß oder der Vers veranlaßt habe. Goethe braucht die Dreie. Das ganz falsche zweie, dem nichts im Mittelhochdeutschen entspricht, hat die Volkssprache nach dreie gebildet, und besonders im Sprichwort

*) Daß Schiller später nach Goethes Beispiel in zweifelhaften Fällen auf Adelung Rücksicht nahm, ergibt Goethes Brief an ihn vom 26. Januar 1804. Nach seinem Kalender erhielt er einen Theil Adelungs im November 1795 von Hause. Auch Wieland hatte seinen Adelung immer zur Hand.

neben dreie angewandt. Auch Schiller hat es sich Ged. 59 Str. 17, 6 gestattet. Fünfe will Adelung geschrieben haben, wenn die Zahl absolut stehe; zwischen neune und neun schwankt er, sechse, siebene, achte erkennt er gar nicht an, obgleich das Mittelhochdeutsche von sechs und acht auch die Formen mit e hat. — Str. 28, 1. Tiefes Staunen, über die wunderbare Fügung, die den Fridolin gerettet. — V. 2. Entsetzet sich, über den schrecklichen Tod des falschen Angebers, den er ahnt. Rétif spricht nur von einem tiefen Nachdenken. — Str. 29, 1—4. Schon die Antwort gab dem Grafen die volle Gewißheit von Roberts Untergang; die Frage, die er jetzt thut, ist wie der letzte Nothschrei der Verzweiflung. Die Abgebrochenheit deutet auf seine leidenschaftliche Bewegung.*) — V. 5. Muß es nicht auf der Flur heißen, wie Ged. 19, 4? Der Weg zum Walde führte durch das Feld.**) — V. 7 f. Der Graf erkennt, daß Robert den Fridolin verleumdet und dafür den Untergang gefunden, den er diesem bereiten wollte. — Vernichtet, erschüttert von der ihm jetzt aufgehenden Gewißheit des so schrecklich vergoltenen Bubenstücks; der Graf selbst war das Werkzeug des Gerichtes, da er in seiner Ungeduld den Jäger absandte, sich zu erkundigen. — Gerichtet. Das Sprichwort sagt: „Gott richt, wenn

*) Im ersten Druck und noch in der ersten Ausgabe der Gedichte hieß V. 2 „Wird glühend heiß und blaß", V. 4 „Ich fandt' ihn doch die Straß'". Nicht bloß das harte Straß' am Ende des Verses (vgl. Str. 6, 4), sondern auch die Verbindung von heiß und blaß scheint die glückliche Aenderung veranlaßt zu haben. Vgl. Str. 9, 3 heiß und kalt.

**) Auch hier ist statt des vor dem letzten Anführungszeichen schon im ersten Druck stehenden Gedankenstrichs Punkt zu setzen. Umgekehrt fand sich " — Str. 7, 6. 8, 4, dagegen ! —" Str. 19, 2, während Str. 25, 8. 26, 8 Punkt vor " [illegible]hlt.

niemand spricht." Aehnlich heißt es: „Gott findet den Schuldigen."

Str. 30. Der Graf empfiehlt Fridolin, dem er so arges Unrecht gethan, der Liebe seiner Gattin. — V. 1. Der Zwischensatz wie er nie (zu thun) gepflegt, wie es nicht seine Art war, geht bloß auf gütig. — V. 4. Sie konnte sich dies nicht erklären, den Grund nicht ahnen. — V. 5. Das übertreibende, hier begründende „kein Engel ist so rein" entspricht der leidenschaftlichen Bewegung. — V. 6. Laßt's. Es weist auf das schon genannte Objekt zurück. Der Dichter greift zu einer andern Wendung; denn bei V. 5 hatte er wohl den Schluß im Sinne „sei eurer Huld empfohlen". — V. 7. Zu welchem schlimmen Entschlusse ich auch bestimmt worden war. Die dunkel gehaltene Fassung, auch das allgemeine wir, ist der Absicht des Grafen gemäß, der die Sache höchstens andeuten kann; deshalb läßt er auch den eigentlichen Nachsatz aus, „es hat ihm keinen Schaden gebracht", wozu V. 8 eigentlich den Grund angibt. — Ist, weil Gott als Hauptperson gedacht wird, wozu nebensächlich seine Engel hinzutreten. Rétif läßt den Grafen sagen: „Verlaßt Euch auf diesen guten Diener völlig; denn heute habe ich einsehn lernen, daß er ein Liebling Gottes ist." Was dieser zum Schlusse bemerkt, Champagne sei von dieser Zeit an Hausverwalter geworden und habe seinen Dienst treu versehen, konnte der Dichter natürlich nicht brauchen.

64. Der Graf von Habsburg.

Diese späteste Ballade Schillers ward am 25. April 1803 vollendet*), am 24. Mai mit andern „poetischen Fabrikaten" an Goethe gesandt, der seit dem 14. in Jena war. Der Dichter selbst bezeichnet als Quelle des Gedichts des Aegidius Tschudi († 1572) Chronicon Helveticum, das er bei seinem Tell zu Grunde gelegt hatte. Tschudi erzählt die Geschichte unter dem Jahre 1266 folgendermaßen: „Dero Zit reit Graf Rudolf von Habspurg [harnach Künig] mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie Er in ein Ouw [Au] kam allein mit sinem Pferdt, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach durch das Gestüd [Gestäude, Gesträuch] zu erfaren, was das wäre, do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen H. Sacrament, und sin Meßner, der Im das Glögkli vortrug, do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nider und tet dem H. Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das Sacrament nebend sich, fieng an sin Schuh abzeziechen, und wölt durch den Bach [der groß uffgangen] gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester, wo Er uß wölt? der Priester antwurt: Ich trag das Heil. Sacrament zu einem Siechen, der in grosser Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd: Do hieß Graf Rudolf den Priester

*) Der Kalender nennt sie Rudolf von Habsburg. Im ersten Drucke im Taschenbuche für Damen fehlt die Bezeichnung als Ballade.

mit dem Hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen, und damit bis zum Krancken fahren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er, und fur der Weidny [der Jagd] nach. Do nun der Priester wieder heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit grosser Danckſagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt. Do sprach Graf Rudolf: Das wöll GOtt niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpfer getragen hat. Dunckt Uech daß Irs mit GOtt und Recht nit haben mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst, dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut ze Lechen hab. Der Priester sprach: Her, nun wölle GOtt Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an Uech legen. Am andern Morgen reitet Rudolf in das Kloster Var, um eine selige geistliche Klosterfrau zu besuchen. Diese, welche vom Vorfall gehört, sagt ihm: „Das wird der Allmächtig GOtt Uech und Uewer Nachkommen hinwider begaben, und söllend fürwar wüssen, daß Ir und Uewer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend.“ Weiter berichtet Tschudi: „Darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch vun Mannheit diſes Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sin Nam im gantzen Rich rumwürdig und bekant ward, daß Er hernach ze Römischen Künig erwelt ward.“*)

*) In dem Beinhause zu Meggen, dem Pfarrdorfe in der Nähe der Trümmer des Schlosses Neu-Habsburg, findet sich die Geschichte dargestellt mit einer Inschrift, wonach Graf Habsburg hier Gott und den Priester geehrt habe:

An der Erzählung selbst änderte Schiller die Weissagung, indem er diese zu größerer Einfachheit nicht von einer Klosterfrau, sondern von dem Priester selbst thun läßt, wie es auch bei Calderon geschieht; der Priester kommt bei ihm, was weniger passend sein dürfte, erst am andern Morgen zurück, an welchem Rudolf nach Tschudi zum Kloster reitet. Die sehr nüchterne unmittelbare Einwirkung des Priesters auf die Wahl Rudolfs, die, wie Iselin, der Herausgeber Tschudis, bemerkt, eine leere Fabel ist, ließ Schiller mit Recht bei Seite. Daß Rudolf sechs Töchter hatte, gereichte ihm bei der Königswahl selbst zur besondern Empfehlung. Zwei derselben wurden noch zu Aachen, die übrigen später an fürstliche Herren vermählt. Der Dichter hat die Sage dadurch, daß er sie am Tage von Rudolfs Krönung von einem Sänger vortragen läßt, bedeutend gehoben. Dieser Sänger konnte kaum ein anderer als jener Priester selbst sein, was aber der Dichter glücklicher am Schlusse hätte verwenden können, als jetzt geschehen ist. Der Ausdruck der Ballade ist im allgemeinen gehoben und feierlich.

Daß als Sänger am Krönungsmahle jener Priester auftritt und die den Grafen so sehr ehrende Handlung feiert, daß der König von Rührung davon ergriffen wird und nicht verrathen will, er selbst sei jener gefeierte Graf, ist bloßer Rahmen, wie

---

Sein Pferdt giebt er dem Pfarrer
Und machet ihn zu reiten,
Empfangt zum Lohn die Kaisers-Kron
In kurz erlebten Zeiten.

Calderon hat sie in dem Vorspiele Die Arche Gottes in der Gefangenschaft behandelt, sie auch im Auto sacramental Die zweite Verherrlichung Oestreichs dargestellt. Pyrker läßt in seiner Rudolphias einen Sänger Horneck vor der Schlacht auf dem Marchfelde sie vor Rudolf singen.

sich zum Ueberflusse auch aus der Ueberschrift der Graf von Habsburg, nicht König oder Kaiser Rudolf, ergibt. Aber jenes unglückliche Haschen nach tiefern Bezügen, womit süßliche Verdüftelung sich etwas weiß, hat auch in unser Gedicht ganz Ungehöriges hereingetragen. Hiernach soll es „die der himmlischen Macht des Gesanges huldigende irdische Macht darstellen, die im Glanze ihrer Majestät, im Vollgenuß der Ehre und Hoheit, beim Krönungsmahle nach dem Sänger verlangt, um durch ihn dem Feste erst die rechte Würde und Weihe zu geben, da sie in seiner Kunst eine Offenbarung des göttlichen Geistes anerkennt und verehrt — und die nun durch den Mund des Sängers eine zweite Huldigung und Krönung erfährt, welche noch erhabener und herrlicher ist als die erste". Und die Idee des Gedichtes muß dann in dem Gedanken liegen: „Nur der verdient die höchste weltliche Ehre und Macht, der im Besitz derselben es nicht vergißt, den idealen Mächten des Lebens, der Religion und Kunst, zu huldigen und damit Gott die höchste Ehre zu geben." So verzerrt man das anmuthige Gedicht auf die widerwärtigste Weise, indem man durch eine völlig fremde Beziehung seine Grundfeste erschüttert. Wenn der Priester als Sänger auftritt und jene schöne That nebst seinem eigenen Segensworte vor den Fürsten und dem Volke vorträgt, so drängt sich hier dem Leser der Gedanke auf, daß jener Segensspruch auf die schönste Weise in Erfüllung gegangen ist, und auch das übrige, was der Priester geweissagt hat, wird erfüllt werden, ja auf das ganze künftige Leben des Königs fällt ein lichter Sonnenschein. Nichts kann irriger sein als die Behauptung, das Gedicht könnte man „des Sängers Segen" überschreiben; nicht der Sänger segnet den König, sondern der Priester hat den Grafen

gesegnet. Man kann unsere Ballade mit Ged. 47 vergleichen, wo freilich der Sänger nicht unmittelbar eingeführt, aber die Darstellung der vier Weltalter an ihn geknüpft wird.

Das Versmaß ist ganz eigenthümlich, indem in jeder Strophe auf ein vierversiges System eines aus sechs Versen folgt. Den umgekehrten Fall fanden wir Ged. 47, 57 und 59. In beiden Systemen haben wir wechselnd männlich und weiblich reimende vier- oder viertelhalbfüßige Verse; in beiden geht der männliche Reim voraus, aber während im ersten Systeme die Reime einfach verschlungen sind, reimen im zweiten der erste und zweite, der vierte und fünfte Vers, beide männlich, der dritte und sechste weiblich. Schiller hat diese Reimform des sechsversigen Systems nur noch in trochäischen Versen, wo aber umgekehrt der dritte und sechste Vers männlich ausgehen. Vgl. Ged. 5 und 48. An der Stelle der Jamben tritt oft der Anapäst ein, wie Gedicht 59. Auch hier hat es sich der Dichter mit den Anapästen sehr leicht gemacht. Vgl. zu Ged. 60 Str. 7. So finden wir im Anfange des Anapästs Graf, Herr, Bach, ritt, rief, trat, saß, kam, kommt, nicht, ichs, als zweite Kürze war, nach, auf, durchs, bei (in beiseit), als zwei Kürzen ichs als, auf sein, du's nicht, ja sogar muß süßer vor Wohllaut und der Schluß von Himmelskost zwei Kürzen bilden (Str. 5, 4. 8, 4).

Die Reimworte sind auch keineswegs so bezeichnend, wie in andern schillerschen Balladen, und ihre Reinheit läßt zum Theil noch mehr zu wünschen als sonst. Außer i und ü finden wir im Reime Zeiten Bedeuten, erhöret geehret, Töchter Geschlechter, fällt Geld, Feld geschwellt, Land bekannt, Sakrament behend, schallt Gewalt, an Mann, Sinn hin, Dienst Gewinnst, entblößet erlöset, gerissen

Füßen, Steg hinweg (während Ged. 60 Str. 4 keck auf weg reimt). Wiederkehren die Reime an gethan, Sinn hin.

Str. 1 f. Einleitende Schilderung des Mahles nach der Krönung. — Str. 1, 1 f. Zu Aachen, wo vor 1562 immer die Krönung stattfand, die Rudolfs am 24. Oktober*) 1273. Dieselbe erfolgte dort im Münster, das Mahl zu frühester Zeit im westlichen Flügel des karolingischen Kaiserpalastes. Das Rathhaus, worin der spätere, neuerdings hergestellte sogenannte Kaisersaal, ist erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut worden. Zur Zeit Rudolfs war der Palast Karls des Großen durch wiederholte Feuersbrünste zerstört, nur noch ein Theil der obern Burg zur Hofhaltung vorhanden. — In seiner Kaiserpracht, das auf den Kaiserornat (vgl. Str. 12, 7) geht**), sollte nach saß stehn. — König nennt der Dichter ihn hier, weil Kaiserpracht vorhergegangen, sonst Kaiser (Str. 3, 1. 4, 9. 12, 1. 8) von der höhern Stellung, die der deutsche König als römischer Kaiser einnahm. — Heilige Macht, nach *ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο*, das Voß nach der gewöhnlichen Deutung übersetzt hat die heilige Macht des Alkinoos (Odyssee VII, 167). Neuerdings hat man der falschen Auslegung des Ganzen zu Liebe die „heilige Macht" dahin mißdeutet, daß der Kaiser Gottes Richtamt auf Erden zu üben habe. — V. 5—10. Schon seit Otto IV. waren die vier Erzämter erblich; das Erztruchseßamt hatte der Pfalzgraf am Rheine, das Erzschenkenamt der König von Böhmen, das Erzmarschallamt der Herzog von Sachsen,

*) Vgl. Böhmers Regesta imperii II, 58.

**) Nur Krone und Szepter des Krönungsornates hat er abgelegt. König Richard hatte den Reichsschatz mit Krone, Szepter, Reichsapfel und kostbaren Gewändern bereichert.

das Erzkämmeramt der Markgraf von Brandenburg. Die Art, wie die Erzämter bei dem Krönungsmahle den König bedienen sollten, setzte erst Karl IV. im Jahre 1356 fest. Die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln waren schon 1256 bei der Wahl Richards aufgetreten. Schiller konnte von den Erzämtern nur zwei gebrauchen. Er selbst bemerkt, daß er recht gut wisse, Böhmen habe bei Rudolfs Kaiserkrönung sein Erzamt nicht ausgeübt; er konnte aber den Erzmundschenk nicht entbehren. — Des Weines. Vgl. zu Ged. 52 Str. 9, 2. — V. 8. Der Sterne, der Planeten. Die Alten rechneten außer Sonne und Mond noch fünf Planeten, die Erde nicht. Schiller setzte hier das lange nach Rudolf von Copernicus entdeckte System voraus. Auf Herschels schon 1781 gemachte Entdeckung des Uranus nahm er keine Rücksicht. Daß die Planeten um die Sonne, die sie in ewiger Bewegung umkreisen, sich stellen, fällt dem Reime zur Last. Vgl. Macbeth I, 8: „Die gleich Gestirnen unsern Than umflimmern." Der pythagoreischen Vorstellung von einem Planetentanz folgte Goethe in dem Maskenzuge von 1784. — V. 10. Die Würde des Amtes, ihr würdiges Amt, ihr Erzamt. Der Erzmarschall brachte das goldene Maß mit Hafer, der Erzkämmerer das Waschbecken; die geistlichen Kurfürsten hatten bei dem Krönungsmahl kein Amt. Bei Rudolfs Kaiserwahl stritten sich die Kurfürsten von Mainz und Köln. Schiller mußte vollkommene Einstimmigkeit aller Kurfürsten zu seinem Zwecke annehmen. — Str. 2. Den Balkon, die Galerie, welche oben im Saale herumläuft. Hier durfte das Volk Zuschauer des Königsmahls sein. An den äußern Balkon, auf welchem der Kaiser sich dem Volke zeigte, ist nicht zu denken. — V. 3. Die Musik müssen wir uns wohl an der andern Seite des

Saals auf einer Erhöhung oder auf einem niedern Balkon denken. Schiller gedenkt nur der Posaunen, nicht der Trompeten und Hörner. — V. 4. Das Volk kann sich nicht enthalten, auch hier seine Freude zu erkennen zu geben. Goethe erzählt von der frankfurter Krönungsfeier des Jahres 1765, wo der König bei dem Zuge nach der Krönung von einem ungestümen Vivat aus tausend und abertausend Kehlen begrüßt worden, das auch aus den Herzen gekommen; „denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden." — V. 5. Als *großes Interregnum* wird die Zeit von 1254 an bezeichnet, wo kein Kaiser sich in Deutschland allgemeine Geltung verschaffen konnte, wenn auch Wilhelm nach Konrads Tod zwei Jahre lang fast von allen Fürsten anerkannt wurde, Richard 1257 zu Aachen feierlich gekrönt wurde und während seines Aufenthaltes in Deutschland bis an seinen Tod 1262 nicht unthätig blieb. Der Gegenkaiser Alfons kam nie nach Deutschland. Während dieser Zeit hatte das Faustrecht seine schrecklichste Höhe erreicht. Schiller folgt der gewöhnlichen Bezeichnung, wenn er diese Zeit *kaiserlos* nennt, was sie im Grunde nicht war. Die Wiederholung von *die vor schreckliche* ist kaum zu billigen und gar nicht mit *die Stimme, die rufende* u. ä. zu vergleichen, wo die Wiederholung gefordert wird; *schreckliche* hebt die Folge des Mangels eines Kaisers hervor. Eigentlich sollte es heißen *die entsetzliche kaiserlose Zeit*. — V. 7. Die rohe Selbsthülfe und Gewalt hörten auf, da die Frevel vom Könige bestraft wurden. Dies führen die folgenden Verse aus. Daß Rudolf zunächst, nachdem er sich durch ein ungünstiges Konkordat den Papst geneigt gemacht, Ottokar bekriegen mußte, durfte Schiller übergehn. — V. 8. *Blind*, ohne auf Recht und Gesetz zu achten. Das

Präsens (8 f.) von dem jetzt eingetretenen Zustand, während war den Augenblick berücksichtigte, wo der Kaiser gekrönt wurde.*) Auf unsere Stelle hin hat man behauptet, das ganze Volk betheilige sich an der Handlung, es erscheine auf der großartigsten Bühne, um sein schönstes nationales Fest zu feiern.

Str. 3—5. Auf des Kaisers Wunsch tritt ein Sänger ein, dem dieser die Wahl des Sanges frei stellt. — Str. 3, 1. Und wird in unserer Ballade, wie Ged. 59, übermäßig gebraucht. Man hat gemeint, das häufige und gebe der Darstellung einen raschen Fluß. Das mehrfach Strophen beginnende und der ist auch nichts weniger als wohllautend. — V. 3—7. Vgl. Ged. 47 Str. 1, 1 ff. — Der Kaiser will vom Sänger auch belehrt werden. — Durch göttlich, von der geistigen Würde, wird erhaben näher bestimmt. Vgl. Ged. 33 Str. 2, 8. — V. 8. So, daß ich dem Sänger immer gern horchte. Aber die Sänger der Zeit beklagten sich über Rudolfs Kargheit. — Str. 4, 1. Umgebenden, ihn, ein etwas harter Ausdruck; er soll die Szene veranschaulichen. Daß der Sänger gleich zur Hand war, könnte sich eben daraus erklären, daß dies Bedürfniß des Kaisers nicht unbekannt war: aber hier hat der Priester sich als Sänger herangemacht, da er des Kaisers Gottesfurcht dankbar preisen will. — V. 2—4. Die Schilderung des Sängers ist eben nicht besonders anschaulich. — Talar, wie in Schlegels Arion „ein leichter faltiger Talar bis auf die Sohlen niederwallt". — V. 5—8. Dem Sänger steht die höchste Anmuth des Sanges zu Gebote, und er weiß das Edelste zu verherrlichen.

---

*) Nach V. 4 und 7 haben die Gedichte Punkte. Besser steht wohl an der erstern Stelle Kolon, an der zweiten Semikolon.

Wunderbar, daß gerade der Anfang des Gesanges mit süßer Wohllaut so hart beginnt.*) — Schläft, ruht, muß nur geweckt werden. Vgl. Str. 5, 9 f. Räthsel 11, 2 (Ged. 70). — Der Saiten Gold, wie die goldenen Saiten (Ged. 53 Str. 22, 1), nach der bei Schiller so beliebten Art der Umschreibung. Vgl. zu Ged. 41 Str. 1, 2. — V. 6. Sold, Lohn. Der Liebe Lohn ist die freundliche Gunst der Geliebten. — V. 7 f. An die Erwähnung des Liebesglückes knüpft sich die Bezeichnung alles Edelsten. — V. 9 f. Aber was ist an diesem höchsten Ehrentage des Kaisers würdig? — Str. 5, 3. Des größeren statt eines höhern. In den Räubern V, 1 bezeichnet der Pfarrer Gott abwechselnd als „einen Höhern" und „einen größern Herrn". Dieser Herr ist der Geist, der dem Sänger befiehlt, die göttliche Begeisterung, die höher steht als ein menschlicher Wunsch. Daß nicht gerade an Gott zu denken sei, ergibt die weitere Erklärung durch die gebietende Stunde. Vgl. Ged. 43 Str. 5, 3 f. — V. 5 f. Johannes 3, 8: „Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist." — V. 7. Vgl. Ged. 73 Str. 1. — V. 10. Vgl. Ged. 33 Str. 2, 8 „(Töne,) die ungeahnt und göttlich in ihr (der Seele) schliefen."

Str. 6—11. Des Sängers Lied.

Str. 6—8. Der Graf sieht auf dem Ritte zur Jagd den Priester mit dem Meßner im Begriffe, mit dem Leib des Herrn den ausgetretenen Bach zu durch-

*) Man hat sich zur Behauptung verirrt, die Länge der ersten Silbe von süßer sei so wenig störend, daß gerade mit diesem Auffchlagen, das doch wieder so gar nicht hart sei, der Beginn des Vortrags wirksam hervorgehoben werde.

waten. Auf Befragen vernimmt er, daß dieser zu einem Kranken muß. — Str. 6, 1. Fällt ist ein etwas starker Ausdruck vom Greifen. Goethe sagt von seinem Sänger, „er schlug in vollen Tönen". Im Wilhelm Meister „läßt der Alte erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann greift er sie stärker an". — V. 3 f. Nach Tschudi ritt er „aufs Waidwerk gen Beizen (zur Falknerei) und Jagen". Unglücklich läßt Schiller den Grafen auf die Gemsjagd reiten, da man zu derselben die höchsten Gipfel ersteigen muß, während er hier auf der Ebene sich befindet. Daß er nicht etwa erst an einen Ort reitet, um daselbst die Felsen zu ersteigen, sondern schon auf der Jagd begriffen ist, zeigt besonders Str. 9, 6. — Flüchtig, rasch, wie das lateinische fugax. — V. 5. Jägergeschoß (man sagt Jagdgeschoß) steht etwas sonderbar vom Bogen. Und daß der Knappe des Herrn ihn trägt, fällt nicht weniger auf, als daß dieser keinen Bogen hat. Den Mangel an sonstiger Begleitung mag man als eine Eigenheit des Grafen, der die Einsamkeit liebt, wohl zugeben, aber viel passender ist Tschudis Darstellung, daß er sich von der Jagd verloren gehabt. Die Abweichung ist um so merkwürdiger, als Schiller V. 6—8 fast ganz Tschudi folgt, nur übergeht, daß er dem Ton nachgeritten sei, und weniger anschaulich den Priester, welchen der Graf von fern gehört, gleich herankommen läßt. — Str. 7, 1. Hier erst wird der „edle Held" bestimmt als Graf bezeichnet. Das Herabsteigen vom Pferde ist übergangen, bloß das Niederknien erwähnt. — V. 2. Mit Demuth, demüthig, wie Str. 10, 1 mit Demuthsinn. Vgl. Ged. 63 Str. 1, 8 mit Freudigkeit. — Entblößet ist Partizip. Vgl. Ged. 59 Str. 8, 2. — V. 3 hängt von sich neiget ab. — Glaubigem.

Zu Ged. 54 Str. 7, 3. Auch Wieland hat diese bereits von Luther

gebrauchte Form, und manche neuere Dichter. Adelung erkennt nur gläubig an. — V. 4. Erlöset, begnadet, freilich etwas sonderbar; wollte man dagegen den Vers als Bezeichnung des Erlösers fassen (erlöset hat), so wäre das Neutrum was störend. — V. 5—7. Bei Tschudi steht dies viel weniger passend erst nach der Erwähnung, daß der Priester durchwaten wollte: „dann der Stäg durch Wachsung deß Wassers verrunnen was." — Aber leitet eigentlich V. 7 ein. — Durchs Feld, obgleich von einer Wiese die Rede ist, im Gegensatz zu dem von der Höhe des Berges stürzenden Gießbache. — V. 10. Durchschritte. Richtiger durchschreite. — Str. 8, 1. Was schaffst du? was machst du? gangbare, von Goethe auch im Götz und im Faust I, 2163 gebrauchte Redensart. Vgl. Erläut. S. 85**. Bei Tschudi fragt der Graf weniger gut, wo er hin wolle. — V. 3. Walle, wie Ged. 53 Str. 2, 1. — V. 4. Himmelskost, Himmelsbrod nach der Bibel. Tschudi: „Ich trag das Heilige Sacrament zu einem Siechen, der in großer Kranckheit liegt." — V. 5—7. Tschudi: „Und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen." Dem Priester war die Brücke bekannt. — Strömende, herabstürzende. — Die Brücke war wohl in der Nähe des Berges, von dem der Bach stürzte, will man nicht annehmen, der Dichter spreche von der mittelbaren Wirkung des Gießbaches, der den Bach angeschwellt habe. — Da hat gerissen, von der Handlung, deren Folge der Priester sieht. — V. 8—10. Tschudi: „Muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd."

Str. 9 f. Der Graf gibt ihm sein eigen Roß, das er, als der Priester es wieder bringt, nicht zurücknehmen will. — Str. 9, 1. Setzt, läßt ihn sitzen. Tschudi:

„Hieß den Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen." Bei Tschudi ist der Graf allein, weshalb er sein eigen Pferd geben mußte. Hier erscheint dies als besondere Ehre, was aber nicht weiter ausgeführt ist. Und sollte man nicht denken, der Priester habe sich diese verbeten und nur zugegeben, auf des Knappen Roß zu reiten? — V. 2. Ein vom Dichter zur anschaulichen Belebung hinzugesetzter Zug. — Daß er darauf zum Kranken reiten solle, sagt Tschudi ausdrücklich. — V. 3 f. Tschudi: „Un sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd." — V. 5 f. Bei Tschudi muß Rudolf warten, bis einer seiner Diener ihn auffindet, worauf er „fur der Weidny nach". Dies konnte sehr wohl übergangen werden. — Vergnüget, befriedigt, wie man sagt seine Lust vergnügen, doch ist der ganze Ausdruck hier etwas geziert. — V. 7. Der andre, wie Ged. 63 Str. 7, 1.*) — V. 8. Mit dankendem Blick. Der Reim schloß hier die wirkliche, durchaus nöthige Danksagung aus. — V. 9. Das rückweisende da schiebt Schiller nach gewöhnlichem Sprechgebrauch ein, wie Str. 8, 9 so. — V. 10. Tschudi sagt nur, er habe selbst ihm das Roß wiedergebracht. Der Priester hält es seinem Stande nicht gemäß zu reiten.**) — Str. 10, 1—4. Vgl. S. 221. — Demuthsinn, eine schlechte Neubildung, da Sinn schon in dem zweiten Theile von Demuth liegt. — Beschritte, bestiege, wie Fleming, Logau u. a. den Ausdruck vom Besteigen des Pferdes brauchen. Tschudi hat überschrite. Die Griechen brauchen so *περιβαίνειν*, schon Homer *βαίνειν ἀμφί* mit dem Dativ. Die Bezeichnung von Christus

*) Nach V. 7 muß Punkt statt des Kommas gesetzt werden.

**) Der erste Druck hat im Zügel.

als Schöpfer ist aus Tschudi beibehalten. Nach der Bibel hat Gott durch Christus die Welt geschaffen. — V. 5 f. Tschudi: „Dunckt Uech, daß Irs mit GOtt und Recht nit haben mögent, so ordnend Jr es zum Gottzdienst.“ — Gewinnst, Vortheil, Gebrauch. — V. 7—10. Vgl. Tschudi S. 221, der Ehre und Gut zuletzt nennt und für die etwas gar weite Ausführung in V. 9 f. nur Seele und Leib hat.

Str. 11. Des Priesters Segensspruch. — V. 1—4. Nach Tschudi. Die Anrede läßt Schiller weg, führt treffend den Begriff Gottes weiter aus und fügt V. 4 hinzu. — Geehret. Das Anerbieten wird als ein bereits vergangenes betrachtet, nach einem in den alten Sprachen weit verbreiteten Gebrauche. Die Beförderung zu höchster Ehre und Macht nahm Schiller aus der Weissagung der Klosterfrau, die er glücklich ausführte. — V. 5—7. Beschreibung seines jetzigen Glückes, woran sich der Wunsch V. 8—10 anschließt. Rudolf ward 1257 von Uri, Schwyz und Unterwalden zu ihrem Schirmherrn, 1264 von Zürich zum Feldhauptmann ernannt. Der Dichter sieht hier davon ganz ab; es ist ihm im Grunde nur darum zu thun, den Grafen, von dem der Sänger spricht, als einen Schweizer und noch näher durch seine sechs Töchter zu bezeichnen. Ob es mit der Geschichte stimme, daß schon damals ihm sechs Töchter geblüht, kümmert ihn nicht, wie er überhaupt keine Zeit des Vorganges bestimmt, wenn auch freilich schon eine längere Zeit bis zum Jahre 1273 verflossen sein muß, da der Priester silberweißes Haar hat. Es entspricht der Absicht des Dichters, die Zeit in der Schwebe zu lassen. Daß die Weissagung in Betreff der Töchter schon eingetroffen, dürfen wir nicht annehmen. Vgl. S. 222. Die Erinnerung an diesen Wunsch ist hier sehr bedeutsam; denn da völlig

unerwartet Rudolf zur höchsten Ehre im ganzen Reiche gekommen, so darf es um so weniger bezweifelt werden, daß auch dieses in Erfüllung gehn werde, was dagegen nichts Außerordentliches ist. Daß in dem Segensspruche die Erhebung zur Kaiserwürde nicht ausdrücklich bezeichnet wird, ist sehr glücklich; es ist mehr geschehen, als der Segensspruch in Aussicht stellte, und nach solchem Glücke auch an der Erfüllung des wirklich Gewünschten nicht zu zweifeln. — So, zur Einleitung des Wunsches, der aus der Seele quillt. — Glänzen, Euch. — Die spätsten Geschlechter, die Nachkommen dieser Töchter bis zu den fernsten Tagen.

Str. 12. Rudolf erkennt im Sänger den Priester und verbirgt seine Thränen. Allen ist klar, daß Rudolf dieser Graf ist und der Wunsch des Priesters sich über jede Erwartung bewährt hat. — V. 1. Saß, während des Sanges. — Mit sinnendem Haupt, etwas wunderlich zur Bezeichnung, daß er sinnend das Haupt auf die Hand gestützt hielt. — V. 2. Als ob seine Gedanken anderwärts wären. — V. 3. Nach dem Ende des Sanges erhebt er sein Haupt und sieht den Sänger an. — V. 4. Er erkennt, daß der Priester ihn hier vor aller Welt dieser That wegen feiern will. — Der Worte Bedeuten kann unmöglich auf den Segensspruch des Priesters gehn, der so schön eingetroffen sei. Bedeuten statt Bedeutung. Vgl. zu Ged. 59 Str. 19, 6. — V. 6. Rührung über den Dank des Priesters und die göttliche Fügung ergreift ihn, die er aber verbirgt, um nicht zu verrathen, daß er dieser Graf sei. Vgl. in der Jungfrau I, 10 das Weinen des Königs, der sein Gesicht verbirgt. Dem Dichter schwebt hier die Stelle der Odyssee VIII, 83 ff. vor, wo Odysseus beim Gesang des Demodokos vom Streite zwischen Odysseus und Achilleus

in sein Obergewand das Antlitz verbirgt, „daß nicht sähen die Phäaken die rinnende Thrän' aus den Wimpern". Ebendort 521 ff. verbirgt Odysseus bei einem andern ihn nahe berührenden Liede des Sängers die rinnende Thräne; nur Alkinoos bemerkt sein Seufzen. — V. 9. Erkannte den Grafen in ihm, da er so sehr gerührt sich zeigte und alles auf ihn deutete. — V. 10. Das göttliche Walten, in dem Eintreffen jenes Segensspruches, nicht, wie man wunderlich erklärt hat, darin, daß der Sänger dies zum Krönungsfeste vor allem Volke vortrug.*)

---

65. Der Handschuh.

Bald nach dem Taucher, drei Tage nach Goethes Abreise von Jena, am 19. Juni 1797 vollendete Schiller unser Gedicht, das er im Musenalmanach auf 1798 als Erzählung bezeichnete. Dem Freunde schrieb er am 18., er habe ein kleines Nachstück zum Taucher gedichtet, wozu er durch eine Anekdote in dem Essay sur Paris**) von St. Foix aufgemuntert worden sei. Goethe fand in diesem „artigen Nach- und Gegenstücke" zum Taucher den Gegenstand sehr glücklich, die Ausführung gut gerathen; die ganz reine That ohne Zweck oder vielmehr im umgekehrten Zweck pflege sonderbar wohl zu gefallen. Auch Körner liebte den Handschuh sehr; besonders im Versbau fand er

*) Der erste Druck hatte verehrt.

*) Essays historiques sur Paris de Monsieur de Saint Foix, von denen die vierte Ausgabe 1766 erschienen war.

eine eigene Kunst. Das Gedicht sei nicht zu den bloßen Erzählungen zu rechnen, da diese, wie die Fabel und andere Dichtarten, die äußere Form zu einem Zwecke brauchten, sondern ein selbständisches poetisches Gemälde, theils Thier-, theils Ritterstück. St. Foix bemerkte im ersten Bande, die pariser Löwenstraße (Rue de Lions) in der Nähe von St. Paul habe ihren Namen von dem Gebäude und den Höfen, worin Franz I. seine großen und kleinen Löwen gehalten, und erzählte dabei folgende Geschichte: „Als der König eines Tags einem Löwenkampfe zusah, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sprach zu Delorges: ‚Soll ich glauben, daß Ihr mich so liebt, wie Ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf!‘ Delorges steigt hinab, nimmt den Handschuh aus der Mitte dieser furchtbaren Thiere, steigt wieder hinauf, wirft ihn ihr ins Gesicht, und er wollte sie nachher nie wiedersehn, ungeachtet aller Anträge und Neckereien von ihrer Seite.“*)

Die Vermessenheit wird hier auf andere Weise als im Taucher bestraft. Die Dame legt dem Ritter eine Probe auf,

---

*) Zu Grunde liegt eine schöne altspanische Romanze mit einem wohl begründeten versöhnenden Schlusse. Vgl. Gosches Archiv für Literaturgeschichte I, 507 ff. St. Foix nahm die Erzählung aus Brantômes Dames galantes. Des Tyroler Arztes Hippolyt Guarinoni starker Folioband „Die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ (1610) erzählt die Geschichte von einem Galanus in Hispanien ganz kurz; dieser habe seinem Lieb einen guten Backenstreich gegeben, womit er ganz recht gethan. Ausführlich, aber ohne wesentlich Neues und Haltbares zu liefern, hat Max Landau „Ueber Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade Der Handschuh“ gehandelt in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, Beilage 1884 Nr. 34. A. Pichler hat daselbst Nr. 104 auf Guarinoni hingewiesen. Vgl. auch Erich Schmidt „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ *XVII* (1885), 102 f.

welche diesen auf unwürdige Weise in die schrecklichste Lebensgefahr bringt. Dieser, welcher der Dame, die so etwas von ihm zu verlangen vermocht hat, keine Liebe zutrauen kann, wendet sich, nachdem er seinen tapfern Muth bewährt hat, mit Verachtung von ihr ab. Den Dichter zog besonders die Schilderung des Löwenkampfes an, aus dem er in ganz eigenthümlicher Weise einen Kampf von zwei Leoparden mit einem Tiger machte, der durch die Scheu vor dem mit gewaltigem Gebrüll sich erhebenden Könige der Thiere abgebrochen wird. Um diesen malerisch zu schildern, wählte er ein frei wechselndes Versmaß. Er beginnt mit einer Strophe, deren Reimform der im Ring des Polykrates gleich ist, aber die Verse haben einen Fuß (V. 3 zwei) weniger als dort, und in den drei letzten tritt ein- oder zweimal der Anapäst für den Jambus ein. Die zweite Strophe besteht aus 5 Reimpaaren. Die drei ersten Verse sind den drei letzten der ersten Strophe wesentlich gleich; es folgen zwei Verse von zwei Jamben, dann einer von einem, zuletzt zwei Reimpaare von drittehalb Fuß, worin nur V. 8 ein Anapäst sehr bezeichnend eintritt. In der dritten Strophe reimt meist Vers auf Vers, nur erhält der erste, auch auf den Schluß der vorigen Strophe reimende Vers seinen Gegenreim erst am Schlusse der Strophe; an ihn schließt sich ein System von vier wechselnden Versen, aber zwischen den dritten und vierten tritt einer, auf welchen sich der Reim erst nach zwei andern Reimpaaren findet, so daß die stärkste Verschlingung der Reime neben der einfachsten Folge steht. Die Länge der Verse ist sehr verschieden; neben dem einfachen Anapäste (daraus rennt, brüllt er laut) und dem um eine Silbe längern Verse (grimmig schnurrend) finden sich Verse von zwei (schlägt mit dem Schweif, einen

furchtbaren Reif), drittehalb (mit wildem Sprunge, und recket die Zunge, drauf streckt er sich murrend) und drei Füßen (da öffnet sich behend, da der den Löwen erschaut). Zweimal reimen Verse von ungleicher Länge aufeinander. Das Malerische war hier das einzige Gesetz des Dichters. Die vierte Strophe beginnt wieder mit einem auf den Schluß der vorigen Strophe reimenden Vers, der aber in der Strophe selbst keinen Reim findet. Darauf folgen vier Reimpaare, doch so, daß nach dem zweiten ein Vers steht, auf den ein anderer nach dem vierten reimt, ähnlich wie in der dritten Strophe V. 11 auf V. 5 reimt. Die kleinsten Verse sind hier zweifüßig, daneben je einer von $2^1/_2$, 3, $3^1/_2$, drei von $4^1/_2$ Fuß. Da hier die Schilderung des Kampfes vorüber ist, tritt zunächst eine kleine Strophe von zwei Reimpaaren ein; die drei ersten Verse sind vier-, der schließende zweifüßig. Die fünfte Strophe besteht aus fünf Versen, von denen die vier ersten abwechselnd reimen, der fünfte in dem ersten Verse der folgenden Strophe seinen Reim findet; die drei ersten sind vier-, der letzte dreifüßig. Die sechste Strophe, worin der Ritter herabsteigt, zeigt wieder größere Bewegung. Der erste Vers reimt auf den gleichlangen Schlußvers der vorigen Strophe; daran schließt sich ein vierversiges System, dessen äußere und innere Verse aufeinander reimen; der erste Vers hat $2^1/_2$ Fuß, der zweite einen weniger, der dritte und vierte einen mehr. Anapäste sind hier V. 1, 4 und 5 sehr glücklich verwandt. Metrisch könnte man Str. 6 und 7 zu einer verbinden. Aber die drei kurzen Strophen hat Schiller absichtlich eintreten lassen. Die achte ruhigere, etwas neckische Strophe zeigt künstliche Verschlingung. Auf ein Reimpaar folgt ein achtfüßiges System, in welchem sich folgende Reimform findet

a b a a b c c b (nur b endet weiblich); einer dieser Verse hat 3, einer 3½ Fuß, die meisten 4 oder 4½.*) Die Reimworte sind fast in allen Fällen höchst bezeichnend, und mit Ausnahme von zurück Blick, Gebrüll still, Leu'n hinein, stumm um, behend rennt, ganz rein. Wie Schiller in Ged. 37 die Nachahmung der alten Versmaße, so hatte er hier dichterische Ausmalung durch Vers, Reim und Klang sich vorgesetzt, und seinen Zweck hat er auf das glücklichste erreicht; aber darin besteht auch das Hauptverdienst des Gedichtes, das freilich, wenn man es mit Langbeins denselben Gegenstand behandelndem plattem Gedichte Die Liebesprobe vergleicht, überall gestaltende Dichterkraft zeigt, aber doch keineswegs eine so tief berechnete Dichtung ist, wie falsche Begeisterung gemeint hat, die Feinheiten überall wittert, unbekümmert, ob das Gedicht dadurch seine eigenthümliche Frische verliert. Wer es hochpoetisch findet, daß dem gebietenden König oben ein gebietender König unten gegenübertrete, wer in jedem charakteristischen Zuge der Thierbilder einen Strich zum Sittenbilde ritterlicher Tapferkeit sieht, wer glaubt, etwas Wichtiges darin zu entdecken, daß den drei Akten des Thierdramas drei Akte des Menschendramas folgen, wer nicht erkennt, daß in dieser Erzählung der Thierkampf nur ein nothwendiges Moment ist, um den Wunsch der Dame in seiner ganzen Vermessenheit herborzuheben, von dem ist kein richtiges Urtheil über den wahren Gehalt einer Dichtung zu erwarten. Man kann so nur das Urtheil verwirren, während jede wahre Erklärung es mehr oder weniger bildet.

---

*) Auch hier hat man irrig Unterdrückung von Senkungen angenommen und danach viele Verse ganz falsch gemessen.

Str. 1. Einleitende Schilderung der des Kampfes wartenden Zuschauer. — V. 1—3. Vor seinem Löwengarten. Garten im ursprünglichen Sinne eines abgeschlossenen Raumes, wie in Wolfsgarten, Saugarten, Fuchsgarten, Fasanengarten. Ein Zwinger, worin sich Löwen, Tiger und Leoparden befinden, kann wohl als Löwengarten bezeichnet werden. In der zu Grunde liegenden Anekdote ist nur von Löwen die Rede, worauf freilich die Bezeichnung Löwengarten besser paßt. Eine nähere Angabe, wo der König denn seinen Sitz genommen, wird vermißt. Ebenso wenig ist V. 3 die Bezeichnung von König Franz allein hinreichend; wenigstens eine Angabe, daß wir uns zu Paris befinden, wäre nothwendig. — Erwarten statt schauen scheint kaum passend, da ja der Anfang des Kampfspiels vom König abhängt. Vgl. Str. 2, 1. Aber bei erwarten wird nur an die Großen und die Damen gedacht, was freilich der grammatischen Verbindung nicht entspricht. — V. 4. Unter den Großen der Krone (des Reiches) sind alle Ritter und höhern Würdenträger in der Umgebung des Thrones gemeint. Sie sitzen dem Könige zunächst, den wir uns wohl auf einer erhöhten Loge gerade vor dem Löwenzwinger zu denken haben. — V. 5. Die Damen sitzen etwas höher als er, worauf hoch deutet. Der Balkon (Altan Str. 5, 1) läuft rings umher. — V. 6. Das einfache Beiwort schön entspricht dem ganzen schmucklosen Charakter des Eingangs; sonst hätte ein glänzenderes Beiwort leicht zu Gebote gestanden.

Str. 2. Zuerst wird ein Löwe, dann ein Tiger hereingelassen. — Str. 2. Wie in der ruhigen ersten Strophe die Vokale **a** und **o** im Reime erscheinen und auch an andern Stellen dieser Verse vorherrschen, so in der zweiten **i**, worauf sehr

bezeichnend u und ä folgen, zum Schlusse wieder i eintritt. Die Strophe beginnt und schließt mit längern weiblichen Versen, in der Mitte, beim langsamen Eintreten des Löwen, stehen kurze männliche. — V. 1. Der König streckt den Zeigefinger aus zum Zeichen, daß die Thiere herausgelassen werden sollen, und zwar zunächst der Löwe. — V. 2. Aufthut, wie umgeht Str. 3, 13, umwälzt Ged. 63 Str. 12, 4, ohne Trennung. — Der Zwinger des Löwen ist wohl dem König gerade gegenüber. — V. 7. Da der Löwe bei der Umschau kein Thier erblickt, gähnt er zuerst einmal sehr stark nach seiner Art. Lang soll nicht auf wiederholtes Gähnen deuten. — Str. 3. Das unruhige, wilde Auftreten, die Scheu und der Unwille des Tigers stellen die durchweg kurzen Verse mit der etwas wunderlichen Reimverschlingung dar; die sämmtlichen Reime sind bis gegen den Schluß mit einer einzigen sehr bezeichnenden Ausnahme männlich, zum Ausdruck des Schrecklichen. Der einzige längere Vers steht beim Eintritt der zweiten Szene*), von welchem der nachfolgende kurze um so stärker absticht. — V. 2. Behend, von der raschen Ausführung des Befehls. — V. 4—6. Beabsichtigter Gegensatz zum Heraustreten des Löwen Str. 2, 3 f. — V. 8—11 enthalten die Zeichen des Unmuthes über die Anwesenheit des Löwen. Recket schrieb Schiller statt des ursprünglichen leckt sich, auf Goethes Bemerkung, man habe bei Vorlesung der Ballade gefragt, ob man sagen könne, ein Thier lecke sich die Zunge, worauf er nicht bestimmt zu antworten gewußt habe. — Mit V. 12 beginnt eine neue Szene; er geht im Kreise um den Löwen her. Leu, des Reimes wegen statt Leuen. Vgl. Str. 5, 3. — Scheu ge-

*) Nach V. 6 ist das Komma ungenügend, ebenso nach V. 11 und 14.

hörte nach der gewöhnlichen Wortstellung erst vor den Leu. — Zur Seite, des Löwen. Wo der Löwe sich niedergelassen, hätte nicht übergangen werden sollen; natürlich hat dieser sich den besten Platz ausgewählt.

Str. 4. Der Kampf der beiden herausspringenden Leoparden mit dem Tiger wird durch das Gebrüll des Löwen gehemmt. Die Reimform ist ähnlich der in der vorigen Strophe bis V. 11, nur daß regelmäßig, mit einer einzigen Unterbrechung, die Verse unmittelbar aufeinander reimen; sie sind dem Inhalte gemäß durchgängig länger. — V. 1. Die Anknüpfung V. 1 ist absichtlich der in der vorigen Strophe gleich. — V. 2. Speit, treffend zur Bezeichnung des wüthenden Hervorspringens; es schien, als ob das Thor sie gewaltsam ausstieße. Das Leopardenhaus hatte zwei Thüren, weil zwei Thiere darin lagen. — V. 3. Aus. Man erwartete eher das auch metrisch bezeichnendere heraus.*) — V. 8. Richtet ist als Jambus zu lesen, wie zwischen Str. 5, 3, sehens Str. 8, 2, stille Ged. 36 Str. 3, 1, sehen Ged. 60 Str. 3, 3. — Da wirds still ist anapästisch zu lesen. Das Gebrüll des Königs der Thiere, seine „Wald- und Wüstenstimme", wie Goethe sagt, setzt die wüthenden Thiere in Schrecken. — V. 9. Herum im Kreis, rings im runden Löwengarten. — V. 10. Obgleich von wilder Gier, den Gegner zu morden, entbrannt. — V. 11. Katzen, der Tiger und die Leoparden, obgleich auch der Löwe zum Katzengeschlecht gehört.

Str. 5 f. Ansinnen von Kunigunden an ihren

*) Irrig steht nach V. 3 nur ein Komma, wie die ganze Strophe bloß Kommata hat, auch die beiden vorhergehenden. Nach V. 6 gehört ein Punkt, da mit V. 7 eine neue Szene beginnt.

Ritter. — Str. 5, 2. Der Dichter bezeichnet die Dame nicht näher, da er die Handlung in dem Augenblick faßt, wo der Handschuh schon im Begriff ist die Erde zu erreichen. — Von des Altans Rand. Von, örtlich, wogegen das folgende von den Genitiv umschreibt. — Str. 4, 1 f. Delorges ist nach deutscher Weise dreisilbig zu lesen, wie Ged. 63 Str. 6, 7 Saverne. Die Elisionen am Ende von Weise und Kunigunde sind hart. Den letztern Namen gab Schiller auch der Gräfin von Saverne; er wählte ihn besonders des Reimes wegen. — V. 5. Das spottende ei ist als Kürze zu lesen, so daß der Vers anapästisch beginnt. Es ist gar nicht daran zu denken, daß ei einen Fuß für sich bilde. Der Vers ist dreifüßig, wie der folgende Reimvers 7, 1.

Str. 7 f. Delorges folgt dem Befehle seiner Dame, wendet sich dann aber verächtlich von ihr ab, weil sie dadurch, daß sie ihn einer schmählichen Gefahr aussetzen konnte, verrathen, wie wenig sie ihn von Herzen liebe. — Str. 7, 1. In schnellem Lauf, schnell. Vgl. zu Ged. 63 Str. 18, 4. Hier, beim Herabsteigen über die Planken, ist der Ausdruck wenig geeignet, besonders da V. 3 mit festem Schritte folgt. — V. 2. Steigt hinab. Daß dies auf einer nach dem Vorhofe des Löwenzwingers führenden Treppe geschehe, ist kaum anzunehmen. — V. 3. Mit festem Schritte, ohne zu zagen. Darin, daß der Ritter ohne Vorsichtsmaßregel hinabsteigt, folgt der Dichter seiner Quelle wohl zu treu; denn daß er nicht aus Aerger seine Besinnung verloren, ergibt sich deutlich. Bei Brantôme wickelt er den Mantel um die Linke und nimmt den Degen in die Rechte. — V. 5. Unter den Ungeheuern sind nur der Löwe und der Tiger zu

verstehn, obgleich auch die Leoparden ihn fassen konnten. — Daß die Thiere ruhig liegen bleiben, dürfte nicht zu billigen sein. Bei Brantôme zeigt der Ritter keck dem Löwen die Degenspitze. — Str. 8, 1—3. Bei St. Foix steht bloß „steigt wieder zurück". — Gelassen, ohne irgend eine Aufregung zu verrathen über die so glücklich bestandene Gefahr. — Bringt, will eben bringen. — V. 4—7 sind ein glücklicher Zusatz des Dichters, wodurch der Gegensatz um so stärker hervortritt. Die Eitelkeit Kunigundens ist befriedigt, und sie hat jetzt kein Bedenken mehr, dem Ritter, der seine Ergebenheit so glänzend bewährt hat, um den sie dieser Heldenthat wegen alle beneiden werden, die Hand zu reichen. Aber sein Herz ist bitter gekränkt durch diese launische Zumuthung, die ihn den greulichen Ungeheuern mit kaltem Blute preisgab. Deshalb lehnt er ihre Gunst verächtlich ab, indem er, statt ihr den Handschuh mit freundlichen Worten zu überreichen, ihn ihr ins Gesicht wirft, und auf jeden Lohn für diesen Dienst, wie ihn die Damen wohl in einem Erinnerungszeichen den Rittern zu ertheilen pflegen (Dank ist der stehende Ausdruck. Vgl. Ged. 69 Str. 6, 7), freiwillig verzichtet. — V. 9. Den, Geschlechtswort, nicht das hinweisende Fürwort. Auf die Vorstellung der Frau von Stein, daß V. 8 unschicklich sei, änderte Schiller ihn also ab: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht", und so wurde er im Musenalmanach gedruckt. „Die kleine Aenderung im Handschuh am Ende glaubte ich der Höflichkeit schuldig zu sein", schrieb er an Böttiger, „obgleich das Faktum der Grobheit mir von einem sehr eleganten französischen Schriftsteller St. Foix überliefert wurde, und ich anfangs geglaubt hatte, ein deutscher Poet dürfte darin so weit gehn als ein französischer bel esprit." Auch Goethe hatte daran

keinen Anstoß genommen. Körner hielt die Aenderung für einen Gewinn sowohl wegen des Ritterkostüms als weil die letzte Zeile dadurch gehoben werde. Als aber Schiller in der Gedichtsammlung den Vers änderte: „Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht", wie er auch ursprünglich gelauten haben wird*), meinte Körner, es ließe sich wohl noch streiten, ob die Verbeugung oder das Werfen ins Gesicht besser sei; letzteres passe vielleicht mehr für den Menschen, ersteres für den Ritter. Aber es ist gerade recht bezeichnend, daß der Ritter, der eben der Vorschrift des Ritterthums gemäß auch diesen grausamen Befehl seiner Dame vollzogen hat und nun gelassen ihr den Handschuh zurückbringen will, als sie ihm Liebesblicke zusendet, von so leidenschaftlichem Zorn über die Hartherzige ergriffen wird, daß er ganz außer sich kommt und die Gesetze der Ritterschaft gröblich verletzt. — V. 10. Den Ausgang der Thierschau schildert der Dichter nicht, auch nicht, was Delorges darauf gethan, sondern nur daß sein Ritterdienst bei der Dame zu Ende war, er von ihr läßt; denn sollte verlassen bloß auf sein sofortiges Weggehen sich beziehen, so würde zur selben Stunde gar zu sonderbar sein. Wir müssen demnach mit und V. 10 einen ganz neuen Satz beginnen, so daß er, wie so häufig, zu ergänzen ist.

66. Das verschleierte Bild zu Saïs.

Unser Gedicht sandte Schiller schon am 21. August 1795 mit einigen andern Beiträgen zum Musenalmanach, der in

*) Bei St. Foix heißt es: Le jette au nez de la dame.

Berlin gedruckt werden sollte, an Humboldt, der es als Heliopolis bezeichnet. Den 24. theilte er es dem in Jena weilenden Goethe mit, der dadurch sehr gerührt wurde. Für Körner hatte der Stoff trotz seiner trefflichen Darstellung etwas Dunkles und Unbefriedigendes. Herder, mit dem Schiller damals in freundlicher Verbindung stand, bemerkte, er verstehe den Sinn nicht. Humboldt erkannte darin eine große und richtige Wahrheit, wozu die Erfindung recht gut passe; auch sei die Darstellung sehr poetisch. Am 7. September meldete Schiller diesem, er habe das verschleierte Bild und andere Gedichte für das neunte Stück der Horen abgesandt, wo es denn auch erschien. In den ersten Theil seiner Gedichte nahm er es, wohl aus Versehen, nicht auf; der zweite brachte es ohne irgend eine Aenderung.

Als Quelle unseres Gedichtes hat Boxberger die Schrift von Prof. Reinhold „Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Bruder Decius" nachgewiesen, auf welche Schiller am Ende der Abhandlung Die Sendung Moses' im Jahre 1790 verwiesen hatte. In diesem Aufsatze wurde auch über die ägyptischen Mysterien in den Tempeln der Isis und des Serapis gehandelt und unter anderm bemerkt: „Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: ‚Ich bin, was da ist', und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte merkwürdige Inschrift: ‚Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.' Drei Jahre später gedachte er in dem Aufsatze Von dem Erhabenen der letztern Inschrift, die man zu Saïs über dem Tempel der Isis gelesen habe (statt war steht hier gewesen ist). Auch der heiligen Lade im Innern des Tempels, des sogenannten Sarges des Serapis, erwähnte er in dem angeführten Aufsatze von 1790.

„Diese Lade herumzutragen", hieß es hier, „war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei." Beides hatte Schiller aus Reinholds Schrift fast wörtlich genommen, der aber die Legende von jenem bestraften Verwegenen genauer mit Angabe seiner Quelle und unverändertem Ausdruck erzählte. „Pausanias (VIII, 12)*) erwähnt eines gewissen Euripilus", sagt er, „der die Verwegenheit hatte, einen solchen Kasten zu öffnen, und auf der Stelle von Sinnen kam." Schiller bildete aus der Inschrift zu Saïs und der Bestrafung jenes Verwegenen seine Erzählung vom Jüngling zu Saïs. An die Stelle des überlieferten räthselhaften Spruches**) setzt er einen andern ähnlichen. Er läßt die Gottheit sagen: „Kein Sterblicher rückt (lüftet) diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe. Und wer mit ungeweihter, schuldiger Hand den heiligen, (zu heben) verbotenen früher hebt, der sieht die

*) Die Anführung ist falsch und die Sache hat gar nichts mit Aegypten zu thun. Pausanias erzählt VII, 19, 3, der aus Homer bekannte Eurypylus, der Sohn des Euaimon, sei, als er in dem heiligen Kasten ein von Hephästos gemachtes Bild des Dionysos, das Zeus dem Dardanos geschenkt, erblickt habe, wahnsinnig geworden, aber in der achäischen Stadt Paträ von seiner Krankheit geheilt worden.

**) Nach Plutarch (über Isis und Osiris 9) hatte das Bild der Athena, welche man auch für die Isis halte (es ist die ägyptische Neith, die „Herrin von Saïs") die Aufschrift: „Ich bin das All, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und mein Gewand (πέπλος) hat noch kein Sterblicher aufgedeckt." Auch Proklus theilt die Inschrift mit, die gar keinen ägyptischen Charakter verräth.

Wahrheit." Hier ist ein offenbarer Widerspruch in der äußern Fassung beabsichtigt, der sich nur löst, wenn man die auffallende Zweideutigkeit des Ausdrucks durch richtige Erklärung wegschafft. Wenn es zunächst heißt, kein Sterblicher hebe diesen Schleier, so soll dies besagen, kein Sterblicher könne die Wahrheit schauen, da die Gottheit sich dies vorbehalten. Das als möglich zugegebene frühere Heben des Schleiers bezieht sich auf den wirklichen, die Bildsäule bedeckenden Schleier. Die Wahrheit, welche dieser sieht, ist die ihn bitter quälende Erkenntniß seiner eben begangenen großen Schuld, daß er gegen die Gottheit sich aufgelehnt, welche diesen Schleier zu heben verboten. So liegt also der Sinn darin, daß der Mensch die von der Gottheit ihm gesetzten Schranken der Erkenntniß nicht verrücken, nicht gewaltsam die ihm verwehrte Kenntniß derselben sich zu verschaffen suchen dürfe, daß er geduldig warten müsse, bis diese selbst ihm offenbare, was sie auf Erden zu sehn ihm verwehrt habe. Die den Jüngling äffende Zweideutigkeit dürfte kaum der Würde der Lehre selbst entsprechen; auch sollte das Räthselhafte im Gedichte nicht ohne Auflösung bleiben. Die Vermessenheit des Jünglings ist nicht besonders glücklich begründet; denn wie könnte ein nach edelster Erkenntniß Strebender so leicht das Gesetz für nichts halten? Auch müßte der Hierophant entschiedener und würdiger ihm die Schwere einer solchen Verletzung vorhalten und die Ansicht widerlegen, daß nur die ganze Wahrheit Werth habe.

Das Gedicht ist in einfach erzählendem Ton geschrieben. Schiller glaubte sich des reimlosen fünffüßigen dramatischen Jambus dazu bedienen zu dürfen, in welchem er den Don Karlos gedichtet. Da er sich in allen Formen der Lyrik damals versuchen wollte, so griff er auch einmal zu dieser, welche hierzu

weniger geeignet sein dürfte, wenn sie auch in größern Reden des Dramas, wo es Schilderung oder Erzählung gilt, wohl an der Stelle ist, da diese hier als Theil eines größern Ganzen sich darstellen und sie bestimmten, dadurch in die Handlung eingreifenden, leibhaft vor uns auftretenden Personen in den Mund gelegt werden. Den Vers selbst hat Schiller mit sehr großem Geschick behandelt, so daß durch die Abwechslung der Zäsuren und der Sinnabschnitte eine große Mannigfaltigkeit entsteht. Eine Vertretung des Jambus durch den Anapäst hat er sich nicht gestattet; denn in Hierophant ist, was freilich nicht zu billigen, ie als ein Vokal, wie in hier, zu sprechen. Harte Versausgänge sind ruft jener, sagt sie, willst du (beide als Jambus), wie in der Mitte des Verses einmal sprach des (Orakels) als Jambus steht. Schwach ist der Schluß den Wagenden (zwei Jamben), das Heilige berühren, der Anfang den Einsamen, die, in der Mitte einer einsamen und besänftigte der (alle drei 2½ Jamben). Str. 6, 12 steht das Echo Schauen auffallend außerhalb des Verses.

Str. 1. Des Jünglings brennender Durst, die ganze Wahrheit zu erfassen, und sein Mißbehagen an der lückenhaften Erkenntniß derselben. Der Dichter denkt sich zu Saïs eine ähnliche Einrichtung der Mysterien, wie sie in Griechenland sich fand, wo die Eingeweihten verschiedene Stufen durchmachen mußten, deren letzte die der Schauenden (Epopten) war; manche blieben auf den niedrigen stehn, die höchste erreichten wenige. Der Vorsteher der Mysterien ist der Hierophant. In der Abhandlung Die Sendung Moses' schreibt Schiller selbst nach Reinhold: „Es gab Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthume fiel die Decke ganz von

ihren Augen. Die Epopten erkannten eine höchste Urkraft aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen." — V. 2. War unser Gedicht am Anfange Heliopolis überschrieben, unter welchem Namen es Humboldt anführt, so mußte der Vers ursprünglich anders lauten, und man könnte vermuthen, V. 1 habe geschlossen „den nach Heliopolis", V. 2 begonnen „Hintrieb des Wissens heißer Durst". Oder irrte sich Humboldt bloß im Namen, und verwechselte Saïs mit Heliopolis? Heliopolis (das biblische On) war durch den Dienst des Sonnengottes (Ra) berühmt; man wallfahrtete dorthin, wie nach Saïs (Herod. II, 59). — V. 8. Sprach, als sie über die volle Erkenntniß der Dinge redeten.*) Vgl. Str. 2, 1. — V. 9. Hier, bei der Erkenntniß. — V. 10. Deine, die du mir verheißest. Nahe lag denn die statt deine. — Der Sinne Glück, das sinnliche Glück, der Genuß des Lebens. — V. 13—17. Nur die lückenlose Erschauung aller Dinge ist die Wahrheit; bleibt uns etwas dunkel, so ist sie zerstört, wie die Harmonie und der Regenbogen, wenn ein Ton, eine Farbe darin fehlt. — Das schöne All, die zur Harmonie, zum Regenbogen gehörenden Töne, Farben. Die Trennung der Worte „und (ohne der) Farben" von Töne durch das zwischentretende fehlt ist hier doch sehr hart und schleppend. Auch so lang scheint nicht besonders glücklich. Viel bezeichnender konnte der Dichter V. 16 f. sagen „es fehlt der Töne und der Farben schönes All."

Str. 2. Sie kommen zum verschleierten Bilde.

---

*) Nach habe muß ein Fragezeichen gesetzt werden, nach Jüngling Punkt, wie Str. 6, 6.

Des Hierophanten Mittheilung regt die Leidenschaft des wissensdurstigen Jünglings gewaltig auf. — Str. 2, 1 f. Einst ist hier nicht ohne Anstoß; dies wäre etwa Str. 1, 8 an der Stelle gewesen. — Die Erwiderung des Hierophanten wird durch den Eintritt in ein Rundgewölbe, eine Halle abgeschnitten; aber er hatte den Jüngling mit Absicht dahin gebracht, da er glaubte, gerade durch das, was er ihm hier zeige und mittheile, seinen ungemessenen Drang zu zähmen. Der Dichter wählt die damals gangbarere französische Form statt Rotunde oder Rotonda. Daß sie nach außen geöffnet, nur von einer Mauer umgeben war, von welcher man herabspringen konnte, vernehmen wir weiter unten. — Standen still. Der Jüngling stand verwundert still und in Folge dessen auch der Hierophant, der sich dies wohl gedacht hatte. — Den Grund des Stillstehens enthalten V. 3 f.*) — V. 7. Das verdeckte Götterbild stellt die Wahrheit dar. Daß die Wahrheit wirklich dahinter sei, ist nur ein sinnbildlicher Ausdruck, womit die Gottheit den Menschen neckt, den sie gerade auf die Probe stellen will. Für den Gläubigen ist es wirklich die Wahrheit, der Ungläubige aber findet hier eine andere Wahrheit als die leidenschaftlich ersehnte Erkenntniß der Dinge. — V. 10. Die Erwiderung ist etwas seltsam; man erwartet eine würdigere Hinweisung auf den Götterspruch in Betreff des Bildes der Wahrheit. — V. 12. Bis, als ob vorhergegangen wäre „niemand rückt den Schleier". — V. 16. Man sollte denken, der Jüngling werde die Lösung jenes offenbaren Widerspruches vom Hierophanten verlangen. — V. 17.

*) Im ersten Drucke ist ein Abschnitt V. 4 vor „Verwundert" und weiter vor jeder neuen Rede.

lauten weiblich aus. Aber diese Gleichmäßigkeit erhielt unsere Fabel erst durch mannigfache Veränderungen, die Schiller bei der Aufnahme in den ersten Theil seiner Gedichte damit vornahm, wobei ihm wohl nur entging, daß der letzte Vers des Gedichtes einen überzähligen Fuß hat. Ursprünglich hatten die ungeraden Verse $6^1/_2$ oder $5^1/_2$ Fuß (in Str. 1 der dritte $4^1/_2$), der zweite bestand gewöhnlich aus 5, nur zweimal aus 6 Füßen. Die Kürze des vierten Verses sollte wohl den Abschluß der kleinen Strophe bezeichnen.

Str. 1. Zeus gibt die Welt den Menschen hin, sich brüderlich darein zu theilen. In den äsopischen Fabeln finden sich häufig Erwiderungen des Zeus an Klagende oder Bittende. Diese Einkleidung hatte Schiller schon im Jahre 1785 in einem prosaischen Glückwunsch zu Körners Hochzeit benutzt. — V. 1. Von seinen Höhen, vom Himmel. Vgl. Str. 8, 3. Ged. 52 Str. 6, 7. Str. 7, 4. 54 Str. 12, 3. Früher stand V. 1 „Da! Nehmt sie hin, die Welt!", V. 2 „den Menschenkindern". V. 3 fehlten noch in der ersten Ausgabe der Gedichte die Worte „Erb' und".*)

Str. 2 f. Jeder nahm sich da, was ihm beliebte. Gegensätzlich nennt der Dichter hier Bauer und Edelmann, Kaufmann und Abt, und zuletzt den von Allen das Seine fordernden König. Bei der Ausführung der Gegensätze führt er nur eines an, was jedem besonderes Vergnügen macht, wenn er auch weit entfernt ist, sich damit allein zu begnügen, wie man denn überhaupt bei einer Fabel es nicht so genau nehmen darf. — V. 1

*) Nach der ursprünglichen Fassung und der ersten Ausgabe der Gedichte ist V. 2 Punkt nach zu und Ausrufungszeichen nach Nehmt herzustellen.

hieß früher „Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten“. Eilt, das natürlich hat nach sich zog, paßt nicht wohl zu den folgenden Imperfektis, die leicht in reget, greifet, birschet umzuändern waren. Das Präsens könnte man nur halten, insofern es die allgemeine Handlung darstellte, aber dann dürfte nicht Str. 3 wieder das Präsens folgen. — Sich einzurichten, sich des ihm Erwünschten zu bemächtigen und es sich behaglich zu machen. — V. 3. Ackermann, nicht Ackersmann, schrieb Schiller. Die letztere Form ist hier spät eingedrungen. — Des Feldes Früchten, Fruchtfeldern. — V. 4. Birschte, freute sich der Jagd. Birsch, birschen (Bürsch, bürschen) waren früher allgemein gangbar für Jagd, jagen. — Str. 3, 1 f. Der Kaufmann füllt seine Speicher, der Abt sucht den besten Wein für seine Keller; den einen treibt Handel und Erwerb, den andern der Genuß. Firnewein, firner (alter) Wein. Schon Hagedorn hat „guter Firnewein“, und auch in älterer Prosa erscheint die Zusammensetzung neben „firner Wein“. — V. 4. Statt sprach muß es doch spricht heißen. Freilich kann wohl nach einem Imperfektum die Haupthandlung durch ein Präsens bezeichnet werden (vgl. Ged. 39 Str. 7, 4), aber ein solcher Gebrauch des Imperfektums bei gleichzeitigen, durch und verbundenen nach dem Präsens ist ungehörig. Sprach hatte sich wahrscheinlich nur aus einer frühern Fassung der Stelle erhalten, in welcher V. 1—3 Imperfekta standen, wie denn hier das Präsens nach den Imperfektis in den gleichartigen Sätzen Str. 2, 3 f. kaum zu billigen sein dürfte. Ursprünglich lautete Str. 3:

Der Kaufmann füllte hurtig*) sein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: „Jeglichem das Seine!
Und mein ist — was geerntet wird."

So lautete die Strophe noch in der ersten Ausgabe der Gedichte, nur daß V. 4 begann: „Und mir zollt". Der Pächter (fermier) paßte nicht wohl zwischen dem Kaufmann und dem Seelenhirten, und woher der Kaufmann sein Gewölb fülle, war schwer zu sagen, da an Frucht, die darauf erwähnt wird, nicht zu denken; auch die scharfe Bezeichnung des Seelenhirten und V. 4 schienen wohl bedenklich. Vorschwebte wohl das Sprichwort: „Mai kühl und naß Füllt die Scheuer und das Faß."

Str. 4 f. Der zu spät gekommene Dichter beklagt sich bei Zeus, daß er leer ausgegangen. — Str. 4, 1 f. Ursprünglich stand nach spät noch erschien, und V. 2 begann „Auch der Poet", wofür die erste Ausgabe der Gedichte „erschien auch der Poet" schrieb, was erst die zweite verbesserte. — Die Theilung, der verschiedenen Stände in die Welt. — Das Fremdwort Poet entspricht dem launigen Tone. — Naht, dem Zeus, was wohl nicht fehlen durfte. — Kam, von der vorhergegangenen Handlung. — Aus weiter Fern'. Er war im Lande der Träume, von der Erde ganz abwesend gewesen (Str. 6, 1. 4). — V. 3. Nichts mehr, das er sich hätte nehmen können, wie sich aus V. 4 ergibt. — Str. 5, 1 stand zuerst ich denn. — V. 2. Dein getreuster Sohn, insofern ihn nur das Geistige, Himmlische anzieht. Daß er eben deshalb am ersten die irdischen Güter entbehren könne, übergeht der Dichter absichtlich. — V. 3 f.

*) Dieses Wort wurde im Druckfehlerverzeichnisse der Horen als ausgefallen nachgetragen.

Auch hier treten wieder Imperfekta (vgl. dagegen Str. 4, 2) ein. Die Klage wird als nebensächlich gegen die Erwiderung des Zeus betrachtet, wie auch die weitere Rede des Poeten (Str. 6, 4), was kaum zu billigen. — Der Klage Ruf, wie die Stimme der Klage in der Braut von Messina, gewählter als den Klageruf. — Und schließt hier die vorhergegangene Handlung an. — Jovis neben dem griechischen Zeus, wie auch sonst. Vgl. Ged. 53 Str. 4, 5 Jovis neben Zeus Str. 1, 6. 2, 9.

Str. 6—8. Zeus gibt ihm selbst die Schuld, bietet ihm dagegen, weil er nur aus Liebe zu ihm sich verspätet habe, seinen Himmel zum Wohnsitz an, so oft er es wünsche. — Str. 6, 1 f. Im Land der Träume, hier bildlich, nicht von dem in dem späten letzten Buche der Odyssee (V. 12) erwähnten wirklichen Lande der Träume. Zeus weiß, daß der Dichter ein Träumer ist. Ursprünglich und noch in der ersten Ausgabe der Gedichte hieß es V. 1 du zu lang dich in der Träume Land; V. 2 stand zuerst antwortete, in der ersten Ausgabe der Gedichte antwortet' ihm statt versetzt. — V. 4. Die Antwort ist ganz unerwartet, da er ja sogar des Zeus Ruf überhört; sie erhält aber ihre Erklärung sofort in Str. 7. Er war ganz nach dem Himmel, nach dem Geistigen hingewandt. Hier wird dem Begriffe des persönlich gedachten Zeus der des Himmelslichtes und der Harmonie der Sphären untergeschoben, was bei einer launigen Dichtung weniger anstößig ist. — V. 1 hieß es noch in der ersten Ausgabe der Gedichte Strahlenangesichte. — V. 3. Dem Geiste, meinem Geiste, nicht unbestimmt. — Der, daß er. — Str. 8. Nur in seinem Himmel kann ihm Zeus noch einen Ersatz geben. — V. 1 stand ursprünglich Was kann ich thun? — V. 2. Diese einzel-

nen Ausführungen nehmen sich etwas sonderbar aus. Eher erwartete man das Feld, der Wald, der Fluß. Vgl. indessen Str. 2, 3—3, 4. — V. 3 f. Die ihm von Zeus im Himmel angebotene Gastfreundschaft ist nicht ohne Laune, wie die ganze Vorstellung, da ja der Dichter sich über den Mangel an irdischem Gut beklagt hatte, der im Himmel seiner wartende Genuß doch auch nur ein geistiger sein und seine irdischen Bedürfnisse nicht befriedigen kann. Man vergleiche noch des Dichters Erhebung zum Olymp Ged. 46. In anderer Weise glaubt Goethe zu Rom sich in den Olymp versetzt (Elegien I, 7).

---

68. Das Mädchen aus der Fremde.

Das Gedicht erschien auf dem ersten schon am 28. Juli 1796 gedruckten Bogen des Musenalmanachs auf 1797, ist wahrscheinlich während Goethes Anwesenheit zu Jena (vom 16. bis 19.), wenn nicht kurz vorher, im Anfange des Monats, entstanden. Im Briefwechsel mit Goethe wird es nicht erwähnt, wahrscheinlich weil Schiller es ihm bei seiner Anwesenheit vorgelegt hatte. Körner erfreute sich dieses „lieblichen Räthsels", worin Schiller seine ehemalige Manier, die Eingebung der Einbildungskraft für den Verstand zu würzen, ganz aufgegeben habe; das Bild stehe vor uns in der Gestalt, worin es empfangen worden. Die Beziehung auf die Dichtung deutete Schiller selbst an, als er mit dem Mädchen aus der Fremde die erste Sammlung seiner Gedichte eröffnete. In Ged. 91 nennt er

die Dichtkunst eine fromme Schäferin, welche dem Mädchen von Orléans ihre Götterhand reiche.

Die Dichtung erscheint hier als eine überirdische, jedes gefühlvolle Herz erfreuende Erscheinung in einem anmuthigen Bilde; nur darf man nicht, gegen das Wesen der wahrhaft dichterischen Allegorie, jeden einzelnen zur lebendigen persönlichen Darstellung verwandten Zug als bedeutsam auf irgend eine Eigenthümlichkeit der Dichtung beziehen, wodurch man das Gedicht ins Platte gezogen hat. In anderer Art hat Herr Provinzial-Schulrath Karl Bormann in der kleinen anspruchsvollen Schrift: „Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals" (Berlin 1872), sich an Schiller versündigt. Ihm ist „das Mädchen aus der Fremde" eine Allegorie der Muse von Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1797. Als das Thal gilt ihm Neustrelitz, weil der erste Verleger, der Schiller so viel Noth gemacht hatte, Buchhändler in Neustrelitz war, als die armen Hirten die mecklenburger Bauern; das erste Schwirren der Schwalben geht auf die Zeit des Erscheinens des Musenalmanachs, die Unkunde, woher das Mädchen kam, auf — die Anonymität mancher Gedichte, das schnelle Verschwinden darauf, daß „eine Muse, die einen Almanach bringt, eben darum auch eine schnellverschwindende ist", die Blumen auf die Distichen unter der Aufschrift „Vielen", in welchen „unter dem Bilde von Blumen junge Mädchen und Frauen versteckt waren", die Früchte auf die Xenien, weil diese Gastgeschenke (aber welche!) seien, die besonders in Speis und Trank bestanden. Zur Widerlegung dieser Verbormannung, die ihre Xenienfrucht in sich selbst trägt, brauchen wir kaum darauf zu verweisen, daß der Almanach nicht im Frühling, sondern, wie alle Musenalmanache, im Herbst er-

schien, bloß im ersten Jahr durch Veruntreuung eines Geschäftstheilhabers des mecklenburger Verlegers bis zum Dezember sich verspätet hatte, daß der bedeutendste Theil der Gedichte Schillers und Goethes Namen trug, außer ihnen noch elf Dichter namentlich genannt waren. Bormann läßt das Gedicht, das bereits im Juli 1796 gedruckt wurde, wie ich längst gezeigt hatte, im September 1796 entstehn (weil Körner am 11. Oktober nach dem Erscheinen des Almanachs des darin enthaltenen Gedichts gedenkt!), und behauptet, erst später sei der Verlag an Cotta übertragen worden, da doch Schiller schon am 18. September 1795 diesem „für das nächste Jahr und alle künftigen" den Almanach zugesagt. Zur Erklärung Schillers gehört in unserer Zeit etwas ganz anderes als diese seltsame Enthüllung eines Schillerdenkmals, welche die wunderlichste ästhetische Anschauung voraussetzt, dazu mitbringt. Aber trotz allem hat diese arge Mißdeutung einen begeisterten Vertreter an einem Herausgeber „Ausgewählter deutscher Dichtungen" gefunden, den es gar nicht kümmert, daß die Thatsachen, auf welche das Gedicht unverständig genug anspielen soll, von Bormann, dank seiner unverzeihlichen Unkenntniß, erfunden waren. Die Kurzsichtigkeit Bormanns und seines Lobpreisers hat A. Otto in den „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" 1885 II, 184 ff. hervorgehoben, aber es noch nöthig gefunden, an die Stelle der verfehlten Erklärung eine bessere zu setzen, also keine der bisherigen genügend gefunden. Auch Otto ist in den Fehler gefallen, zu allen einzelnen Zügen entsprechende im Wesen der Dichtung zu suchen, während die freie dichterische Allegorie weit entfernt ist, jedem einzelnen Zuge, den sie zu ihrer Gestaltung des Bildes bedarf, eine ideelle Beziehung zu geben. Mit der Bezeichnung des Gedichtes als

allegorische Idylle ist nichts gewonnen, ja die Begriffe von Allegorie und Idylle schließen sich im Grunde aus, und das Gedicht ist mehr ein Märchen als eine Idylle. Ganz verfehlt ist es, wenn Otto einen Fingerzeig, wie Schiller das Gedicht habe aufgefaßt wissen wollen, in der Reihenfolge sucht, in welcher es sich jetzt findet, da diese Anordnung bekanntlich von Körner herrührt, Schiller selbst, wie bemerkt, die von ihm selbst gemachte Sammlung seiner Gedichte, in welcher übrigens die einzelnen Stücke in bunter Folge standen, mit demselben eröffnete, auch die zweite Auflage daran nichts änderte. Welche Stelle es in der Prachtausgabe einnehmen sollte, wissen wir nicht, wahrscheinlich wollte er damit das erste Buch, die Lieder, beginnen. Körner hatte vollkommen recht, daß Schiller hier seine Manier aufgegeben, die Eingebung der Einbildungskraft für den Verstand zu würzen. Wenn Otto in dem Mädchen die Muse sieht, so deutet nichts auf diese Personifikation des Alterthums; das Mädchen ist eben nichts als die dichterische Begabung, welche den Geist des Menschen erhebt und erfreut, wobei es dem Dichter nicht gefallen hat, die lyrische Dichtung, welche ihm eigentlich vorschwebt, als solche näher zu bezeichnen.

Wie Ged. 19 der Frühling als schöner Jüngling auftritt, so hier die Dichtung als ein Mädchen, dessen höhern Ursprung der erste Theil (Str. 1—3), wie der zweite ihre himmlischen Gaben darstellt, die sie jedem gern darbietet. Man vergleiche die ähnlichen allegorischen Dichtungen Ged. 38 und 39. Das Ganze wird märchenhaft eingekleidet, als eine Sage aus vergangener Zeit. Das Versmaß unterscheidet sich von Ged. 19 (An den Frühling) nur dadurch, daß jeder Vers um einen Fuß länger ist, von Ged. 22 (Das Glück und die Weisheit)

durch die Verkürzung des vierten Verses. Die Reime sind glücklich gewählt; als unrein fällt neben i ü der, wir möchten sagen, schwäbische Reim Nähe Höhe auf.

Str. 1—3. Das Mädchen kam jeden Frühling; woher sie kam, wohin sie ging (wer sie war), wußte niemand; alle wurden von ihrer Nähe wunderbar angezogen, aber zugleich erfüllte sie ihr höheres Wesen mit Ehrfurcht. Das stille Thal im ersten Frühlingsglanze bildet einen glücklichen Hintergrund zur Erscheinung des Mädchens. Die einfachen Hirten, die wir uns als fromm und unschuldig zu denken pflegen, lassen den Abstand von ihrer höhern Natur um so lebhafter hervortreten, zugleich aber zeigt sich auch darin des Mädchens Liebe zur reinen, unverfälschten Natur, daß sie von den armen, vom Glanze und der Genußsucht der Welt unberührten Hirten angezogen wird. Es ist verfehlt, das Thal auf die Erde oder auf die Welt der irdischen Realität zu deuten; noch unglücklicher hat man im Frühling „den Frühling erfreulichen geselligen Daseins" sehn wollen.

Str. 1, 1. Bei armen Hirten, wo nur arme Hirten wohnten. Die Hirten treten hier bedeutender hervor, als wenn der bloße Genitiv stände. — V. 2. Mit, zugleich mit. Der Dichter hätte neuen Jahr zur Vermeidung des Uebelklangs jedem jungen Jahr schreiben können, verbände man nicht mit dem neuen Jahr einen andern Begriff. Vgl. Ged. 49 Str. 5, 9: „Ewig jung ist nur die Phantasie." — V. 3. Die Feldlerchen singen schon im Februar. Der Frühlingsvogel ist eigentlich die Schwalbe, aber sie paßte hier weniger zum schönen Bilde des frischen Lebens. — V. 4. Wunderbar, das erst Str. 3 näher ausgeführt wird. — Str. 2. Auch diese Strophe hat man durch

ängstliche Beziehung auf das Wesen der Dichtung verzerrt, da sie doch nur den fremden Ursprung des Mädchens ausführen soll. — V. 3. Doch ist ein in die erste Ausgabe der Gedichte gekommener, später von Schiller übersehener Druckfehler.*) Der Musenalmanach hat das einzig richtige und. Die Auslassung eines Satzes „man forschte, wohin sie ging", vor doch ist durchaus unannehmbar. Ihre Spur konnte man nicht weit verfolgen; sie war plötzlich, man wußte nicht wohin, verschwunden, wenn sie das Thal verließ. Bei ihrer Spur hat man irrig an die schnell verfliegende dichterische Stimmung gedacht. — Str. 3. Die Wirkung auf die Herzen. — V. 2. Weit, gehoben durch den wunderbaren Reiz ihrer Nähe. Vgl. Ged. 40 Str. 5, 1 f. — V. 3. Eine, eine eigene, unbeschreibliche. — Entfernte, eigenthümlich für hinderte. — Von der Erbprinzessin von Weimar schreibt Schiller Ende 1804, sie wisse mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entferne. Eine viel frühere Aeußerung Schillers, aus dem herrlichen Antlitz der auch von Goethe als das Höchste verehrten Juno Ludovisi spreche weder Anmuth noch Würde, sondern beides zugleich, hat mit unserer Stelle nichts zu thun.

Str. 4—6. Sie brachte Blumen und Früchte edlerer Art, womit sie jeden beschenkte, vor allen die Liebenden. — Str. 4. Dem Dichter gelten die Früchte hier keineswegs für höher als die Blumen, so daß sie erstere bloß den Empfänglichern gäbe. Vgl. Str. 5, 2. Str. 6, 4. Daß sie in anderm, glücklicherm Lande gewachsen seien, wird sehr bedeutsam V. 2—4

*) Der Druckfehler wurde durch das doch Str. 3, 3 veranlaßt; die Schuld trug der Setzer oder der die richtige Verbesserung falsch beziehende Kor-

hervorgehoben, eigentlich auf einer andern Flur in V. 3 f. weiter ausgeführt, wo Natur Klima und Boden bezeichnet. Der Dichter deutet hier auf die geistige Erhebung der Dichtung im Gegensatz zu gewöhnlichen Gaben. — Str. 5, 1. Und, statt sie, nicht allein, um den gleichen Anfang zweier Strophen zu vermeiden, sondern auch um den Fortschritt der Erzählung zu bezeichnen. Vgl. zu Ged. 59 Str. 10, 1. — V. 2. Jeder erhielt von ihr eine ihn erfreuende Gabe. — V. 3 f. führen V. 2 weiter aus. Kein Alter ließ sie unbeschenkt. — V. 4. Der Dichter denkt sich das Mädchen wie eine Gärtnerin, die aber ihre Waaren freigebig verschenkt. Bestimmter ihren Aufenthalt auszumalen widerspricht dem luftigen Wesen dieser duftigen Allegorie. — Str. 6, 1. Gäste, von denjenigen, die sich ihr nahten. — V. 2—4. Sie zeichnet die Liebenden vor allen aus, weil deren Seele besonders empfänglich für reine Gefühle ist. — Gaben V. 3 ist etwas auffallend, da hier darunter doch nur Früchte verstanden werden können. Der Früchte beste schien wohl übelklingend. Gabe stand schon Str. 5, 1, aber umfaßte dort Blumen und Früchte. — Auch hier wird zwischen Früchten und Blumen kein Unterschied gemacht, daß sie mit Rücksicht auf die zu Beschenkenden zwischen beiden gewählt. Str. 4, 1 gehen die Blumen voraus, wogegen sie hier wie Str. 5, 2 an zweiter Stelle stehen. Am wenigsten entspricht es der Absicht des Dichters, daß sie dem einen den Geist nährende Früchte, dem andern Sinn und Herz erheiternde Blumen, beide zusammen demjenigen reiche, der Geist und Herz erquicken wolle. Der Dichter will nur sagen, daß Liebende ihr am willkommensten gewesen, die sie deshalb am schönsten beschenkte. Nichts liegt ihm ferner, als daß sie sowohl den befriedige, der die Dichtung um des reinen ästhe-

tischen Genusses willen liebe (Blumen), als denjenigen erfreue, der in ihr das Wahre und Gute suche. Das heißt nicht den Dichter erläutern, sondern ihn verbormannen.

---

69. Das Ideal und das Leben.

Schon am 9. August 1795 sandte Schiller dieses ursprünglich das Reich der Schatten überschriebene Gedicht, in welchem er bei seinem neuen Versuche in der lyrischen Dichtung zuerst einen frischen Schwung nahm, an Freund Humboldt, überzeugt, hier das Höchste der Gedankendichtung erreicht zu haben. Dieser pries es als ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, an welchem man die Erfordernisse dieser Dichtart und die dazu im Dichter erforderlichen Eigenschaften am besten entwickeln könne. Es zeichne jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß jedes Bildes verrathe sich die Meisterhand, die Phantasie werde unwiderstehlich hingerissen, das Bezeichnete aus ihrem Innern hervorzuschaffen. Aber schon am 30. November mußte Schiller selbst gestehn, daß es nicht so poetisch ausgeführt sei, wie sein Spaziergang, sonst wäre es in gewissem Sinne ein Maximum: es enthalte nur die Regeln zu der höchsten Dichtart, worin man ohne Pathos eine hohe, ja die höchste dichterische Wirkung hervorzubringen vermöge; in einem Gedichte, das gerade da anknüpfe, wo dieses aufhöre, in einer den Uebertritt des Menschen in einen Gott, die Vermählung des Herkules mit der Hebe, darstellenden, nicht

lehrenden Idylle gedachte er diese Regeln im einzelnen zu befolgen. In den ersten Theil seiner Gedichte nahm Schiller unser Stück mit vielen Aenderungen und Weglassungen, zum Beweise, daß ihm sein Wurf nicht ganz gelungen war, unter der Ueberschrift Das Reich der Formen auf; die jetzige erhielt es erst in der zweiten Auflage.

Der Dichter gibt uns hier eine schwärmerische Darstellung der göttlichen Beruhigung, welche dem Menschen im Reiche der reinen Schönheit zu Theil werde, oder vielmehr tritt er selbst im begeisterten Schauen jener hohen Seligkeit im Gegensatze zu der Qual des irdischen Daseins uns entgegen. Es ist, wie Körner sagt, der Zustand des betrachtenden Subjekts im Moment der höchsten Begeisterung, der hier zur Darstellung gelangt. Schiller selbst bemerkt gegen Körners Meinung, der Stoff sei sein neues in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entwickeltes System: das Gedicht stimme freilich damit überein, ruhe aber auf den gangbaren Begriffen vom Wesen der Schönheit, freilich nicht auf den veralteten von Sulzer, dessen „Theorie" die Bestimmung der schönen Künste in die Verschönerung der Dinge setzte.*) „Der Begriff des uninteressirten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze." Aber eben dadurch, daß es von allen sittlichen Pflichten

*) Bereits Humboldt hatte ihm geschrieben, das Gedicht bedürfe keiner Bekanntschaft mit seinen Ideen, besonders mit seinen ästhetischen Briefen, es ruhe in jedem Verstande auf sich selbst.

des Menschen absieht, im Genusse des Schönen die höchste Beseligung, ja die Bestimmung des Menschen erkennt, büßt es an lebendiger Wirkung ein, da wir ihm nicht mit vollem Herzen zu folgen vermögen. Am wenigsten kann von einer sittlichen, ja praktischen Bedeutung seiner Lehre die Rede sein.

Nach der in den genannten Briefen entwickelten Ansicht herrschen im Menschen zwei Triebe, der sinnliche, der von dessen sinnlicher Natur ausgeht und ihn in die Schranken der Zeit zu setzen sucht, und der Formtrieb, der von der vernünftigen Natur des Menschen ausgeht und ihn in Freiheit zu setzen bestrebt ist. Die vollständige Anschauung seiner Menschheit erhält er erst in einem dritten Triebe, dem Spieltrieb, in welchem beide verbunden wirken. „Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Leben* in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Sein und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Gestalt*, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung: ein Begriff, der alle formale Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heißen können: ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit *einem* Worte *dem*, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient. Das höchste Ideal der Schönheit, das in dem vollkommenen Bund und Gleichgewicht der Realität und der Form besteht, in der gleichmäßigen Beherrschung unserer leidenden und thätigen Kräfte, ist, da der Mensch nicht aus der Abhängigkeit der Kräfte treten kann, nie

anzutreffen." Dieses Ideal der Schönheit ist nun der Gegenstand unseres Gedichtes; seine Verwirklichung wird vom begeisterten Dichter geschaut und als höchste Beseligung des Menschen verkündigt. Humboldt, Schillers begeisterter, oft etwas einseitiger Lobpreiser, fand kaum Worte genug, seine Bewunderung des Gedichtes auszusprechen, da es die höchste poetische Individualität mit der völligen sinnlichen Klarheit in der Darstellung verbinde. Die Exposition in den vier (jetzt drei) ersten Strophen sei zum Bewundern einfach und lichtvoll. Den philosophischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum andern habe er wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, wodurch seine Begeisterung nur noch gewonnen. A. W. Schlegel gab in seiner Beurtheilung der Horen den Inhalt, den er im ganzen nicht verfehlt zu haben glaube, in folgender nicht zutreffenden Weise an: „Die sinnlichen Triebe stehen im Widerspruche mit dem Triebe seines höhern Selbst nach Vollkommenheit, und doch ist die Uebereinstimmung beider Bestandtheile seines Wesens zur Glückseligkeit nothwendig. Gibt es nun kein Mittel, jenen Widerspruch auszugleichen? Es gibt eins: aber wer dessen theilhaftig werden will, muß damit anfangen, sich von seinen Sinnen unabhängig zu machen; denn diese sind es gerade, wodurch er in thierischer Beschränktheit festgehalten wird. Nur was körperlich an ihm ist, muß unbedingt äußern Naturgesetzen folgen: seine Persönlichkeit dagegen ist frei. Um diese zu veredeln, muß er das Schöne und zwar in seiner höchsten Reinheit zu genießen suchen, und hierzu ist eine Stimmung der Seele nothwendig, die ihn ganz von den störenden Eindrücken der wirklichen Welt entfernt, und worin er, wenigstens für die Zeit der stillen Beschauung, alle Leiden des Lebens, alle eigenen

Unvollkommenheiten vergißt (Str. 1—3**)*). In solcher Abgeschiedenheit muß er seine Einbildungskraft mit Idealen der menschlichen Natur beschäftigen (Str. 4); doch soll ihn dies keineswegs in äußere Unthätigkeit einwiegen, als ob er schon im Besitz des Unerreichbaren wäre, weil er es sich vorzustellen vermag: nein, er soll durch den angespanntesten Gebrauch seiner Kräfte ihm im wirklichen Leben näher zu kommen suchen, und sich nur durch die Betrachtung desselben von dem niederdrückenden Gefühl seiner Schwäche wieder aufrichten (Str. 5). Das Dasein des Menschen ist in jeder Beziehung ein rastloser Kampf, eine Aufgabe, die sein Vermögen übersteigt: nur das Idealschöne kann ihm daher einen völlig befriedigenden Selbstgenuß gewähren. Der handelnde Mensch muß seinen ganzen Muth, seine ganze Entschlossenheit aufbieten, um dem Widerstande und den Gefahren, die ihm auf jeder rühmlichen Laufbahn begegnen, nicht nachzugeben (Str. 6): in einer schönen Ideenwelt darf er sich sorglos der ruhigsten Empfänglichkeit überlassen (Str. 7). Nur durch die unermüdlichste Beharrlichkeit des künstlerischen Genius werden vortreffliche Werke zu Stande gebracht (Str. 8): hingegen das Ideal der begeisterten Seele ist frei von all den Mängeln, die es in der wirklichen Darstellung unter sich selbst herabsetzen (Str. 9). Mit unerbittlicher Strenge müssen wir selbst richten, um unsere sittlichen Gebrechen abzulegen, und doch bleiben unsere besten Bemühungen unendlich tief unter den Forderungen der Pflicht (Str. 10). Aber indem wir die Tugend als schön empfinden und ihr Ideal mit voller Liebe umfassen, wird es

*) Wir fügen zu leichterm Verständnisse die Zahlen der Strophen hinzu, welche Schlegel jedesmal im Sinne hat.

gewissermaßen Eigenthum unseres Herzens (Str. 11). Der gesellige Mensch muß das Elend seiner Mitgeschöpfe, auch wenn er ihm nicht abhelfen kann, doch schmerzlich mitfühlen (Str. 12); aber in seinen idealischen Vorstellungen rührt ihn nur die im Leiden bewiesene Seelengröße (Str. 13). So wird ihm durch die Schönheit mitten unter den harten Kämpfen und Selbstverleugnungen, wodurch allein er sich der seligen Ruhe einer höhern Vollendung würdig macht, schon ein Vorgefühl derselben gegeben (Str. 14 f.)." Bei der großen, so zu sagen vergeistigten Empfänglichkeit, welche dazu gehöre, den Eindruck solcher ganz entkörperten Gedanken melodisch zurückzugeben, müsse man sich eher wundern, daß Sprache und Silbenmaß dem Dichter so oft zu Gebote gestanden, als daß sie hie und da widerspenstig hinter dem Gedanken zurückgeblieben seien. Nur selten werde der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch erfassen könne, und die sanft verschmelzte Harmonie des Ausdrucks unterbrochen. Auch der Philosoph Kuno Fischer, der das Gedicht mehrfach mißverstanden hat, bewundert die Phantasie, womit Schiller die philosophischen Ideen lebendig und bildlich zu machen gewußt, wenn er auch gesteht, der abstrakte Inhalt habe der poetischen Durchsichtigkeit und damit der künstlerischen Form des Gedichtes Eintrag thun müssen. Freilich ist es dem Dichter auf bewunderungswürdige Weise gelungen, den begeisterten Drang nach dem Lande des Ideals auszuprägen, aber die wechselnde dichterische Bezeichnung der Erfassung des Ideals, die zum Theil als auf Erden möglich, zum Theil als nur im Jenseits erreichbar gedacht wird, erzeugt manche Dunkelheiten, und die Fülle der oft dasselbe besagenden Bilder, zu welcher zuweilen nur die Ausfüllung der langen Strophen zwingt, wirkt nicht

selten mehr verwirrend als veranschaulichend. Neuerdings hat das Gedicht an Wilhelm Böttiger, der dessen Lesung auf der Prima dringend empfiehlt, einen jeden Tadel ausschließenden Vertheidiger und Lobpreiser gefunden (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1886 II Nr. 60). Von der Willkür, mit welcher dieser sich einen innern Zusammenhang der einzelnen Strophen zurecht macht, geben wir unten ein paar Beispiele. Die von Schiller in den Gedichten ausgelassenen drei Strophen, welche Körner unter dem Texte nachgetragen hatte, durfte er nicht unberücksichtigt lassen. Gleichzeitig erhielten wir eine erklärende Schulausgabe von Emil Große, in der manche nothwendige Sprachbemerkungen vermißt werden.

Ein ähnliches Versmaß fanden wir bereits in Ged. 47 und 57. Ganz dieselbe Reimform wandte in jambischen Versen schon der geistliche Dichter J. A. Cramer an, nach ihm der jugendliche Goethe in dem Gedichte Die Höllenfahrt Jesu Christi. Vorangeht ein sechsversiges trochäisches System, wo 1 und 2, 4 und 5, 3 und 6 aufeinander reimen, nur die letztern männlich; der zweite Vers hat 4, die übrigen 5 Füße, wie ein ähnlicher Wechsel sich Ged. 60 findet. An dieses System schließt sich ein anderes vierversiges aus gleichen Versen, nur daß der letzte, wie ähnlich Ged. 67, einen Fuß kürzer ist; hier reimen die Verse abwechselnd, die weiblichen gehen voran. Am Ende des ersten Systems, nach V. 6, haben wir, mit einer einzigen Ausnahme (Str. 4), bedeutsame Sinnabschnitte, regelmäßig auch in der Mitte desselben, nach V. 3, ausgenommen Str. 3, 7 und 11. Humboldt fand es bewundernswürdig, wie Schiller ungeachtet des einfachen zu dieser Gattung überaus passenden trochäischen Silbenmaßes doch den Gedanken so ausdrucksvoll mit dem Silbenfalle begleitet

habe. Die Reimworte sind besonders bezeichnend; von unreinen Reimen sind außer i ü, ei eu nur Fluß Hesperus, Nerve unterwerfe zu bemerken. Schwach ist er in den Endsilben heit keit.

Einleitung. Str. 1—5. Str. 1. Der Mensch schwankt unglücklich immer zwischen Sinnlichkeit und Geist, während die Götter sich seliger Ruhe freuen. Str. 2 f. Um zu ähnlicher Seligkeit zu gelangen, muß der Mensch dem Irdischen entsagen und in das Reich der Formen, des schönen Scheins, flüchten. Str. 4 f. Dort hört aller Kampf auf, da der Geist sich einzig am schönen Scheine freut. Die Mitte des Gedichtes Str. 6—13 führt den Gegensatz der Wirklichkeit zum Reiche des schönen Scheins weiter aus, um das Glück des letztern lebhaft auszumalen. Aeußerlich unterscheiden sich die Strophen dadurch, daß die auf die Wirklichkeit bezüglichen mit wenn, die andern mit aber beginnen. Str. 6 f. Den Mühen der nach Herrschaft und Ruhm Strebenden tritt das beseligende Glück der Befriedigung im Reiche der Formen entgegen, wie Str. 8 f. der Arbeit des Künstlers in der Wirklichkeit der reine Genuß der Schönheit. Str. 10 f. Die Furcht vor der unnahbaren Gottheit schwindet hier, wir fühlen uns mit ihr in Uebereinstimmung. Str. 12 f. An die Stelle des zerreißenden Schmerzes über fremdes Leiden tritt hier erhebende Wehmuth. Im Schlusse Str. 14 f. tritt die nach langen irdischen Kämpfen erfolgte Erhebung des Herkules zum seligen Leben des Olymp als Gleichniß der Beseligung des Menschen im Reiche des schönen Scheins hervor und weist so auf den Anfang zurück, wo der Dichter gerade mit den olympischen Göttern begann. Schon S. 267 f. gedachten wir der Absicht Schillers, in einer höhern Idylle die Vermählung des Herkules mit Hebe darzustellen.

Str. 1. Die Götter freuen sich ungestörten seligen Friedens, während die Menschen unglücklich zwischen Sinnlichkeit und Geist schwanken. — V. 1—3. Die Götter leben im Olymp ein seliges Leben. Homer sagt (Odyssee VI, 42 ff.) vom Olymp, dem „ewigen Sitze der Götter", beständige Heitere breite sich wolkenlos aus und hell umfließe ihn der Schimmer:

Dort von Tage zu Tag' erfreu'n sich die seligen Götter.

Die Götter nennt er θεῖα ζάοντες, was Voß die ruhig waltenden übersetzt. Freilich widerspricht dieser überkommenen theologischen Lehre die wirkliche Darstellung der Götter bei Homer, nicht bloß in der epischen Handlung, sondern auch in der gelegentlich erwähnten Sage. — Ewigklar, in nie gestörter Klarheit. — Eben, ohne Aufregung. Vgl. Str. 7, 3. — Zephyrleicht*) hebt den Begriff des Wonnigen wiederholt hervor, wie es den Seligen zum drittenmal thut. Vgl. Ged. 53 Str. 3, 5. 4, 7. Von der elysischen Flur sagt Homer nach Voß: „Ewig wehn die Gesäusel des leicht anathmenden Westes." — V. 4—6. Vom allgemeinen Verfalle bleiben sie frei. Dies Bewußtsein gehört zu ihrem Glücke. — V. 4. Monde wechseln, ein Monat vergeht nach dem andern. Vgl. zu Ged. 29 Str. 15, 4. — Geschlechter, treffend statt einer von der Zahl der Jahre hergenommenen Bezeichnung oder des fremden, aber den Dichtern geläufigen Aeonen. — V. 5. Götterjugend**), göttliche, nie Abbruch leidende Jugendlichkeit. — Bei den Rosen schwebt zu-

*) In der noch erhaltenen, von Schillers Gattin geschriebenen Handschrift steht hier das weniger anschauliche zephyrgleiche.

**) Die Handschrift hat das einfache Jugend.

nächst das Bild der Wangen vor. Vgl. Str. 15, 9. Ged. 8 Str. 8, 4. Ged. 20 Str. 6, 4. — Im ewigen Ruin, während die Menschen stets altern und zu Grunde gehen. — V. 7—10. Der Mensch kann nicht Sinnlichkeit und Geistigkeit miteinander verbinden, eine schließt bei ihm die andere aus, während diese auf dem Antlitz der Götter in herrlichster Vereinigung glänzen. Humboldt fand die Kürze in dieser Exposition ausgezeichnet schön. Aber Seelenfriede ist nichts weniger als bezeichnend für die geistige Befriedigung. Schiller sagt in den angeführten Briefen, in der Kunst und dem Gefühle der Griechen habe längst der Satz gelebt, daß „der Mensch nur da ganz Mensch sei, wo er spiele, aber sie hätten dies in den Olymp verlegt und deshalb sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glätte, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden lassen, die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei gegeben, aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens ausgelöscht oder vielmehr beide unkenntlich gemacht, weil sie beide in dem innigsten Bunde zu verknüpfen gewußt." Sinnlicher Reiz und Geistigkeit bilden die Züge des Götterideals. — Bange, da er keinem von beiden gern entsagt. — Des hohen Uraniden*), des über alle menschliche Unzulänglichkeit erhabenen Gottes. Vgl. zu Ged. 21 Str. 18, 2.

---

*) In der Handschrift hatte Schiller geschrieben „Auf die Götterstirne des Chroniden". Die Bezeichnung von seinem Großvater Uranus schien ihm wohl wegen der Beziehung auf die Bedeutung des Namens vorzuziehen. In den Künstlern erscheint Cypria, als sie den Schleier abgelegt, als Urania.

Str. 1*.*) Aber nein! auch dem Menschen ist die Möglichkeit gegeben, einer solchen seligen Ruhe sich zu erfreuen, wie die Götter, er muß nur der Sinnlichkeit entsagen. — V. 1. Können wir uns nicht zur olympischen Seligkeit erheben? Vgl. V. 7 f. — V. 2—6 sprechen in zwei bildlichen Ausdrücken den Gedanken aus: „Können nicht Sinnenglück und Seelenfrieden zusammen bestehn?“ — V. 2 f. Verhalten sie sich zu einander, wie Blüthe und Frucht, die nicht zusammen bestehn können? Das Bild ist unglücklich, weil eine aus der andern hervorgeht. Auch ist die Behauptung nicht ganz wahr. Statt Blume wünschte man das deutlichere Blüthe. — V. 4—6. Können sich nicht beide vereinen, sich wie der Halbmond zum Vollmond ergänzen? Auch dieser Vergleich lahmt, da nicht zwei Hälften sich vereinigen, sondern die Mondsichel allmählich sich zum Vollmond ausbildet. Der Dichter denkt sich hier den Mond nicht als Kugel, sondern als Scheibe, wie er wirklich erscheint. Schiller selbst vertheidigte den Ausdruck gegen Humboldt ungeschickt genug, wenn er sagte, er habe zwei verschiedene Sachen, die Phasen des Mondes und dann seine noth-

*) Sie lautete:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit;
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

wendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, als eine vorgestellt. Die Hörner des Mondes füllen sich bis zum Halbmond. Vgl. Ged. 30 Str. 18, 12 ff. — V. 8. Unendlichkeit, hier von der endlosen Himmelswelt, im Gegensatz zur Erde. Vgl. Ged. 10.*) — V. 9 f. Wenn wir auf die Sinnlichkeit verzichten, so sind wir ebenso wenig wie die Götter dem Wandel unterworfen. Vgl. Str. 1, 3—6. Der Satz ist nur in gewisser Beschränkung wahr. — Schiller ließ diese Strophe später weg, weil er das Unpassende der Bilder fühlte; auch schien ihm vielleicht die Wiederholung desselben Gedankens in anderer Wendung (Str. 1*, 9 f. und Str. 2, 1 ff.) nicht angemessen. Freilich schließt sich jetzt Str. 2 gar zu unvermittelt an.**)

Str. 2. Wer nach Götterseligkeit sich sehnt, muß der Sinnlichkeit entsagen. — V. 1. Göttern gleichen. Vgl. Str. 1, 1 ff. — V. 2. Frei, von allen äußern Einflüssen, nur von euch selbst abhängig. — Des Todes Reichen. Auf der Erde verfällt alles. Vgl. Str. 1, 6. Ged. 8 Str. 3 ff. — V. 3. Die Erde wird hier als ein Garten des Todes gedacht mit Beziehung auf die Sage von Proserpina (V. 7 ff.). Die Frucht ist der Sinnengenuß. Keineswegs findet Schiller in der Sage von Proserpina die verderbliche Folge der Hingabe an den Genuß veranschaulicht, wie Böttiger meint. Der Ausdruck ist bloß bildlich. — V. 4—6. Nur an der schönen Form, am Anblicke dürft ihr euch freuen; der Sinnengenuß bringt um die

*) Schiller hatte zuerst das wohl passendere Unsterblichkeit geschrieben, wie V. 7 Sinnen, das erst beim Drucke geändert worden sein dürfte.

**) Es ist nicht richtig, wenn Böttiger sich den Zusammenhang durch die Umschreibung herstellen möchte: „Dann denkt der Genußmensch auf neue, *gesteigerte* Genüsse, und so ist er der Veränderung unterworfen."

wahre Lust. Vgl. Ged. 30 Str. 13, 11 ff. Der Begierde Flucht bezeichnet die rasch eintretende Sättigung. — V. 7—10. Als Proserpina in den Granatapfel gebissen hatte, war sie der Unterwelt verfallen. Nach der so schön von Goethe im Triumph der Empfindsamkeit ausgeführten Sage, die Schiller Ged. 53 nicht benutzte. Humboldt rühmte die herrliche Anwendung der Fabel, die der Dichter einfach hinstellt, statt sie als Vergleich auszuführen, ganz ähnlich wie am Schlusse des Gedichtes die Hindeutung auf Herkules. — V. 7. Der neunfach sie umwindet. Vgl. zu Ged. 57 Str. 4, 7. Sie bezieht sich auf das nachfolgende Ceres' Tochter. Vgl. Ged. 31 Str. 8, 23. — V. 9. Pflicht, hier wunderlich für Gesetz, als ob der Orkus zum Festhalten verpflichtet wäre. Das Gesetz des Orkus ist, daß keiner aus ihm zurückkehrt.

Str. 3. Die Form ist vom Wechsel frei; um in ihrem Reiche zu leben, müßt ihr dem Sinnlichen entsagen, euch zu ihr aufschwingen. Auch hier setzt Böttiger einen irrigen Zusammenhang voraus, wenn er bemerkt: „Aber wenn einmal der Sinn für schöne Formen geweckt ist, so bleibt der Geist bei dem wirklichen Leben nicht stehn; er erhebt sich über dasselbe, um sich ein Musterbild von ihm vermöge seiner Einbildungskraft zu formen." — V. 1. Eignen. Schiller selbst berief sich Humboldt gegenüber auf Lessings Gebrauch dieses Wortes im Nathan III, 1, wo Ramler ihn als „zu scientifisch" tadelte.*) Er braucht es auch so im Macbeth V, 2. — Jenen Mächten, den Schicksalsmächten. Vgl. zu Ged. 57 Str. 24, 1.

*) Lessing setzte das Wort zuerst in dem Sinne eigen sein, angehören. Vgl. die Erläuterungen zum Nathan S. 146.

Das Schicksal heißt hier dunkel, weil es Verfall und Tod dem Menschen bestimmt. — V. 3. Zeitgewalt, Macht der Zeit. — V. 4. Unter den seligen Naturen denkt sich Schiller hier nicht die gewöhnlichen Götter, sondern höhere Wesen im allgemeinen, wie Tugend, Schönheit, Liebe. — Gespielin*), ähnlich wie bei Klopstock in der Ode die todte Clarissa Str. 1, 4. — V. 6. Die Bezeichnung der Form, des Scheines als Gestalt (vgl. S. 269) ist keineswegs an sich klar. Gerade hier hätte man vom Dichter eine anschauliche Darstellung ihres Wesens erwartet, welche lichte Klarheit in das Ganze gebracht hätte, doch die dichterische Kraft versagte. — V. 7. Auf ihren Flügeln, auf den Flügeln, welche die Liebe zu ihr euch gibt; denn sie selbst wohnt ja im Reiche des Lichtes. Vgl. Ged. 30 Str. 20, 5. — V. 8. Die Angst des Irdischen, das euch mit Sorge und Noth quälende Irdische, nach bekanntem Gebrauche des Abstraktums. Humboldt fand den Ausdruck „prächtig gewählt"; kein anderes Wort könnte alles, was der Dichter hier sagen wolle, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. — V. 9. Eng und dumpf ist das Leben, weil es den freien Aufschwung hemmt, wir bei unserer Abhängigkeit von den sinnlichen Dingen überall beschränkt sind.**) — V. 10 hieß früher in der Schönheit Schattenreich, was der Dichter änderte, weil Schattenreich, Schattenland (vgl. Ged. 72 Str. 17, 11) in ganz anderm Sinne gebraucht wird, weshalb er auch die Ueberschrift umgestaltete. Gerade dieser Gebrauch von Schattenreich hatte die Gegner des Dichters, die durch die „Xenien" des Musen-

*) Ursprünglich stand das mundartliche Gespielen.

**) Schiller hatte statt engen, dumpfen ursprünglich stürmevollen geschrieben.

almanachs aufgeregt waren, zum Spotte veranlaßt. Doch ist Str. 7, 4 der Schönheit stille Schattenlande beibehalten. Vgl. Str. 13, 2 f.

Str. 3*.*) Gebt das Leben auf und vergesset eure ganze Vergangenheit. Es war doch etwas sehr stark, daß das Leben im Reiche des schönen Scheins das völlige Aufgeben des wirklichen Lebens bedingt, wie es nur im Tode, kaum beim Einsiedler, stattfindet. Freilich wird auch Ged. 111 als ein Ausgang aus dem Leben neben dem zum Tode der zum Ideale genannt. — V. 1. Jenen fürchterlichen Scharen, den Sorgen und Leiden.**) — V. 2. Sprichwörtlich sagt man alle Brücken hinter sich abbrechen. — V. 4—6. Gebt ohne Bangen das Leben auf, das euch nur zum Tode hinführt. — Zittert nicht, wagt ohne Zittern. — Verlieren, verlassen, aufgeben. — Zum Leben, ins Leben. Es ist vom ganzen irdischen Dasein die Rede, dessen Endziel Untergang sei. — V. 7 f. Alle eure Habe, euer ganzes irdisches Wesen müßt ihr mit Freuden hingeben. — V. 9 f. Eure ganze Vergangenheit sollt

---

*) Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren:
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

**) Statt vor stand von gedruckt, was im Druckfehlerverzeichnisse verbessert war. Körner übersah diese Verbesserung.

ihr vergessen, wogegen ihr einer seligen Gegenwart euch erfreuen werdet. — Schiller erkannte, daß diese Strophe die Mahnung, sich ganz dem Ideal hinzugeben, phantastisch erscheinen lassen werde.

Str. 3**.*) Hier hören aller Schmerz, alle Sorgen, alle Leiden, alle Bedrückung, ja alle Gewissensbisse auf. Es ist ein starker Freibrief, den Schiller hier dem Idealisten ausstellt, daß er von allen sittlichen Pflichten, die er als Mensch zu üben habe, frei sei. Er überläßt sich hier frei der Ausmalung des Lebens im Reiche des schönen Scheins als reinster Seligkeit. — V. 1. Schmerzerinnerung, kühn für schmerzliche Erinnerung. — V. 2. Freistatt, insofern sie aller sie bedrohenden Qual entflohen sind.**) — V. 4. Pflichten, gegen sich und andere. — V. 6. Der Ausfall des von vor allen ist sehr hart. Die Schulden sterblicher Natur sind alle Leiden. — V. 7. Aufgerichtet, Gegensatz zum gebeugten Gange des schwer belasteten Sklaven, der jetzt seinem Herrn entlaufen ist. — V. 8. Glücklich, zu seinem Glücke, da er früher davon gepeinigt

---

*) Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorgen, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt;
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

**) V. 3 schrieb Schiller zuerst Sorge, wie auch seit Körner wohl besser gelesen wird.

war. — V. 9. Erinne statt Erinnys (Ged. 55 Str. 13, 4), hier vom Gewissen. Aehnlich heißt es in Ged. 89 Str. 2, 5 die Musen im Busen tragen. — Auch diese Strophe strich Schiller in den Gedichten, mit noch größerm Rechte als die vorige. Beide zeigen eine bedenkliche Ueberfülle und setzen das Auffallende eines solchen Verlassens der Wirklichkeit recht ins Licht.

Str. 4. Im Reiche der Formen lebt der Mensch ein frisches, glänzendes, seliges Leben. — V. 1. Erdenmalen, Malen, welche die Berührung mit der traurigen Wirklichkeit ihnen aufgedrückt. — V. 2. In der Vollendung Strahlen, im höchsten Glanze. — V. 3. Hier, in des Ideales Reich (Str. 3, 10). Vgl. Str. 3**, 7.*) — Der Menschheit Götterbild, der den Göttern gleichende Mensch. Vgl. Ged. 54 Str. 5, 3 f. — V. 4 f. beziehen sich auf der „Vollendung Strahlen". Des Lebens schweigende Phantome, die Schattenbilder der Menschen. Diese schweigen, da sie des sinnlichen Lebens beraubt sind. Leise heißen die Schatten Ged. 53 Str. 5, 3. Dem Dichter schwebte die virgilische Stelle vor (Aen. VI, 745—747), wo Anchises sagt, daß im Elysium die Länge der Zeit alle anklebenden Makel tilge und in völliger Reinheit den ätherischen Sinn herstelle, die „Glut urlauterer Heitre" (aurai simplicis ignem). — Dem stygschen Strome, dem Styx, zu Ged. 1 Str. 2, 6. — V. 6—8 führen jugendlich, frei (V. 1 f.) weiter aus. Der traurige Sarkophag der Seele ist der Leib, den Plato den Kerker der büßenden Seele nannte. Vgl. Ged. 30 Str. 6,

*) Ursprünglich begann der Vers mit wandle; im ersten Drucke stand schwebe, was Schiller in den Gedichten in schwebet verbesserte.

1 ff.*) — V. 9 f. bezeichnen den kampflosen, seligen Zustand. Der Gegensatz zum Leben scheint hier wenig an der Stelle, er leitet aber die folgende eigenthümlich als Anrede gewendete Strophe ein.**) Das Leben ist ein ewiger Kampf zwischen Sinnlichkeit und Geist, wogegen im Reich der Formen die reinste Beruhigung herrscht.

Str. 5. Wenn die anstrengenden Kämpfe des Lebens euch mißmuthig machen, dann eilt zur seligen Beruhigung in das Reich der Formen. Die Strophe ist im Zusammenhang wenig passend, da früher im allgemeinen davon die Rede war, der Mensch müsse in das Reich des Ideals flüchten. Böttiger denkt sich den Zusammenhang also: „An ihr [der Vorstellung des idealen Lebens der Götter] soll sich sein Muth wieder aufrichten, wenn er im Kampfe des Lebens gesunken ist." Wir wissen jetzt, daß sie ein späterer, freilich gleich nach Vollendung des Gedichts gemachter Zusatz ist.***) — V. 1. Entstricken, befreien, wie Schiller umstricken vom Umarmen braucht (Ged. 52 Str. 6, 2). Eigentlich sollte hier die nähere Bestimmung für den Augenblick nicht fehlen. Im Leben schließt sich ein Kampf an den andern. — V. 2. Es ist ein sondern zu ergänzen, was sehr hart. — Erquicken, auf immer.†) Dem Dichter schwebt wohl die Herstellung der ge-

*) Vgl. Goethes Divan X, 2. XI, 9. — Unsterblichkeit hatte Schiller V. 8 zuerst statt Unsterbliche geschrieben.

**) Im ersten Druck stand irrig erscheine. Die Handschrift hat Schwanket, feire, feiert, wo letzteres wohl Verbesserung von feire sein sollte.

***) In der Handschrift ist diese Strophe auf einem besondern Blatte desselben Papiers als „8-te Strophe" eingeheftet.

†) Ursprünglich lautete der Vers: „Euch zu stärken, zu erquicken."

fallenen Helden in Walhalla, Odhins Saal, vor. Vgl. Klopstocks Oden Braga und Hermann (Erläuterungen I, 363. 422. 429. — V. 3. Hier, wie Str. 4, 3. 10. — Des Sieges, den das Leben im Reiche der Formen gewährt. Vgl. Str. 4, 10. — Duftger, vom Dufte der Blätter. Vgl. Ged. 29 Str. 7, 8.*) — V. 4—6. Im Leben wird der Mensch, auch wenn er vom Kampfe ausruht, von den äußern Einflüssen willenlos hingerissen. — V. 4. Ruhten, vom Kampfe. Man erwartet ruhen. Das Imperfektum kann man nur so erklären, daß es den schon eingetretenen, also in der Vergangenheit begonnenen Zustand der Ruhe bezeichne.**) — V. 5. Leben bezeichnet den Gegensatz zum Reiche der Formen. Ursprünglich, und noch im ersten Drucke, stand Schicksal. — V. 6. Die Zeit wird als eine ewige Bewegung gedacht, die alles in sich hineinzieht. — Wirbeltanz, von der raschen Bewegung. Vgl. Ged. 6 Str. 3, 5. — V. 7—10. Wenn euch aber im Leben der Muth sinkt, weil ihr euch überall beengt fühlt, dann schwingt euch zum Reiche der Formen empor und findet in der Schönheit die höchste Seligkeit. — V. 7. Flügel, wie Ged. 25 Str. 1, 8. Ged. 30 Str. 31, 9.***). — V. 9. Hügel. Vgl. zu Ged. 25 Str. 5, 3. Die Schönheit wird als auf einem Hügel thronend gedacht (vgl. den „Strahlensitz der höchsten Schöne" Ged. 30 Str. 32, 11), von wo aus alles Schöne dem Blicke offen liegt. Vgl. Ged. 30 Str. 28, 10.†)

*) Statt wehet hatte die Handschrift wehe, mit der Verbesserung flattre, statt Kranz aus Versehen Lorbeer.

**) Statt selbst wenn hat die Handschrift wenn auch.

***) In der Handschrift steht aus Versehen peinlichen.

†) Erblicke ist ein angezeigter Druckfehler des ersten Druckes. Ursprünglich lauteten V. 9 f.:

Dann erblicket in der Schönheit Spiegel
Fröhlich das erreichte Ziel.

Str. 6 f. Im Leben kämpft man um Herrschaft und Ruhm, im Reiche der Formen herrscht wonnige Ruhe im Genusse der Schönheit. — Str. 6. Das Ausdrucksvolle im Wortklange dieser Strophe rühmte schon Humboldt. — V. 1. Des Herrschers Pflicht ist seine Herrschaft gegen alle Angriffe zu schützen. — V. 2 f. Das Glück wird hier nicht dem Ruhme entgegengesetzt, die Kampfbahn des Ruhmes ist zugleich eine des Glückes, der Sieg hängt nicht allein von der Kraft und Gewandheit, sondern auch vom Glücke ab. Vgl. dagegen V. 9 f. — Von V. 4 an hat der Dichter bloß den Kampf auf der Rennbahn im Sinne. — Unter Kühnheit ist hier wohl dasselbe, was unter Kraft gemeint (beide deuten auf Helden), wenigstens sehe ich keine andere Möglichkeit, die Stelle zu erklären, da nicht an feige Kraft gedacht werden kann; freilich wäre der Ausdruck fehlerhaft, da diese Redeweise nur dann wirksam, wenn die gleichen miteinander kämpfenden Mächte auch durch dasselbe Wort bezeichnet werden. Schiller setzte Kühnheit wohl nur aus Rücksicht auf den Vers; aber warum sagte er nicht: „Da mag Kraft sich keck an Kraft zerschlagen"? Die vielen einsilbigen Wörter wären hier eben bezeichnend. Sich zerschlagen, schlagend sich bewähren oder brechen. Vgl. Goethe in Wanderers Sturmlied 101 ff., das freilich Schiller noch nicht kannte. — V. 5 f. Hier schwebte wohl Homers Schilderung des Wettrennens in der Ilias XXIII, 365 ff. 502 ff. vor. — Sich vermengen, vom Fahren nebeneinander. Vgl. auch Ged. 216 Str. 3. An das Aneinanderprallen und Zertrümmern der Wagen ist nicht zu denken, obgleich auch dieses die Ilias (XXIII, 428. 535 ff.) erwähnt. Vielleicht schwebt der homerische Gebr[illegible]ch von μίσγεσθαι vor. Die rasch auf der Bahn hineilenden, bald hoch

bald nieder gehenden Wagen krachen. — V. 7. Dank, Preis. zu Ged. 65 Str. 8, 9. — V. 8. Hippodromos*) heißt die Rennbahn schon bei Homer. Es war eine Doppelbahn, so daß die Wettstreitenden dem Ausgangspunkte gegenüber wieder ankamen. — V. 9. Zwingen, daß es ihm den Sieg gewährt. — V. 10. Wenn, während, wogegen. — Str. 7, 1 f. Zum vorangehenden Relativsatze zu Ged. 10, 1. Das mühevolle Leben wird einem von Klippen eingeengten, durch sie sich ergießenden Flusse verglichen. — V. 3. Des Lebens Fluß, das Dasein. Vom irdischen Leben kann es hier nicht stehn, weil es in dem vom Reiche der Formen geltenden Hauptsatze auftritt. — V. 4. Stille, im Gegensatz zur stürmischen Wirklichkeit (V. 2). — Schattenlande, das Reich der Formen, die er als Gestalten, Schatten bezeichnet.**) Vgl. zu Str. 3, 10. — V. 6. Aurora und Hesperus, der Himmel am Morgen und Abend. Vgl. Ged. 57 Str. 8, 1. Die Ruhe des Spiegelflusses (vgl. Str. 1, 1) wird dadurch treffend bezeichnet. — V. 7—10. Die Triebe, die im Reich der Formen ausgesöhnt sind, können nur der sinnliche und der geistige sein, deren unmögliche Verbindung auf Erden Str. 1, 7 ff. aussprechen, nämlich insofern der Mensch sich nicht ins Reich der Formen aufschwingt. Inwiefern eine solche Vereinigung dort gegeben sei, hätte man gern ausgeführt gesehen. Die Anmuth verbindet sie frei, insofern sie sich freiwillig

*) Schiller brauchte die abgekürzte Form Hippodrom.

**) In den ästhetischen Briefen nennt er einmal die Welt des Scheins das wesenlose Reich der Einbildungskraft. Kaum dürfte Schattenland hier ein anmuthig beschattetes Land bezeichnen sollen. Sonst braucht man Schattenland, wie Schattenreich, von der Unterwelt, wo nur Schatten wohnen.

hingeben, von wechselseitiger Liebe angezogen. Humboldt gibt zu, daß in Str. 5—7 in einzelnem Schwierigkeiten gefunden würden, aber kein Wort dürfte nach seiner Ueberzeugung anders stehn, eigentlich sei gar keine Dunkelheit da.*)

Str. 8 f. Wenn die Kunst im Leben sich abarbeiten muß, so erfreut uns im Reiche der Formen die reinste, freieste Schönheit. Humboldt fand diese beiden Strophen ausgezeichnet, bewunderte besonders die Leichtigkeit in Str. 9, 4 ff. — Str. 8, 1. Das Todte, die leblose Masse, dasselbe, was V. 2 als Stoff, V. 6 als Element bezeichnet wird. — V. 2 f. Der Genius vermählt sich mit ihm „in der Anmuth freiem Bund", während Schiller in den ästhetischen Briefen sagt, der Meister müsse den Stoff durch die Form vertilgen. — Thatenvoll**), insofern er die Kraft und den Drang zu Thaten in sich trägt. — V. 4—6. Da bedarf es der größten Anstrengung. — Nerve, Kraft. In Nerve unterwerfe, wie oben Str. 3**, 7. 9 in Sklave schlafe, kannte Schiller, wie er gegen Humboldt äußerte, keine Verschiedenheit in der ihm geläufigen Aussprache. — Der Gedanke, von der dem Künstler vorschwebenden geistigen Anschauung.***) — V. 7 f. Die Verse stehen zu den beiden folgenden im Verhältniß eines Vergleiches: „Wie nur der tiefste Ernst die Wissenschaft zu Tage fördert."†) — Bleichet, schreckt. Vgl. Ged. 30 Str. 7, 10. — Rauscht, entdeckt die verborgene Wahrheit, wie der Ruthengänger unterirdische

*) Die Handschrift hat V. 7 zarte und als Verbesserung Wechseltriebe, V. 8 freien.

**) In der Handschrift findet sich schöpferisch.

***) Dem (statt das) Element stand aus Versehen in der Handschrift.

†) Für Ernst hat die Handschrift Fleiß.

Wasser. Der schwere*) Schlag des Meisters ist weniger passend, da es nur auf die erste rohe Bearbeitung des Marmorblockes gehn kann, nicht auf die feinere Arbeit, aber freilich lag das Verfehlte darin, daß er hier des Erweichens des Marmors statt der Kunst des Bildners gedenken wollte oder des Reims wegen mußte. — Str. 9, 1. Der Schönheit Sphäre, das Reich der Formen. Dies kann nur auf das Vordringen ins Reich des Ideales, im Gegensatz zu Str. 8, 1 ff., gehn, wo vom Genius die Rede ist. — V. 2. Die Schwere, die Mühseligkeit der Arbeit. — V. 3. Sie muß hier auf die Schwere, die mühevolle Arbeit gehn, nicht auf die Schönheit, zu deren Sphäre der Stoff ja gar nicht gelangt.**) — V. 5. Wie aus dem Nichts gehört zu leicht. — V. 7 f. Es ist ohne alle Zweifel und Kämpfe entstanden, die man den irdischen Werken der Kunst ansieht [das ist freilich eine starke Behauptung]; aus ihm spricht nur das Selbstbewußtsein müheloſen Sieges.***) — V. 9 f. Kein Mangel erinnert an menschliche Unzulänglichkeit.†) Winkelmann bemerkte vom belvedereschen Apollo: „Hier ist nichts Menschliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert.“ Schiller setzte einen Zustand voraus, in welchem es keinen zu bewältigenden Stoff gibt, da sonst gar kein Gegensatz zu dem schaffenden Künstler von Str. 8 gegeben wäre. Kuno Fischer erklärt, unbekümmert um den Wortlaut, Str. 9: „Aber setzen wir, daß die Aufgabe glücklich gelöst und der Zustand ästhetischer Freiheit hergestellt ist, so sind die Qualen der Arbeit und des

*) Die Handschrift liest schweren statt schwerem.

**) Der (statt den) sie war Schreib- oder Hörfehler der Handschrift.

***) Die Handschrift hat das vielleicht treffendere Stürme statt Zweifel.

†) In der Handschrift findet sich alle Zeugen.

Kampfes verschwunden im Genusse der entdeckten Wahrheit, des gelungenen Kunstwerks, der sittlichen Harmonie." Wo bliebe aber da der Gegensatz zwischen Leben und Ideal? Denn solche Genüsse werden uns ja im irdischen Leben im Anschauen und Auffassen vollendeter Kunstwerke zu Theil. Der geforderte Gegensatz, den auch Böttiger verwischt, kann nur in der höhern, reinern Schöpfung des Künstlers im Reiche des Ideals liegen. Auch dem Künstler auf Erden schwebt eine ideale Gestalt vor (vgl. Ged. 44 Str. 6 f. Ged. 97 zu Ende), aber im Reiche des Ideals tritt diese reiner hervor, es bleibt nicht das geringste Mißverhältniß, es herrscht das vollkommenste Gleichgewicht.

Str. 10 f. *Im Reiche der Formen fürchten wir nicht mehr die unnahbare Größe der Gottheit, wir fühlen uns mit ihr in Uebereinstimmung.* Humboldt versteht die beiden Strophen so: „Der bloß moralisch ausgebildete Mensch geräth in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höhern Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstand ganz auf." Und Schiller widerspricht dieser Deutung nicht, welche auch durch die oft angeführten ästhetischen Briefe eine Stütze erhält. Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, heißt es dort, könne bei seiner Erscheinung in der Sinnlichkeit der Verfälschung nicht entgehn. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spreche, so müsse es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt sei, jene

Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehn. Er habe es nicht mit einem heiligen, sondern mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung sei also Furcht, die ihn erniedrige, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebe. Aber dort ist bloß von der ersten Entwicklung der Menschheit die Rede, die ja schon in der griechischen Religion überwunden ist, wo die Götter den Menschen mit ihrem eigenen Bilde überraschten, indem sie seine Vorstellung wurden. Bei Humboldts Deutung vermissen wir den scharfen Gegensatz zwischen dem beschränkten Leben auf Erden und dem Schweben im Reiche der Formen. Muß denn der Mensch ins Reich der Formen fliehen, kann er nicht die Lösung des Zweifels in eigener Brust finden? — Str. 10, 1—3. Wenn der Mensch erkennt, daß er die Forderung des Sittengesetzes nicht ganz zu erfüllen vermag, wenn er Gott nur mit dem Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit naht.*) — V. 4—6. Dann muß er erkennen, wie schwach seine Tugend sei, er muß den Muth zum Handeln verlieren, sich seiner Schwäche schämen, da er die Höhe jener Forderungen nicht erreichen kann. — V. 6—10. Zur Erfüllung dieser höchsten Forderungen der Sittlichkeit kann er auf keine Weise gelangen; eine ewige Kluft ist zwischen ihm und der Gottheit befestigt, der Strom zwischen ihnen ist nicht zu überschreiten, kein Haltpunkt geboten. — Daß kein Sterblicher dies aus sich vermöge, daß er dazu in das Reich der Formen fliegen müsse, ist, wenn man das Reich der Formen nicht als ein bloßes Bild nimmt, wodurch das ganze Gedicht

*) In der Handschrift steht V. 1 dürftger Blöße, V. 3 lautet: „Schuldbefleckt dem Heiligen auch naht."

wesentlich verliert, kaum zu rechtfertigen. Auch wird man gedrungen, hier an die so viele beruhigende Macht der Religion zu denken. — Dies Ziel erflogen, ein aus Str. 5, 10 wiederholtes Bild. — Zu V. 9 vgl. Ged. 38 Str. 4. Ged. 57 Str. 3, 7 ff. Str. 12, 5. Ged. 59 Str. 7, 4 ff. Der letzte bildliche Ausdruck (vgl. Ged. 10) fällt etwas matt ab. — Str. 11 lautete ursprünglich:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke,
Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heilge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott.

Aber schon in der Handschrift klebte Schiller über diese frühere Fassung ein Blatt mit der jetzigen. — V. 1 f. änderte Schiller, wie er an Humboldt schrieb, weil sie in der frühern Fassung ihm zu prosaisch und nicht anschaulich genug erschienen. Aber der Freund nahm an dem jetzigen Freiheit Anstoß, weil der Leser, wenn er nicht genau aufmerke, hier an die moralische Freiheit denken könne, was selbst Fichte begegnet sei. „Mir däucht", erwiderte Schiller, „daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff rein [aber rein fehlt ja in dieser Fassung] und jenes durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet." Die Freiheit der Gedanken ist das Reich der freien Gedanken. Freilich erinnert es an den Freidenker, von dem hier nicht die

Rede ist. Freiheit erklärt sich durch den Gegensatz der Schranken (V. 1). Gedanke, hier von der Vorstellung, ähnlich wie Str. 8, 6. — V. 3. Die Furchterscheinung, das Bild, das euch in Furcht setzt. — V. 4. Der ewge Abgrund, der „grauenvolle Schlund“ (Str. 10, 8), der ewig bestehn bleibt. Wir sehen das Gesetz in unserer eigenen Natur gegeben. — V. 5 f. Das göttliche Gesetz erkennt ihr dann als euren eigenen Willen; die Gottheit steht euch nicht mehr als etwas Fremdes gegenüber, sie wird euch gleich. Humboldt rühmt die Erhabenheit dieser beiden freilich äußerst kühnen Verse. — V. 7 f. Das Gesetz wird nur für denjenigen eine harte Fessel, dessen Natur ihm widerstrebt, und der, weil er daran gebunden wird, sich als Sklave fühlt. Vgl. Ged. 98, 47 f. — V. 9 f. Wenn der Mensch das Gesetz als sein eigenes erkennt, das ihm deshalb nicht zuwider sein kann, so verliert die seine Erfüllung streng gebietende Gottheit ihr schreckliches Ansehen. Das nicht recht bezeichnende auf die höchste Macht gehende Majestät drang wohl nur der Reim dem Dichter auf. Man erwartete Schrecklichkeit oder einen ähnlichen Ausdruck (vgl. V. 3).

Str. 12 f. Im Reiche der Formen wird der zerreißende Schmerz über entsetzliches Leiden zu erhebender Wehmuth. — Str. 12, 1. Umfangen, umgeben, ihr sie schaut. — V. 2 f. Beispielsweise wird das gräßliche Unglück Laokoons genannt, der sich vergeblich der ihn ganz umwindenden Schlangen zu erwehren sucht, die bereits seine Söhne verzehrt haben. Vgl. Schillers Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneïs Str. 37 f. Im ersten Drucke in den Horen lautete V. 2: „Wenn dort Priams Sohn der Schlangen“. Belehrt, daß Laokoon keineswegs ein Sohn des Priamus sei (er wird als

Bruder des Anchises, als Sohn des Acötes von der besten Ueberlieferung bezeichnet, die auf das Gedicht „Zerstörung Ilions“ von Arktinus zurückgeht), so führte er diese Stelle im letzten Hefte des Jahrganges der Horen unter den „Druckfehlern und Verbesserungen“ an, und bemerkte: „Anstatt dort Priams Sohn lies Laokoon.“ Unglücklicher Weise vergaß er diese, wie andere eigene Verbesserungen, als er seine Gedichte herausgab. J. Meyer hat dieses Uebersehen bemerkt und danach Schillers eigene Aenderungen eingeführt.*) — V. 4—6. Da mag der Mensch über ein so ungeheures unverschuldetes Leiden die Grausamkeit des Himmels anklagen**), und seine Klage euer Herz blutig zerreißen, so daß es dafür keinen Trost findet. Auffallend tritt das Mitgefühl hier nebensächlich V. 6 ein, da es, besonders nach V. 1, als Hauptsache erscheinen und den Nachsatz bilden müßte, doch wird es V. 7—10 sehr weit ausgeführt. — V. 7. Furchtbar, da sie mit Furcht die Seele erfüllt, wie selbst in der tragischen Dichtkunst. — V. 8. Der Freude Wange, sehr kühn für die Wange, auf welcher die Freude wohnt, da die Röthe der Wange diese verräth. Ein solches Mitgefühl (Schiller bedient sich des gangbaren Fremdwortes. Vgl. zu Ged. 40

*) Humboldt hatte es zuerst ohne Bemerkung durchgehn lassen, weil ein Bekannter, wohl aus falscher Erinnerung, behauptete, Laokoon werde wirklich unter Priams Söhnen genannt. Gödeke meinte, „Priams Sohn“ könne „im übertragenen Sinne des kindlichen Verhältnisses des Unterthanen zum Könige, Vater“ aufgefaßt werden, was unnöthigerweise eine arge Seltsamkeit Schiller aufbürdet, da dieser seinen Irrthum erkannt hatte.

**) In der Uebersetzung des vierten Buches der Aeneis hatte Schiller schon „Des Aethers hohe Wölbung heult (das weibliche Geheul) nach“ für Virgils: Resonat magnis plangoribus aether. Sonst findet sich bei Virgil ferit aethera clamor, was dem „Schlagen an des Himmels Wölbung“ näher liegt.

Str. 4, 6*)) ist heilig, weil es aus reinster Tiefe der menschlichen Seele fließt.*) Die Seele, welche dadurch leidenschaftlich erschüttert wird, nennt der Dichter das Unsterbliche, wie bei Klopstock (Ode 13 Str. 11) „die Unsterbliche, die du mir, Gott, gabst". — Str. 13, 1 f. In dieser weiten Beschreibung des Reiches der Formen (vgl. Str. 3, 3 ff.) stand noch im ersten Drucke wo die Schatten selig wohnen. Vgl. zu Str. 3, 10. — V. 3. Der Jammer wird mit einem wild brausenden Sturm verglichen, der den ganzen Himmel trübt. Der Gegensatz ist V. 10 angedeutet. — V. 4—6. Hier finden keine Erschütterungen der Seele statt, sondern nur Rührung, da wir den Geist mächtig gegen das ihn bedrohende oder erfassende Unheil ankämpfen sehen; die Thräne fließt nur der Rührung, nicht dem verzweifelnden, haltlosen Schmerze.**) — V. 7—10. Die Seelengröße des Leidenden erscheint in der unsere Seele ergreifenden Rührung. Wie nach dem schweren Gewitter die bunten Farben des Regenbogens uns erfreuen, so erhebt uns die unerschütterliche sittliche Kraft des Leidenden. Vgl. Ged. 114. Letztere bezeichnet der Dichter überkühn als „der Ruhe heitres Blau", indem er den Vergleich mit dem heitern blauen Himmel, im Gegensatz zum Bilde des Sturmes (V. 3), einfließen läßt. Der Ausdruck ist hier überladen. — Farbenfeuer, von den glänzenden Farben im Gegensatz zur Trübe des fallenden Regens und der schwarzen Wolke. Vgl. zu Ged. 70, 1. Offenbar schwebt hier die Tragödie vor, deren Zweck Rührung ist. In dem Aufsatze Ueber das Tragische (1792) bemerkte Schiller, die Tragödie stelle eine zu-

*) In der Handschrift steht der mächtgern Sympathie.
**) Statt tapfrer hat die Handschrift schöner.

sammenhängende Reihe von Begebenheiten dar, welche Menschen in einem Zustande des Leidens zeige und zur Absicht habe, unser Mitleid zu erregen. Den Grund des tragischen Vergnügens setzte er in einer vorhergegangenen Abhandlung in die Empfindung der moralischen Zweckmäßigkeit, in das Bewußtsein unserer moralischen Natur, das am lebhaftesten in einem gewaltsamen Zustande, einem Kampf erhalten werden könne. Aber wie kann der Dichter diese Wirkung nur demjenigen zuschreiben, der in den heiteren Regionen der reinen Formen lebt?

Str. 14 f. Als Bild der Verklärung des Menschen im Reiche der Formen tritt schließlich die Vergötterung des Herkules hervor. Nach Humboldt gibt dieser prächtige Schluß den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wieder. — Str. 14, 1. Die Geschichte, wie Herakles zum „harten Frohn des Eurystheus" durch die List der Hera gezwungen ward, erzählt schon Homer (Ilias XIX, 96—133).*) In einer spät eingeschobenen Stelle der Odyssee (XI, 620 ff.) sagt Herakles, obgleich er Sohn des Kroniden gewesen, habe er doch „unaussprechlichen Gram" geduldet; „dem sehr viel schlechtern Manne fröhnt' ich aus Zwang, der die schwersten der Kampfarbeiten mir auftrug." Vgl. auch Ilias VIII, 363. — V. 2 f. In ewigem Gefechte, etwas sonderbar für immer kämpfend. Dadurch ward ihm das Leben schwer. — Alcid, ohne das Geschlechtswort, ist hart. Alcides, Ἀλκείδης heißt Herkules von seinem Großvater Alkeus, gewöhnlich Alkaios genannt. Zu den Arbeiten des Herkules vgl. Ged. 62 Str. 7, 7 ff. — V. 4. Hydern, von der einen,

*) Statt des Feigen hat die Handschrift Eurystheus als Verbesserung.

aber vielköpfigen lernäischen Hydra, bei der aus jedem abgeschlagenen Kopfe zwei neue hervorwuchsen. — Den nemeischen Löwen erwürgte Herkules. Vgl. Ged. 62 Str. 7, 9. Ged. 218 Str. 5, 9. „Umarmt' den Leuen ist absichtlich", schreibt Schiller an Humboldt. „Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen." — Den Leuen. Zum Reime vgl. Ged. 62 Str. 7. — V. 5 f. Die Freunde deutet auf Theseus und dessen Freund Pirithous. Diese befreite Herkules erst, als er nach dem Auftrage des Eurystheus den Cerberus heraufholte (Virg. Aen. VI, 392—397). — V. 6 lautete in der Handschrift: „Muthig in des Höllenschiffers Kahn", im ersten Drucke „Lebend in den acherontschen Kahn"; erst die Gedichte gaben „in des Todtenschiffers Kahn". Den acherontschen Kahn (vgl. zu Ged. 52 Str. 3, 7 f.) steht noch in einem Gedichte vom Jahre 1800 (Ged. 217 Str. 6, 2). Der Kahn fährt eigentlich über den Styx, doch dient auch der Acheron und der Cocytus zur Bezeichnung der Unterwelt. Vgl. Ged. 6 Str. 6, 6. — V. 7—10. Die Kämpfe hatte eigentlich Eurystheus, nicht Hera ihm auferlegt. Auch nach den gewöhnlich angeführten zwölf Arbeiten hatte Herkules noch manche Mühen und Kämpfe zu bestehn; der Groll der Göttin, die schon bei seiner Geburt ihm entgegengewirkt hatte, verfolgte ihn noch immer. — Willgen, die den aufgelegten Lasten sich nicht entzogen. — Str. 15, 1—6. Von dem in Gift getauchten Gewande des Nessus am ganzen Körper schrecklich verwundet, ließ Herkules sich auf den Oeta bringen, wo er auf einem Scheiterhaufen sich selbst verbrannte, wie dies der Schluß von Sophokles' Trachinierinnen ergreifend darstellt. Nach Ovid (Met. IX, 229—272) verzehrte das Feuer alle Aehnlichkeit mit seiner Mutter, nur Jupiters unsterbliche Züge behielt

er, ja er erschien viel größer und ehrwürdiger. Wenn bei Ovid Jupiter selbst ihn auf einem Viergespann zum Himmel führt, so schwebt er bei Schiller zu den Wolken empor und die Erinnerung an sein mühevolles Leben schwindet von ihm, sinkt wie ein trübes Gewölk allmählich immer tiefer zur Erde, je höher er ätherleicht schwebt. — Fließen bezeichnet treffend die Leichtigkeit seiner Göttergestalt.*) Die Wiederholung des sinkt mit dem wiederkehrenden und, wie der ganze Vers, ist sehr ausdrucksvoll, wenn sie auch zur Zeit von den Gegnern Schillers verspottet wurde. — V. 7 f. Vgl. Ged. 29 Str. 11, 6. Ged. 46 Str. 2, 6. Unter des Olympus Harmonien werden das Spiel des Apollo und der Gesang der Musen im Palaste des Zeus verstanden. Vgl. Ged. 47 Str. 1, 5. Ged. 54 Str. 22. In Bürgers hohem Liede heißt es, Hymens Hand habe dem Erwählten ein Leben gewebt: „wie es in Kronions Hallen Hebe mit Alciden lebt.“**) — V. 9 f. Die Göttin Hebe, des Zeus und der Hera Tochter (vgl. Ged. 46 Str. 3, 3), erscheint schon bei Hesiod (Theog. 950—955) als Gattin des Herakles. In der Ilias (IV, 3) schenkt sie den Göttern den Nektar ein. Daß sie dem Herakles lächelnd den Pokal reicht, soll ihre liebevolle Zuneigung für diesen bezeichnen, der sich zum Olymp durchgerungen. Hesiod sagt, Herakles habe sie auf dem Olymp zu seiner Gattin gemacht, der Glückliche, der, nachdem er Großes vollbracht, unter den Unsterblichen lebe, leid- und alterlos, ewige Zeiten. —

*) Die Handschrift hatte als Verbesserung steigt an der Stelle von fließt.

**) Statt verklärten hatte die Handschrift entzückten verbessert. — Chronions steht in der Handschrift, dem ersten Drucke und den beiden ersten Ausgaben der Gedichte, aber unter den Druckfehlern verzeichneten die Horen *ich Chronions* statt Kronions.

Rosenwangig, wie Voß Homers Beiwort καλλιπάρηος (schönwangig) von Frauen und den Göttinnen Themis und Leto übersetzt Ilias IX, 664, sonst meist rosig. Hebe heißt bei Hesiod schönknöchelig (καλλίσφυρος), wofür Voß blühend setzt.

---

70. Parabeln und Räthsel.

Die Ueberschrift führt irre, da alle hier zusammengestellten Gedichte Räthsel sind, der parabolische Charakter gar nicht oder als nähere Bestimmung zu Räthsel anzudeuten war. Die dreizehn Räthsel sind auf Veranlassung der fünfmaligen Aufführung der Ende 1801 aus Gozzi von Schiller übersetzten Turandot entstanden; von den hierzu gebrauchten 15 Räthseln (es sollten immer neue Räthsel gegeben werden) war eines zur ersten Aufführung aus Gozzi herübergenommen, nur etwas verändert und weiter ausgeführt, zur zweiten gab Goethe eines. Am 27. Dezember 1801 war Turandot abgeschlossen worden; aufgeführt wurde das Stück zum erstenmal am 30. Januar 1802, wiederholt am 2. Februar und 24. April 1802, am 9. März 1803 und am 11. Januar 1804. Zur ersten Aufführung lieferte Schiller außer dem von Gozzi beibehaltenen Nr. 6 und 10, zur zweiten, da Goethe eines beisteuerte, Nr. 1 und 8, zur fünften, wozu er sehr rasch am Abend vorher die neuen Räthsel entwarf, Nr. 7, 9, 12. Welche von den noch übrigen sechs der dritten und vierten Aufführung angehören, läßt sich nicht sicher bestimmen. Zur dritten rechnen Meyer und Gödeke 2, 3, 4, zur vierten 5, 11, 13. Da aber Räthsel 4, 5 und 11 sich in der Versform von

allen übrigen unterscheiden, so möchten diese wohl zu einer Aufführung, ich vermuthe zur vierten, gehören. Turandot erschien 1802. Räthsel 1, 8, 11 standen im „Taschenbuch für das Jahr 1803, der Liebe und Freundschaft geweiht", 1—6, 8, 10, 11, 13 unter der jetzigen Aufschrift Parabeln und Räthsel in dem 1803 erschienenen zweiten Theile der Gedichte, deren zweite Auflage (1804) die drei zur fünften Aufführung gedichteten (Str. 7, 9 und 12) einfügte. Im Taschenbuche für Damen auf 1806 wurden auch die Lösungen sammt diesen selbst von Schillers Gattin mitgetheilt.*) Schiller suchte, ganz abweichend von Goethe, durch die Pracht und den Glanz der Schilderungen seinen Räthseln einen besonderen Reiz zu verleihen. Eine Deutung derselben gab bereits A. G. Lange im Jahre 1809 im deutschen Merkur (Heft 12), die verkürzt der von K. G. Jacob veranstalteten Sammlung von dessen vermischten Schriften und Reden (1832) einverleibt wurde.

1. Der Regenbogen.

Zu der zweiten Aufführung der Turandot dichtete Schiller unser Räthsel und den Blitz (8), Goethe den Schalttag. Die ursprüngliche Fassung unseres Räthsels und die Auflösung hat sich auf einem Quartblatte von Schillers Hand erhalten, auf dessen Rückseite sich, gleichfalls von diesem geschrieben,

*) Von den übrigen wurde die von 9 1808 im „Anzeiger der Deutschen", diese und die von 12 von der Familie an Hoffmeister (Nachlese III, 364 f.) mitgetheilt. Die Hinterbliebenen hatten beide von der Direktion des Weimarischen Theaters erhalten, die andern waren 1825 beim Theaterbrande untergegangen.

Goethes Räthsel der Schalttag mit folgender von Schiller zum Zwecke der Aufführung hingeworfenen Antwort Kalafs findet:

Der Sohn, der seinen vielen Brüdern
In allen Stücken völlig gleicht,
Und dennoch nur in ihren Gliedern
Wie eingeschoben mit unterschleicht —
Was gleicht sich wie ein Tag dem Tage?
Es ist der Schalttag, den Du meinst.

Unser Räthsel, das an zweiter Stelle stand, löste Kalaf also auf:

Die Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet
Und über die kein Wanderer gezogen,
Am Himmel siehst du sie, sie heißt — der Regenbogen.

Statt des beginnenden die war diese gedruckt. V. 3 hat einen Fuß zu viel. Von unserm und dem achten Räthsel schrieb Goethe am 2. Februar, sie hätten den schönen Fehler der ersten der Turandot, besonders des Auges (6), sie enthielten entzückte Anschauungen des Gegenstandes, worauf man fast eine neue Dichtart gründen könnte. Das Räthsel der Regenbogen sei leicht zu errathen, aber erfreulich. Es war wohl am 31. Januar oder am 1. Februar 1802 gedichtet.

In demselben einfachen jambischen Maße hatte Schiller schon den Pflug, das dritte ursprüngliche Räthsel der Turandot, gedichtet; das zweite, das Auge, besteht aus zwei Strophen, welche eine Verdoppelung der unsern sind. Auch Räthsel 3, 9 und 13 haben dasselbe Versmaß, Räthsel 8 mit untermischten

Anapästen. In Räthsel 2 ist noch ein dritter Reimvers auf V. 2 der zweiten Strophe oder, wenn man das Ganze als eine Strophe nimmt, auf V. 6 hinzugekommen. Räthsel 7 hat nach zwei Strophen oder einer Doppelstrophe eine dritte von gleichfalls vier Versen, die abwechselnd reimen, und es treten häufig Anapäste ein. In der Doppelstrophe von Räthsel 12 lauten auch V. 6 und 8 männlich aus.

Str. 1 bezeichnet die plötzliche Entstehung. — Der graue See, worüber die Brücke des Regenbogens (Ged. 43 Str. 8. Ged. 71. 127 f.) geschlagen wird, ist nicht die Regenwand, der Phöbus sich gattet, wie Goethe im Divan sagt*), sondern die vom Regen überschwemmte Erde. Jede andere Auslegung widerspricht dem deutlichen Ausdrucke des Dichters. Der Bogen steht ja an beiden Enden auf der Erde; denn nur an einen vollen, ganz beobachteten Regenbogen dürfen wir hier denken. Den tiefern Regenbogen unter dem See zu verstehn geht nicht an, da dieser vom höhern durch keine deutliche Grenze geschieden ist. Man hat sogar an „den durch einen Regenguß in einen Morast verwandelten Erdboden" gedacht. — Die Perlen sind die Regentropfen, woraus, eigentlich worauf, sich der Regenbogen bildet.**) — Str. 2. Die ungemeine Höhe und Verschiedenheit von allen irdischen Brücken. — V. 1. Die Wiederholung des Beiworts höchster wirkt hier steigernd. — V. 3. Sie selber, im Gegensatz der Schiffe. — V. 4. Du kannst sie nicht erreichen; wenn du dich ihr nähern willst, kommst du ihr nicht näher. —

*) I, 9. In Goethes Gedicht Regen und Regenbogen (Parabolisch 30, 3) hält sich der Philister auf, daß „der Regenbogen an grauer Wand heraufgezogen komme".

**) Statt schwindelnd hatte der erste Druck glänzend.

Str. 3. Sie verschwindet zugleich mit dem Strom, aus dem sie entstanden. Der Strom ist die Regenwand. — V. 1 f. Mit sagt der Dichter absichtlich dunkel statt aus oder auf. — Des Wassers Flut, eben jener Strom. — V. 3 f. Nicht die Bezeichnung des Regenbogens wird gefordert, sondern ein doppeltes, der Ort und der Schöpfer der Brücke, was kaum der Weise des Räthsels entsprechen dürfte. Eher geht dies in Räthsel 3 an, wo im Räthsel selbst Herde und Hirt genau bezeichnet werden und beide innig verbunden sind, oder Räthsel 6, wo das eine im andern sich befindet.

2. Das Fernrohr.

Wahrscheinlich zur dritten Aufführung der Turandot gedichtet, an zweiter Stelle, an welcher bei der zweiten der Schalttag stand. Die richtige Deutung hat erst Joachim Meyer gegeben. Die seit Lange allgemein angenommene Deutung auf das Auge scheitert, abgesehen davon, daß diesem Räthsel 6 gilt, am letzten Verse, der dadurch fast albern wird, wogegen er eine neckische treffende Beziehung auf das Fernrohr enthält. „Mancher dachte hier an die Erde, den Gedanken, die Phantasie", bemerkt Lange. Zum Versmaß vgl. oben S. 301 f. — V. 1 f. bezeichnen die weite Tragkraft, V. 3 f. das Tragen durch die Luft, V. 5—8 die ungeheure Schnelle, worauf der Dichter neckisch das Räthsel durch das hier wörtlich genommene Augenblick halb verräth. — V. 1 ist meilenweit nicht bezeichnend genug. Vgl. dagegen Räthsel 12, 5. — V. 4. Und, und doch. — V. 7. Das größte aller Meere, die Unendlichkeit der Himmelswelten. Vgl. Ged. 10.

— V. 8. Gedankenflug, Schnelle des Gedankens. Schon in der Odyssee VII, 36 heißen die Schiffe „schnell wie Fittige oder Gedanken"; in der Ilias XV, 80 ff. wird die Schnelle des Gedankens zu einem Gleichniß verwandt. Indische Dichter nennen Pferde „schnell wie Gedanke und Wind".

3. Der Sternhimmel und der Mond.

Wahrscheinlich gleichzeitig mit Räthsel 2 entstanden, und zur ersten Stelle bestimmt, an welcher bei der vorigen Aufführung der Regenbogen stand. — Str. 1 bezeichnet den Anblick im allgemeinen und die ewige Dauer für alle Geschlechter der Menschen. Der Mond als Hirt, die Sterne als Schafe oder Lämmer kommen schon in einem Wiegenliede vor.*) — Zu V. 3 f. vgl. den Schluß von Ged. 71. — Str. 2, 1 f. Ihr Trinkbrunnen und Hirt. Der Born ihres Lebens deutet auf ihre ewige Dauer. — Unerschöpft, wie Ged. 63 Str. 3, 4. Daß die Hörner des Mondes als ein Hirtenhorn des Mondes genommen werden, ist etwas spielend, da ja der Hirt selbst am Himmel verschwindet, wenn die Mondsichel sein Horn bezeichnet. — Str. 3. Das Bild des wachsamen Hirten wird weiter ausgeführt. — V. 1. Goldnen Thoren, des Abendroths. — V. 2. Jede Nacht, da er immer auf der Wacht steht. — V. 3. Lämmer. Auch das deutsche Wiegenlied wechselt zwischen Schafen und Lämmelein. Hier ist der Wechsel bezeichnend. — V. 4.

*) Simrock „das deutsche Kinderbuch" S. 59 f. Vgl. auch Herders Epigramm Das Gesetz der Welten im Menschen. In der Sage von der Io ist diese der Mond, der sie bewachende Hund Argos der Sternenhimmel.

Des Zurücktreibens am Morgen wird nicht gedacht, nur angedeutet, daß er tagtäglich den Weg hin und her macht. — Str. 4. Daß der Hund (der Sirius) und das Sternbild des Widders dem Hirten Mond zugegeben werden, beruht bloß auf der zufälligen Namensbezeichnung dieser Gestirne. Noch zufälliger ist die Löwin Ged. 44 Str. 1, 5.

4. Das Weltgebäude.

Wohl zur vierten Aufführung und zwar als erstes Räthsel gedichtet. Vorangeht eine Doppelstrophe oder zwei Strophen, in welchen die Verse abwechselnd reimen. Die ungeraden Verse sind jambische Dimeter, die geraden um eine Silbe kürzer, wogegen sonst die weiblichen Verse eine Silbe mehr haben. Den Schluß bilden ein männliches und ein weibliches Reimpaar derselben Art. Säulen reimt hier auf weilen.

Str. 1. Seine Größe, neben welcher gelegentlich hervorgehoben wird, daß diejenigen, die es durchwandern, alle daraus scheiden müssen, weil sie dem Tode verfallen sind. — V. 3 ist hart; das erste 's könnte wegfallen. — Str. 2. Sein künstlicher Bau und seine Beleuchtung. — Es steckt sich an, in Folge seiner wunderbaren Einrichtung. Eigentlich zündet sich die Lampe von selbst an. Die Himmelslampe ist die Sonne, die häufig Himmelslicht heißt, freilich auch Sonne und Mond Himmelslichter. — Str. 3. Das Himmelsdach. Die Vorstellung der Bildung desselben aus einem einzigen Edelstein ist kühner als anschaulich.*) Daß der Himmel als Dach des Welt-

*) Die beiden letzten Verse dürfen nicht eingerückt werden.

alls gedacht wird, obgleich Sonne, Mond und Sterne an ihm wandeln, kann nur die Freiheit des Räthsels entschuldigen.

5. Tag und Nacht.

Wohl zu derselben Aufführung wie das vorige Räthsel als drittes gedichtet. Auf eine Strophe, wie in Räthsel 4, folgen drei Reimpaare, von denen nur das letzte weiblich ist. Das Bild der zwei Eimer ist schon aus der äsopischen Fabel bekannt; in Goethes Faust tritt es bedeutsam hervor. Daß der eine immer voll ist, sagt bereits V. 3, aber V. 5 hebt es noch einmal im Gegensatz zum andern hervor. Wunderlich ist es, daß V. 7 der Eimer von demjenigen, der ihn heraufzieht, gleich an den Mund gesetzt und wohl ausgetrunken wird, damit er wieder leer heruntergehe. Die beiden Verse entbehrte man gern. Das Räthsel wird dadurch weder anmuthiger noch klarer.*) Langes eben gegebene Deutung des gar zu unbestimmten Räthsels empfiehlt sich am meisten, obgleich dieses danach mißlungen ist. Man hat auch an Jugend und Alter, Gegenwart und Vergangenheit gedacht, die aber nicht in demselben Brunnen auf- und absteigen, wie die Tage und Nächte im Jahre. Das Räthsel des Kleobulus von Lindus, das Gozzi in der Turandot benutzt und Schiller übersetzt hat, lautete: „Ein Vater (das Jahr), zwölf Kinder (die Monate), wovon jedes sechzig Töchter hat von verschiedenem Ansehen (Tage und Nächte), die einen weiß, die

*) Putsche erklärt: „Diesen, den einen, entweder den Tag mit den Genüssen der Mittagstafel, oder die Nacht mit der Gabe des erquickendsten Schlafes um Mitternacht."

andern schwarz; zwar Unsterbliche, aber alle vergehen." Vgl. unten S. 317 f.

6. Das Auge.

Schillers Kalaf gibt in der Turandot selbst folgende Lösung des anmuthig ausgeführten, wohl gegen Ende des Jahres 1801 gedichteten, bei der ersten Aufführung gesprochenen Räthsels:

Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt
Und der noch Schönres von sich strahlt:
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ists, wenn es mir Liebe blickt.

Str. 1 bezeichnet das immer wechselnde Bild auf der Netzhaut. — V. 2 schwebte dem Dichter Goethes ihm genau bekannte Farbenlehre vor, wonach im Auge ein ruhendes Licht wohnt, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt wird. Licht und Auge sind ein und dasselbe. „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seines Gleichen werde." — V. 7 f. Doch auch das Größte spiegelt dies Bild wieder. — Rühret, trifft, von dem Eindrucke des angeschauten Gegenstandes, der, von der Netzhaut aufgefaßt, in unser Bewußtsein tritt. — Str. 2 geht auf den bunten Irisring mit der Pupille, der hinter der in der Art eines Uhrglases gekrümmten durchsichtigen Haut liegt, so daß eigentlich keine von beiden Strophen auf das ganze Auge, den ganzen Augapfel sich bezieht.

— V. 3. Er leuchtet. Vgl. Str. 1, 2. — V. 5 ff. Obgleich er das Schönste in sich aufnimmt, so ist doch das Bild auf ihm noch schöner als das Schönste, was er aufnimmt, da er die Seele des Schauenden wiederspiegelt. In der Turandot findet sich V. 8 oft statt noch. Letzteres ist jedenfalls vorzuziehen. Der Gedanke, daß auch Unschönes vom Auge aufgenommen wird, muß hier ganz fern bleiben. Vgl. Goethes Urtheil oben S. 301.

7. Die chinesische Mauer.

Als drittes Räthsel zur fünften Aufführung der Turandot gedichtet; bei der ersten und zweiten standen an dritter Stelle der Pflug und der Blitz. Die Lösung, welche Kalaf davon gab, lautet:

Das alte festgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich, unabsehlich leitet
Und Tausende beschirmt, die große Mauer ists,
Die China von der Tartarwüste scheidet.

Ueber das Versmaß oben S. 301. Die Wahl des Gegenstandes war unglücklich, nicht weniger ist es die Ausführung. — Str. 1 läßt die Art des uralten Gebäudes errathen und bezeichnet seine ungeheure Länge. Schiller verwechselt nach der damaligen ungenügenden Kenntniß die im dritten vorchristlichen Jahrhundert vollendete Mauer, von der sich nur Trümmer erhalten haben, mit der im 15. und 16. Jahrhundert erbauten, welche die Chinesen die zehntausend Meilen lange (d. i. *unendliche*) Festung nennen; auch diese war eingestürzt, aber

zum Theil wieder ausgebessert worden. Die letztere zieht sich von Westen nach Nordosten bis zum östlichen Meere, und ist über 300 deutsche Meilen lang. Schiller folgte übertriebenen Nachrichten, die er V. 4 (vgl. Räthsel 4, 3) noch überbot. Neuerdings haben freilich die ältern Ueberlieferungen über die chinesische Mauer sich wenigstens theilweise bestätigt. — V. 4. Umwandert ist vom Reiter ungehörig; auch das um paßt nicht, da die Mauer in einer Richtung geht. — Str. 2. Es hat der Macht aller Elemente, denen es ausgesetzt ist, Jahrhunderte lang bis heute widerstanden. Dies ist keineswegs der Wahrheit gemäß. — V. 3. Die Höhe der Mauer steigt auf 30, die der Wachtthürme auf 40 Fuß; der Dichter übertreibt auch hier, wenn er nicht daran denkt, daß die Mauer auch über Berge geht. Vgl. Ged. 60 Str. 12, 3. Daß sie im Meere sich netzt, bezieht sich auf ihr Ende am östlichen Meere. — Str. 3. Es dient zum Schutz und ist von Menschenhand erbaut. — V. 1 steht im ersten Druck Prachtsucht. — V. 2. Die alte Mauer war zur Abwehr der von Nordwesten drohenden Einfälle der Tartaren erbaut worden. — V. 3 ist eigentlich nur Einleitung zu V. 4.

8. Der Blitz.

Als drittes Räthsel zur zweiten Aufführung der Turandot gedichtet. Es erschien zuerst im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1803. Kalafs Lösung lautet:

Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,

Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.

Die Strophen unseres Räthsels sind ganz dieselben, wie in Räthsel 1, nur die Verse um einen Fuß kürzer, und es tritt in den beiden ersten Strophen der Anapäst einigemal an die Stelle des Jambus.

Str. 1. Der Blitz wird als eine nicht irdische Schlange von der allerhöchsten Schnelligkeit und Wuth bezeichnet. Daß er nach Franklin zuweilen von unten der Wolke zuströmt, auch von einer Wolke in die andere fährt, kümmert den Dichter nicht. — Str. 2. Ausführung ihrer Wuth, wobei der Donner als Stimme des Blitzes gedacht wird. — Einem Grimme, von demselben Anfalle. — Str. 3. Nichts schützt vor ihr. Daß der Blitz hohe Bäume und Berge treffe, kommt bei römischen Dichtern häufig vor, wie bei Horaz (carm. II, 10, 11. 12). Vgl. Ged. 3 Str. 2, 1 f. — V. 2—4. Daß eigentlich Schloß und Riegel ebenso anziehen wie der Harnisch, wird absichtlich verschwiegen. — Str. 4. Ihre gewaltige Kraft. Der Blitz schmelzt das Erz.*) — Str. 5. Sie überlebt ihren mörderischen Anfall nicht. Doch steht statt und im ersten Druck und in der hamburger Theaterhandschrift. — V. 2. Gedroht vom drohenden Niederfahren.**) — V. 3. Sie stirbt im eigenen

*) Die hamburger Theaterhandschrift der Turandot hat V. 3 wohl nur durch Versehen fest und dicht.

**) Der Druckfehler nur statt nie hat sich aus der ersten Ausgabe der Gedichte sehr lange fortgepflanzt. Das Richtige haben der erste Druck und die hamburger Theaterausgabe der Turandot. Schon Lange hat den offenbaren *Druckfehler* erkannt, der wider alles Erwarten einen Vertheidiger gefunden hat.

Feuer, indem sie selbst untergeht, wenn sie niedergefahren ist, während irdische Schlangen mit ihrem Bisse sich nicht selbst den Tod zuziehen.*)

9. Die Farben.

Gedichtet zur fünften Aufführung der Turandot, und zwar an erster Stelle, statt der Räthsel vom Jahre und vom Regenbogen. Kalaf löst es also auf:

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind des Lichtes Kinder und der Nacht.

Str. 1 f. Zahl und Entstehung der Farben. Goethe nimmt 6 Farben an, die sich gegensätzlich entwickeln, Gelb, Violett, Blau, Orange, Roth, Grün, und er läßt sie durch das

---

Gödeke behauptet, daß der Blitz nie mehr als einmal drohe, sei offenbarer Unsinn. Und doch ist es die volle Wahrheit unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er seine erste Drohung ausführe. Für gedroht stände freilich verständlicher geschadet. Daß es nur nicht mehr als zweimal gedroht habe, soll nach Gödeke, dem Borberger zustimmt, auf den kalten Schlag gehn, bei welchem nach dem Volksglauben zwei Blitzstrahlen schnell aufeinander folgen, der zweite das Feuer des ersten auslöscht. Dann wäre der Ausdruck äußerst ungeschickt, da er nur von einer Schlange spricht, während in Wirklichkeit der Blitz, wenn er einschlägt, selbst zu Grunde geht.

*) V. 3 beginnt im ersten Drucke und in der hamburger Theaterhandschrift es verbrennt in eignem, was eigentlich noch deutlicher Schillers Sinn ausspricht.

Zusammenwirken von Licht und Finsterniß (oder Tag und Nacht) entstehn, wie schon Kircher die Farbe als ein beschattetes Licht (lumen opacatum) bezeichnet hatte. Goethe selbst setzte unser Räthsel als Motto vor den „supplementarischen Theil" seiner Farbenlehre. Schiller folgt ihm hier, während ihm sonst die sieben Regenbogenfarben oft ein willkommenes Bild boten. — Str. 1, 3 f. Nach einer auch Schiller beliebten Freiheit fehlt ist. — Str. 2, 3 f. So, in dieser von Vater und Mutter ererbten Weise. — Zirkeltanz, da sie von allen Seiten den Menschen umschweben; sie tanzen gleich den Horen, gleich den Idealen Ged. 40. Es ist nicht an den Wechsel der Jahreszeiten zu denken.*) — Str. 3. Sie lieben den Tag und beleben alles. Vgl. Ged. 149. — V. 1 f. Die schwarzen Höhlen, zur Bezeichnung tiefer Finsterniß, schauriger Klüfte und Tiefen. — Sich lieben für gern haben, nach volksthümlicher Weise. — V. 3. Ihres Lebens Zauberschlag. Sie bringen wie durch einen Zauberschlag sogleich Leben hervor. So sagt Goethes Faust (I, 558 ff.):

Aber die Sonne leidet kein Weißes;
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben. —

Str. 4. Weil sie Leben lieben, geleiten sie den Frühling, wogegen sie Sterbehäuser meiden, wo nur ihr Gegensatz, das Schwarze, erscheint. Schwarz ist fast bei allen Völkern die Farbe der Trauer. — V. 3. Drum ist ohne rechte Beziehung, wenn man nicht in V. 1 f. den Ausdruck des

*) Der erste Druck hatte irrig Str. 1, 1 unsrer statt unser, Str. 2, 3 *drehen* und ewiger statt der elidirten Formen.

Gedankens sieht „wir lieben Lust und Munterkeit“, aber auch dann würde die Begründung in V. 4 auffallen. Ein stumm statt drum als Gegensatz zum muntern Reih'n (4) würde passender sein. — Str. 5. Der Glückliche liebt uns, selbst der Kaiser kann uns nicht entbehren. „Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geschichte manches“, sagt Goethe. „Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig.“

10. Der Pflug.

Dieses dritte ursprüngliche Räthsel der Turandot löst Kalaf in folgender Weise:

Dies Ding von Eisen, das nur wenge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das, unschuldger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühnde Land
Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Unser Räthsel ergeht sich von Anfang bis zu Ende in Gegensätzen.*) — Str. 1. Der allgemeinen Geringschätzung wird

*) Im ersten Drucke ist es nicht strophisch abgetheilt. Die dritte Ausgabe der Gedichte hatte V. 1 den Druckfehler wenige.

die Ehre entgegengesetzt, welche ihm der größte Kaiser erzeigt. Der größte Kaiser konnte im Munde der chinesischen Prinzessin natürlich nur auf Chinas Kaiser sich beziehen, und so war das Räthsel der Turandot etwas gar zu verständlich. Freilich ist Rußland noch ausgedehnter als China. Der Kaiser selbst, obgleich seine Person allgemein angebetet wird, pflügt am Ackerbaufeste, dem beim Beginne des Jahres gefeierten Himhum. Bloß V. 3 f., wo der Dichter Wesen und Gestalt des Dinges andeutet, findet sich kein ausgesprochener Gegensatz, doch wird es vom Schwert unterschieden. — Str. 2. Drei Gegensätze, zunächst anknüpfend an Str. 1, 3. — V. 3. Die Bezeichnung des Erdkreises soll neckisch irreführen; die Erde hat der Pflug überwunden, indem er sie dienstbar machte, aber trotz dieser mächtigen Gewalt beglückt er das Leben. — Str. 3. Städte und Reiche hat es gegründet, aber nie kriegerische Eroberungen gemacht. Zur Städtegründung vgl. Ged. 54. Daran, daß der Umfang der Stadt, wie bei Rom, mit dem Pfluge bezeichnet wurde, denkt Schiller wohl nicht.

11. Das Feuer.

Wohl zur vierten Aufführung für die zweite Stelle gedichtet. Das Versmaß ist ähnlich dem in Räthsel 4, nur werden häufig Anapäste angewandt und statt des doppelten Reimpaares am Schlusse steht ein einziges. Die vielen Anapäste, besonders in den beiden fast rein anapästischen Versen 8 f., sind äußerst bezeichnend. — V. 1—4. Das Feuer wird mit dem Stahl aus dem Stein *geschlagen*. — V. 5—8. Eben entstanden, wird es leicht aus-

geblasen und gelöscht, aber greift es um sich, so wird es immer muthiger. Ein Regentropfe übertreibt. — V. 9 f. Vom Winde genährt, wird es zum furchtbaren Zerstörer, wie dies der Dichter im Liede von der Glocke Str. 11 so ergreifend geschildert hatte. — Die bisherigen Deutungen, die Flamme oder der Funke, treffen nicht ganz zu.*)

12. Der Schatten auf der Sonnenuhr.

Das zweite Räthsel zur fünften Aufführung der Turandot; bei der ersten und zweiten Aufführung standen an dieser Stelle das Auge und der Schalttag. Kalafs Auflösung lautet:

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen
Und, dreht sichs auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
Eh' es den kleinen Raum durchzogen —
Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

V. 2 wählte der Dichter wohl ich statt und der größern Lebhaftigkeit wegen. Nach V. 4 ist, wie so häufig, der überlieferte Gedankenstrich in Punkt zu ändern, wie nach V. 3 in Semikolon. — V. 5. Ich, insofern der Schatten Folge des Lichts ist, das in der Sekunde 42000 Meilen durchläuft und doch $8^1/_4$ Minute braucht, ehe es von der Sonne zur Erde gelangt. — V. 6. Bis ich. Schalkhaft wird die Zeit mitgerechnet, die das Licht von der Sonne bis zur Erde braucht. — V. 7 f. Eilen statt Eile muß der Reim entschuldigen, wie Rühren Ged. 59 Str. 19, 6,

*) V. 7 beginnt im ersten Druck und ein Regentropfe. Erst die dritte Ausgabe der Gedichte führte Regentropfen ein. V. 1 schrieb Körner irrig wohn' statt wohne.

Bedeuten Ged. 63 Str. 12, 4 statt der Formen auf ung, Rufen statt Ruf Ged. 62 Str. 3, 3. — V. 8 schleppt matt nach zur Bezeichnung der ungeheuren Schnelligkeit des Lichts, was man freilich dem Räthsel verzeihen mag.

13. Das Schiff.

Wohl als drittes Räthsel für die dritte Aufführung bestimmt. Das Schiff wird auf seiner Fahrt mit verschiedenen Thieren verglichen, am Schlusse als festgeankert bezeichnet, wobei keine Vergleichung mit einem bestimmten Thiere vorschwebt. — V. 2 steht buhlen in der Bedeutung wetteifern, wie Goethe sagt: „Kein Meister lebt, mit dem ich buhle." — V. 4. Größres, von der wirklichen Größe des Schiffes. — V. 5 f. Der Satz mit welcher bezieht sich auf den wirklichen Elephanten, nicht auf das damit verglichene Schiff. — Schweren, dadurch beschwerten. Nahe lag Riesenrücken. Die Höhe des Schiffes mit seinen Verdecken, seinen Masten und Takelwerk wird mit dem Kriegselephanten verglichen. — Trägt nach trug (V. 4) in anderm Sinne fällt unangenehm auf. — V. 7 f. geht der Dichter auf den Anblick des rudernden Schiffes über, wie er zuletzt das ankernde beschreibt. — Der Spinnen kriechendem Gewürm, eine Schiller beliebte Art der Umschreibung, wie des Adlers Flug V. 2, des Zepters Macht Ged. 55 Str. 2, 3. Hier scheint sie nicht glücklich. — V. 9 f. wird es als ein gewaltiges Thier gedacht, das sich durch keine Macht wider Willen bewegen läßt.

In der Anordnung der Räthsel läßt sich kein bestimmter Plan nachweisen. Freilich stehen Regenbogen, Fernrohr und Sternhimmel mit dem Himmel in Verbindung und zum Weltgebäude gehört die Erde, auf welcher Tag und Nacht wechseln. Auge, Blitz und Farben kann man sich auch verbunden denken, doch würde der Blitz zunächst auf Tag und Nacht folgen müssen; aber später hat der Dichter die chinesische Mauer dazwischen geschoben. Dann tritt zwischen Pflug und Schiff das Feuer, und zwischen letzterm und dem Schiffe wies der Dichter später dem Schatten auf der Sonnenuhr seine Stelle an. Das aus Turandot nicht aufgenommene Räthsel (vgl. S. 306 f.) lautet:

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün,
Er kehrt auf eine Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweite
Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Ringe,
So oft er blühet an;
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grünen Rinden
Drückt sich ein Name leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
So sprich, kannst du ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

Kalaf löst dasselbe (der letzte Vers ist hart und reimlos):

Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt —
Er ist — das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

In der von Schiller benutzten Uebersetzung der Turandot von Werthes besteht das Räthsel nur aus zehn Versen; auf die von Schiller wörtlich herübergenommenen vier ersten folgt:

Auf einer von der Seiten
Sind seine Blätter weiß,
Und kohlschwarz auf der zweiten,
Wie jeder sieht und weiß.
So gib izt meinen Bitten Raum,
Und sprich, was ist das für ein Baum?

Str. 2, 1 f. Es erneut sich immer. — V. 3 f. Die Menschen berechnen nach ihm die Zeit. Die Verse sollen nicht etwa das Jahr als Sinnbild der Vergänglichkeit bezeichnen. — V. 5—8. Manches was am Anfange des Jahres geschieht, ist am Schlusse desselben völlig vergessen.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
54.	Das eleuſiſche Feſt	1
55.	Der Ring des Polykrates	22
56.	Die Kraniche des Ibykus	38
57.	Hero und Leander	67
58.	Kaſſandra	92
59.	Die Bürgſchaft	107
60.	Der Taucher	124
61.	Ritter Toggenburg	151
62.	Der Kampf mit dem Drachen	161
63.	Der Gang nach dem Eiſenhammer	191
64.	Der Graf von Habsburg	220
65.	Der Handſchuh	235
66.	Das verſchleierte Bild zu Saïs	245
67.	Die Theilung der Erde	255
68.	Das Mädchen aus der Fremde	260
69.	Das Ideal und das Leben	267
70.	Parabeln und Räthſel 1—13	299

Buchdruckerei Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

43.

14.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

43

Schillers
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

IV. Die Gedichte der dritten Periode. 4.

Zweite neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?

71. Der Spaziergang.

Mit unserm, früher Elegie überschriebenen Gedichte war Schiller schon am 13. September 1795 beschäftigt (vgl. zu V. 127 f.), den 21. sandte er es an Körner. Vgl. Band I, 132—134. 140 f. Der Dichter hatte vor kurzem in der „allgemeinen Litteraturzeitung" eine Anzeige des „Gartenkalenders auf das Jahr 1795" geliefert, in welchem sich der Anfang einer Beschreibung der ihm so wohl bekannten großen Gartenanlagen zu Hohenheim bei Stuttgart findet, deren Verfasser durch die Vorstellung, es sei dies eine ländliche Colonie unter den Ruinen einer römischen Stadt, in das barocke Durcheinander dieser Anlagen eine geistvolle Einheit zu bringen wußte. „Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Weise aneinander", sagt Schiller, „und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühle des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält

und noch lange nachhallt, wenn schon alles verschwunden ist.“ Nur derjenige könne ihre Schönheit vollständig fühlen, setzt er hinzu, der durch das neuerbaute fürstliche Schloß hereinkomme. „Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert. — Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorf empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenen Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren: es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten

Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.“ Von dieser Auslegung der hohenheimer Anlagen war nur ein Schritt zu dem Versuche, an einen Spaziergang anknüpfend, den Gegensatz von freier Natur, Dorf und Stadt, die großen Errungenschaften der Bildung, aber auch den dadurch hervorgerufenen sittlichen Verfall darzustellen, der endlich zur Zertrümmerung der ganzen staatlichen Gesellschaft führt, wogegen die Natur immer dieselbe bleibt, uns an ihrer Brust rein und wahr empfinden läßt, stets uns erquickenden Genuß bietet. Ein Gegenstück zu unserm Gedichte bildet das drei Jahre spätere eleusische Fest (Ged. 54). Wenn in letzterm die aus dem Ackerbau hervorgehende bürgerliche Bildung gefeiert wird, so tritt hier die Natur als fester Grund der Menschheit uns entgegen, den wir nicht ungestraft verlassen können. Die Bildung macht den Menschen frei und befähigt ihn zu der mächtigsten Wirkung; aber wehe, wenn er sich der Natur entfremdet! Die Freiheit treibt ihn dann zur schrankenlosen Ausschweifung, zur Verleugnung jeder Sittlichkeit, und führt endlich den gräßlichsten Umsturz des Staates herbei, da der Drang nach der schmählich verleugneten Natur nothwendig durchbricht. Der mit V. 173 beginnende Schluß des Gedichtes ist nicht ohne Bedenken. Wenn der Dichter früher immer von dem Anblicke der Natur zur Betrachtung geführt wurde, so findet er sich jetzt in einer äußern Umgebung, welche der eben dargestellten wüsten Zerstörung entspricht, was hier als eine reine Zufälligkeit unangenehm stört. Wahrscheinlich beabsichtigte Schiller früher, auch hier die Betrachtung an die wilde Oede des Berggipfels anzuknüpfen; da ihm aber der Fortgang der Gedanken sich leichter darbot, brachte er die Szenerie selbst nach und bediente sich ihrer als Uebergang zu der Natur, von welcher er ausgegangen war. Während er in

seine Betrachtungen versunken war, ist er vom Wege abgeirrt und zu einer wilden Höhe gelangt, wo aller Reiz der Natur und jede Spur menschlicher Bildung aufhört. Aber wie starr ihm auch hier alles entgegentritt, auch hier fühlt er sich von der Natur umweht, und wird zum Preise ihrer ewig gleichen, unveränderlichen Schönheit hingerissen, die alle Alter, alle Zeiten, wie von Anfang an immerfort erfreue und stärke. Aeußerlich ist hierdurch freilich eine gewisse Einheit gewonnen, indem der Schluß an den Anfang sich anknüpft, aber das Mittel- und Hauptstück des Gedichtes tritt gegen Anfang und Schluß viel zu bedeutend hervor. Auch findet sich im Schlusse keine Auflösung, die weder in dem Preise der unvergänglichen Natur im Gegensatz zur zuletzt sich selbst zerstörenden Bildung, der kaum angedeutet wird, noch in der Erklärung gegeben ist, daß alles Schreckliche, was er sich gedacht, nur ein Traum gewesen, da die Wirklichkeit solcher gräßlichen Zustände geschichtlich feststeht und von Schiller selbst miterlebt worden war, wenn auch nur in einem Nachbarlande. Und hätte der Dichter andeuten wollen, daß dieser Zustand dem eigenen Lande glücklicher Weise fern geblieben, so hätte dieses deutlicher hervorgehoben, auch die Aussicht, daß ein solcher dort nie eintreten werde, begründet werden müssen. Hätte der Dichter bloß die Natur als Gegenstand rein menschlicher Sehnsucht und sittlicher Trauer darstellen wollen (Band I, 133), so durfte das Mittelstück nicht diese unverhältnißmäßige Ausdehnung erhalten.

Sehen wir von diesen Bedenken ab, so gehört das Gedicht zu dem Vortrefflichsten, was Schillers Lyrik geschaffen. Die Darstellung ist fast durchgehends so anschaulich wie schwungvoll, von frischem Gefühl das Ganze wie das Einzelne durchhaucht, so daß wir von den lebensvollen Bildern und der klaren Wahrheit der Gedanken uns in gleicher Weise angezogen, zum lebhaftesten

Mitempfinden hingerissen fühlen. Herder war ganz entzückt von dem Gedichte, das er wie eine Landkarte an seine Wand schlagen wollte, da es eine Welt voll Szenen, ein fortgehendes geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit enthalte. Humboldts Begeisterung sah im „Spaziergange" das Höchste erreicht. Er stellte die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führe auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehn, und verknüpfe somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermöge. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließe er in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Stoff und Form seien hier auf das innigste amalgamirt, alles erscheine durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön fand er die Mannigfaltigkeit der verschiedenen aufgestellten Bilder, im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth werde nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig sei. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs lade die Phantasie freundlich ein und gebe eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturszene bereite zu größerm Ernst vor und mache die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen trete nun die Betrachtung ein; aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibe, brauche sich der Blick nicht auf so viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folge nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit müsse sich auf einmal auf alle mannigfaltigen Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel

der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammle den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt; er kehre bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und werde getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sehe, in einer Idee aufzusuchen.*) So entlasse der Dichter den Leser, den er am Anfange durch liebliche Leichtigkeit einlade, am Schlusse mit der erhabenen Lehre der Vernunft.**) Anfangs habe es ihm geschienen, der Dichter sei ununterbrochen in Schilderungen fortgefahren, und habe nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammenzustellen. Allein dieses bloß subjective Urtheil müsse er jetzt zurücknehmen: alles sei im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließe eins aus dem andern her; mit der größten Deutlichkeit durchschaue er jetzt die herrliche Organisation dieser eignen Welt. Jedes einzelne Bild für sich sei äußerst charakteristisch; jeder Ausdruck gebe ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen ladeten zu einem eigenen Studium ein. Einige Bilder und Beiwörter zeichneten sich durch Neuheit und Schönheit aus, andere Stellen durch Tiefe des Sinns und Wahrheit der Empfindung, wozu der Ausdruck so herrlich passe. Den Versbau fand er nicht allein sorgfältiger als in seinen früheren elegischen Gedichten, sondern auch an sich überaus schön und wohlklingend. Nur den Abschnitt nach dem dritten Fuße, wenn nicht ein einsilbiges Wort oder eine Schlußsilbe unmittelbar darauf folge, halte er nicht für wohllautend,

*) Gerade an einer solchen Auflösung fehlt es, und der Widerstreit wird bloß als ein Traum dargestellt.

**) Liegt denn eine solche Lehre in dem Preise der ewig unveränderlichen Natur? Wodurch wird der Streit zwischen Natur und Bildung gelöst, wie werden jene schrecklichen Folgen der Ueberbildung abgewehrt?

von welcher Art er fünf Verse in dem Gedichte finde (14. 16. 130. 134. 198). „Es ist mir sehr lächerlich", fügt er hinzu, „daß ich über Prosodie krittle, da ich ein völlig unmusikalisches Ohr habe. Ueberhaupt ist es damit etwas sonderbares. Körner ist, wie ich aus seinen Urtheilen auch über Ihre ersten elegischen Sachen weiß, noch leichter als ich mit dem Silbenmaß, und ich bin es wieder mehr als einige andere meiner Freunde. Nun haben Sie und Körner doch gewiß ein ohne Vergleichung besseres Ohr als ich und diese anderen. Wir aber unterscheiden uns bloß durch eine genauere Lektüre der alten Dichter. Sollte daher in diesen Regeln vorzüglich mit den Abschnitten des Hexameters nicht manches Willkürliche liegen! Ich wünschte, Sie dächten einmal darüber nach. Haben Sie wohl je Voß' Abhandlung vor der Uebersetzung des Landbaus gelesen? Wo nicht, so wird Sie es doch unterhalten." So freundlich schärfte er des Dichters prosodisches Gewissen.

A. W. Schlegel erging sich in seiner Anzeige der Horen in einem manches Mißverständniß bekundenden Preise unseres Gedichtes. In den kühnen Umrissen eines idealischen Gesichtes zögen die Schicksale der gesammten Menschheit vor dem Geiste des Dichters vorüber. „Erst durchwandert er eine blühende Gegend, woran aber noch keine Spur der ordnenden Menschenhand sichtbar ist. Dann entdeckt er von einem Berge herab weit ausgedehnte angebaute Gefilde: in ihrem anmuthigen Anblick malt sich das Glück des ländlichen Fleißes. Bald entsteht der Unterschied der Stände; in den Städten bilden sich Mittelpunkte der Geselligkeit, und die natürlichen Erzeugnisse werden mannigfaltiger benutzt. Die Jugend der Staaten bringt patriotischen Heldenmuth hervor, und gedeiht wieder durch ihn; Thaten, die für die äußere Sicherheit der Gesellschaft unternommen werden, gelingen und

theilen jeder Art der Thätigkeit in ihr einen raschern Umschwung mit. Gewerbe, Handel, Kunst und endlich Wissenschaft nähern sich durch schnelle Fortschritte ihrem höchsten Flor. Allein unterdessen ist Unschuld und Einfalt der Sitten zu Grunde gegangen; lasterhafter Egoismus gewinnt ein unermeßlich weites Feld; der Mensch ergibt sich den ungeheuersten sittlichen Ausschweifungen, bis endlich die Zerrüttung so weit geht, daß das Gebäude der bürgerlichen Einrichtungen zusammenstürzen und ein zweiter wilderer Naturzustand erfolgen muß. Hier findet sich der Dichter wieder mit der Natur allein, aber nicht mit der freundlich blühenden, sondern mit der leblosen und furchtbaren Natur. Dennoch wendet er sich auch so mit Liebe zu ihr, und schließt mit einem Hymnus auf die wohlthätige Unwandelbarkeit ihrer Gesetze, die allein dem Menschen eine unfehlbare Richtschnur des Handelns darbieten." Das, womit der Dichter sich am Schlusse über die Verirrungen der Menschheit tröste, sei das Streben des einzelnen, bei der vielseitigsten Ausbildung die ursprüngliche sittliche Einfalt zu bewahren. Als Hauptgedanken des Gedichtes bezeichnet er den Satz: „Die Menschen, die zur Geselligkeit geboren scheinen, und durch sie in den Stand gesetzt werden, wundernswürdige Dinge auszuführen, verderben sich dennoch untereinander." Das Gefühl, welches ihn auf diese Betrachtungen leite, sei das Verlangen, im einsamen, vertrauten Umgange mit der Natur sich vor dem verderblichen Einflusse der Gesellschaft und ihren einengenden Verhältnissen zu retten. Davon gehe er aus, darauf kehre er zurück, und so sei das Gedicht nicht nur seinem Gegenstande nach, sondern auch durch die Beziehung desselben auf die Seele des Dichters ein Ganzes, habe Einheit, sowohl lyrisch als philosophisch betrachtet. In der Ausführung werde die strömende Fülle des Ausdrucks vielleicht hie und da zum Ueberflusse. Von

den einzelnen Anschauungen, worunter die Phantasie lustwandle, sei fast jeder Zug auf das bedeutendste gewählt; immer seien sie kräftig, größtentheils mit auffallender Neuheit und oft wahrhaft erhaben dargestellt.

Da Schiller mit seiner Elegie im ganzen äußerst zufrieden war, die sein eigenes Dichtertalent erweitert habe, da noch in keinem seiner Gedichte der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem das Gemüth so sehr als eine Kraft gewirkt habe, so gedachte er sie nun auch im einzelnen zur höchsten Vollendung zu bringen. „An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern", schreibt er an Humboldt den 29. November, „es sei denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, einiges besser unterschieden würde. — Vielleicht kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, indem die Wirkungen desselben noch fühlbarer werden." Besonders für den Versbau wollte er noch so viel, als ihm möglich sei, zu thun suchen. Gegen einzelne von Humboldt geäußerte Bedenken in Bezug auf Vers und Wohlklang vertheidigte er sich, wogegen er anders ändern wollte. Schlegel hatte in seiner Beurtheilung der Horen auch über die Verse in unserm Gedichte und Goethes Elegien einige Bemerkungen gemacht. Den Pentameter, der im Deutschen ein sehr schwerer Vers, sei vorzüglich gelungen. Selten finde sich hier der Einschnitt in der Mitte oder völlig schwach skandirt, wovon er zwei Beispiele aus unserm Gedicht anführt, oder unreine oder schwerfällige Anapäste. Die Schillerschen Verse lobt er mehrfach im Gegensatz zu den weniger genau gearbeiteten Goetheschen. Schiller antwortete Schlegel am 9. Januar, mit seinen metrischen Erinnerungen sei er meistens einverstanden (auf seine sonstigen Aeußerungen läßt er sich nicht ein), nur gegen die ihm vorgeworfene

[illegible] Leider habe ich noch keine [illegible] zu zeigen, wie ich den deut[illegible]; denn alles, was Sie in die[illegible] ist bloß der erste Wurf, an dem ich [illegible] die Feile gar nicht versuchen konnte. [illegible] gedruckt ist, habe ich schon 40 Cor[illegible] den bloßen Versbau betreffend."

[illegible] die Elegie unter dem Titel der Spa[illegible] in der erste Ausgabe seiner Gedichte aufnahm, ver[illegible] zu keiner bedeutendern Umgestaltung. Er ließ acht [illegible], änderte an einigen Stellen den Ausdruck, wobei [illegible] Fremdwörter majestätisch, Element und sonstiges An[illegible] (V. 114. 124. 131. 135. 141 f. 157. 159. 164. 197) [illegible]. Zweimal ist eine Inversion vermieden (V. 13. 189), [illegible] der Hiatus (V. 122. 158 f.).*) An vielen Stellen hatte er zweisilbige, meist zusammengesetzte Wörter irrig trochäisch statt [illegible] gebraucht, welchen Anstoß er jetzt beseitigte. Hierher gehören die Aenderungen von V. 12 (wo aber freilich Anmuth eben so wenig ein reiner Trochäus wie Wohllaut ist), 33. 53 (Reb' empor statt Weinstock empor). 88. 107. 146. 149. 156 (Adel statt Vorrecht). 157. 164. 174 (hinter mir, vor mir statt vorwärts und rückwärts). Humboldt und Schlegel hatten schon darauf hingewiesen, und Schiller hielt den Gebrauch von Wörtern wie Wohllaut, Weinstock als Trochäen auch vor Vokalen für unerlaubt, wie denn Voß sich denselben nie gestattet habe, wogegen Goethe damit freigebig sei. Oelbaum (V. 100),

*) Hier hätte Humboldt gerügt, Schiller aber den Hiatus in „Freude [illegible] nicht zugeben wollen, weil das e in Freude stumm, in erfinde [illegible]

Bergmann (V. 106), Gießbach (V. 179) sind als Trochäen stehn geblieben, vornehm V. 64. Auch in Jahrhunderte hat Schiller V. 163 jetzt die erste Silbe lang genommen, dafür aber Jahre lang als Daktylus gebraucht. Die Kürze findet sich noch V. 136. In dem prosodisch verbesserten V. 58 steht jetzt Tagewerk daktylisch, wie Wiederhall V. 48, während früher die letzte Silbe lang war, wie in Vaterland V. 77. Mehrfach hatte Schiller einsilbige Zeitwörter (war, kam, gib) kurz gebraucht; diese Verse (58. 95. 97) sind jetzt geändert*), dagegen steht noch wird 65, wie mehr V. 148, kurz. Gleichfalls ist der Versanfang von dem (V. 79) weggeschafft, dagegen des Gesetzes Gespenst V. 162 beibehalten, obgleich wie er an Humboldt schreibt, ein Rigorist dies schwerlich verzeihen werde; Goethe habe aber auch einen Hexameter gar mit es ist begonnen. Auch die trochäischen Versanfänge in den, in das, von der, mit dem u. a. hat Schiller an vielen Stellen beibehalten, ebenso den verlornen, mit vergiftendem u. a. Zweimal ist im zweiten Fuße aus dem Trochäus ein Spondeus geworden (V. 88 Heerzug statt Zuge, V. 105 Felsbruch statt Bruche); an beiden Stellen ist der Spondeus malend. Aber Humboldt hatte auch bemerkt, Bruch sei ihm anfangs dunkel gewesen, da man auch Stein-, Marmorbruch u. s. w. sage. V. 99 schrieb Schiller im Versanfang Ruhet sanft, ihr Geliebten (statt ihr Theuren), um dem Verse durch den anapästischen Fall einen

*) Gegen Humboldt hatte er den Hexameterschluß Ruhm kam zurücke nicht hart gefunden, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen lasse, ja er meinte, es entspreche dies ganz dem Sinne. Später muß er den doppelten Mißklang in Ruhm kam gefühlt haben. Auch gegen Schlegel hatte er diese Kürzungen mit Berufung auf die Prosodie von Moritz vertheidigt.

leichtern Fluß zu geben. Der nur einmal (V. 75) im fünften Fuße vorkommende Trochäus ist in einen Daktylus verwandelt. Humboldt hatte es getadelt, daß der Vers ein paarmal in zwei gleiche Hälften zerfalle. Schiller bemerkte dagegen, dieser Abschnitt solle in mehrern der angeführten Verse gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen helfe. Dennoch änderte er nicht bloß den schlechten Vers 129, sondern auch V. 13 und 115, wo weder im dritten Fuße eine männliche oder weibliche Zäsur noch im vierten eine männliche ist; denn wo eine dieser Zäsuren oder gar zwei sich finden, auch kein Sinnabschnitt die beiden Hälften des Verses scheidet, ist jenes Zusammenfallen eines Wortendes mit dem Schlusse des dritten Fußes ohne Anstoß. Wegen des Mangels einer solchen Zäsur war auch V. 197 nicht zu halten, aber auch das Bild schien dem Dichter wohl nicht glücklich. Der leichtere Fluß des Verses hat auch die prosodischen Veränderungen V. 3. 11. 15 (wo Schiller einen andern prosodischen Mißstand nicht wegschaffte), 27. 39. 121. 186 veranlaßt. V. 56 änderte er nicht, obgleich dieser nach seiner Skansionsart, die theilst du mit (nicht, wie Humboldt, mit deiner) als Daktylus faßt, wie er selbst gestand, schleppend ist. Gerne würde er gesagt haben mit seinem Gespann, wenn es nicht lächerlich gewesen wäre. Humboldt hatte mit deiner als Daktylus genommen, was ihm hart klang. Den Mißklang frohlockend dort V. 113 hat Schiller nicht weggeschafft, auch sonst die im Auslaut sind begegnende T-laute nicht gemieden, wie sind des V. 69, meldet der V. 96. Des Trochäus hat sich der Dichter überall statt des Spondeus bedient, wie alle Dichter der Zeit, am meisten im ersten Fuße, dann auch im zweiten, wo ihn Schlegel empfahl, im Hexameter auch im dritten und vierten.

V. 1—12. Freundliche Begrüßung der Freien eben

betretenen Natur, die ihn wunderbar erfrischt. — V. 1. Den Berg begrüßt er zuerst als Zielpunkt seines Ganges. Mein deutet gerade auf das Verlangen nach ihm. — Röthlich strahlend, von der frühen Morgensonne. Unten V. 20. ist das Gras noch bethaut. — V. 2. Ihn, den Gipfel, nicht den Berg. — V. 3 f. Von dem Zielpunkt wendet der Dichter sich zu der Gegend, durch welche er eben wandelt. Der Spaziergänger kommt doch wohl aus der Stadt (V. 7 f.). — Unter der belebten Flur können nur die Ackerfelder zunächst vor der Stadt verstanden werden. — Belebt, von der Saatfrucht.*) Anders V. 47. Dann kommt er an Linden vorbei, auf welchen singende Vögel sich lustig wiegen. — Chor deutet hier auf den Gesang. Vgl. zu Ged. 54 Str. 25, 2. — V. 5—10. Jetzt erhebt er den Blick zum Himmel und der weitern Umgebung, deren wohlthätigen Einfluß auf ihn selbst er hervorhebt. — V. 5 f. Ruhige, im Gegensatz zu den lustig sich wiegenden Sängern der Linden. — Ausgießt, in treffendem Vergleich mit einem weit sich ergießenden Strome. Vgl. V. 29. — Beim Gebirge und Walde wird, wie beim Himmel, die Farbe hervorgehoben. Braun erscheint das Gebirge von der dunklen Waldung und Erdfarbe. Der daneben genannte grüne Wald liegt dem Spaziergänger näher, nicht etwa auf dem Gebirge. — Grünend für grün. — V. 7 f. Des Zimmers Gefängniß, nach dem Schiller geliebten Gebrauche des Abstraktums.**) — Eng, insofern er nur mit wenigen in seiner nächsten Nähe stehenden Personen sich unterredet, während er jetzt sich

*) Ursprünglich hatte der Dichter statt belebte lachende geschrieben, das er in den Gedichten änderte, um einen leichtern Fluß des Verses zu gewinnen.

**) Im ersten Druck stand entflohn.

zur reichen Natur wendet, nach der weitesten Ferne seine Worte hinrichten kann. In anderm Sinne braucht Goethe (Elegien 2, 4) das getrennte Gespräch. — V. 9. Balsamisch, duftend. Vgl. Ged. 17 Str. 8, 6. Uebertragen steht es Ged. 50 Str. 4, 3. — Durchrinnt. Er fühlt, wie es durch den ganzen Körper sich ergießt. — V. 10. Durstig, weil er so lange des frischen, kräftigen Lichtes entbehrt, das in der Stadt und im Zimmer ihm nur getrübt erscheint. Das Fremdwort energisch, das Humboldt durch Neuheit und Schönheit ausgezeichnet fand, sähe man gern durch ein deutsches und somit lebendigeres ersetzt, wie Schiller es in ein paar andern Fällen gethan hat. — V. 11 f. Auch die Felder erfreuen sein Auge durch harmonische Zusammen[illegible]. — [illegible] hier von dem ganzen Umkreis der Felder, die in voller Blüte stehen. [illegible] eine schon im Mittelhochdeutschen [illegible], wie sie auch bei Haller und [illegible].*)

V. 12—13. Durch eine Wiese führt ihn ein Feldweg zum Walde, in welchem er zum Berge aufsteigt, [illegible] ihm [illegible] ist. — V. 13. Frei, durch [illegible], als ob sie seiner Ankunft [illegible]. [illegible] ganz eben; [illegible] — V. 14. Schimmer.

*) [illegible]

**) [illegible]

schlängelt. Vgl. V. 43. — V. 15 f. Bienen und Schmetterlinge schweben um ihn.*) — Zweifelnd, da er nicht sich entscheiden zu können scheint, ob er sich niederlassen solle. Humboldt lobt mit Recht auch dieses Beiwort. — Ueber, nicht auf. = Klee, der hier und da auf der Wiese steht. Das Beiwort seiner Blumen deutet auf die vom Grün der Wiese abstechende Farbe hin. — Nach V. 16. hat der Dichter folgendes Distichon getilgt:

Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden und zeichnet
Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf.

Das Unglückliche des Bildes von den Sonnenstrahlen, welches dazu das folgende Bild schwächt, bestimmte den Dichter zur Tilgung der Verse. — V. 19 f. Jetzt erst fühlt er das Drückende der immer steigenden Hitze, die im Sommer schon frühe den Wanderer beschweren kann. Unser Spaziergänger hat schon eine bedeutende Strecke zurückgelegt. — Pfeil, ein nahe liegender Vergleich. Bedeutet ja unser Strahl selbst ursprünglich Pfeil. Vgl. Ged. 44 Str. 6, 5. — Die Hitze ist um so drückender, als kein Lüftchen sich bewegt, die sonst erquickenden Westwinde ruhen. — Still liegen, als ob sie sich zur Erde gesenkt hätten. Die einzige Bewegung macht die Lerche in der Luft. Vgl. Ged. 17 Str. 1, 6 f. — V. 19 f. Der Dichter läßt hier auf einmal einen

---

dritten Fuße (vgl. oben S. 10 f.) vertheidigte Schiller den Vers mit der Bemerkung, das Silbenmaß drücke selbst die Weite aus, auf der das Auge gleite und sich verliere. Das ist aber in der jetzigen prosodisch kräftigern Fassung nicht weniger der Fall.

*) Ursprünglich hieß es „summen geschäftige Bienen". Humboldt tadelte den Abschnitt in der Mitte des Verses. Auch hier, wie V. 13, wurde der Vers durch Aenderung kräftiger. Seit Körner liest man irrig Biene statt Bien', wodurch der Vers geschwächt wird.

starken Wind sich erheben, um einen augenblicklichen Wechsel zu erhalten, ehe er vom Felde in den Wald tritt. Noch immer wandert der Spaziergänger auf der Ebene; schon deshalb kann das Brausen, das ihm aus dem Gebüsch entgegenkommt, nicht „die Luftströmungen auf der freiern Höhe" im Gegensatz zur Ruhe der tiefern Ebene bezeichnen, wozu auch der starke Ausdruck nicht stimmt. Freilich ist jener plötzlich sich erhebende Wind etwas störend, und hätte man einen andern Uebergang zum Walde lieber gesehen. Die Erlen deuten auf einen feuchten Boden; man hätte gewünscht, daß der Dichter näher bezeichnet, was ihm gewiß vorschwebt, daß sie am Rande eines Baches stehen. — Versilbert, von Thautropfen. Vgl. Ged. 17 Str. 2, 4 ff.*) — V. 21 f Jetzt betritt er den Wald. Das Beiwort ambrosisch, das Homer nur von der wirklichen Nacht braucht, ist störend; es soll hier den unendlichen Reiz des Waldesdunkels bezeichnen. Es war schon ein Irrthum von Voß, wenn er ambrosisch in der Uebersetzung beibehielt, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß die Nacht bei Homer ἄμβροτος, ἀβρότη heißt. Warum schrieb Schiller nicht: „Jetzt umfängt mich heilige Nacht?" Neben dem Dunkel werden die sonstigen Annehmlichkeiten des Waldes hervorgehoben, und er näher als Buchenwald bezeichnet. — Ein Dach. Vgl. Ged. 36 Str. 2, 1. — Nimmt ein. Der Wald wird hier als freundlicher Beherberger gedacht. Goethe sagt so: „Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein." — V. 23—26. Als er weiter kommt, wird der Wald um ihn dichter, und der Weg führt den Berg hinauf. — Des Waldes Geheimniß, den verheimlichenden Wald, ein fast überkühner Ausdruck. Vgl. V. 7. — Entflieht mir, ver-

*) Nach V. 20 muß Punkt stehn, wie man es so vielfach hier an die Stelle der ursprünglichen Kommata gesetzt hat.

steckt sich. — Schlängelnd deutet auf das langsame Hinansteigen. So steht schlängelnd häufig neben sich schlängelnd.*) — Gitter. Es schwebt der Vergleich mit einem Gefängniß vor. — Sparsames, eben weil es sich nur an wenigen Stellen durchschleichen kann. — Lachend (vgl. V. 37) sollte eigentlich als Beiwort mit das Blaue verbunden sein. Vgl. V. 48. — Das Blaue, ein Theil des blauen Himmels (V. 5).

V. 27—48. Endlich gelangt er auf eine freie Höhe, wo er, an einem Geländer hinwandernd, sich der reichen Aussicht auf Fluß und Thal erfreut. — V. 27 f. Der Flor, der die Landschaft ihm entzogen hatte (V. 23)**) — Gibt zurück. Auch hier, wie vorher überall, wird der Natur in echt dichterischer Belebung eine freie Thätigkeit zugeschrieben; sie erscheint überall handelnd, statt daß der Spaziergänger sie aufsucht und dadurch die wechselnden Szenen genießt. Ueberraschend und blendend malen die Wirkung. — V. 29. Ergießt sich, ähnlich wie sich ausgießt V. 5. Vgl. auch Ged. 69 Str. 15, 5. — V. 30. Ein. Die Unbestimmtheit deutet auf die Ferne hin, die es nur undeutlich erscheinen läßt. — Blau, wie uns die fernen Gebirge wegen der zwischen unser Auge und ihre dunkle Oberfläche tretenden Dünste erscheinen (Goethes Farbenlehre §. 156). — Im Dufte, von Duft bedeckt, duftig. Die Trübe raubt uns den weitern Blick, läßt uns nur eine kreisrunde, von dem Himmelsgewölbe scheinbar begrenzte Ebene sehen. — V. 31.

---

*) Statt schlängelnder stand noch in der ersten Ausgabe der Gedichte das keinen neuen Zug bietende Fremdwort mystischer. Auch das Fremdwort mäandrischer stand dem Dichter zu Gebote.

**) Ursprünglich hieß es „zerreißt die Hülle. Der offene". Die jetzige Fassung trennt die beiden Sätze schärfer, und der anapästische Fall der geöff gibt dem Verse einen leichtern, malerischen Fluß.

Gählings. Vgl. zu Ged. 60 Str. 11, 2. — Abstürzt, wie Opitz sagt: „Die Klippen stürzen ab.“ Goethe braucht später vom Strome abstürzen. — V. 32. Grünlicht. Vgl. zu Ged. 56 Str. 2, 8. Der fließend vorbeiwallende Spiegel des Stroms gibt ein wunderliches Bild. Vgl. Ged. 57 Str. 9, 8. — V. 33. Aether, wie häufig bei Schiller, vom Himmel. — Unter mir, sein Bild im Strome. Der Vers lautete früher: „Unter mir seh' ich endlos den Aether und über mir endlos.“ Auf Humboldts Beanstandung des trochäischen Gebrauchs von endlos änderte Schiller den Vers, und er bemerkte in Bezug hierauf dem Freunde: „Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft.“ — V. 34. Wirksamer wäre der Vers, wenn Schwindeln in beiden Vershälften stände. Vgl. V. 35. 59 f. 74. 94. 141. 188. 193. Schwindelnd ist der Blick in die Tiefe, wie der in eine ungeheure Höhe. Mit Schaudern wollte der Dichter die Furcht vor dem Herabstürzen bezeichnen. — V. 35 f. Aber sicher kann ich hier wandeln und schauen. — Ewig, unendlich. Vgl. Ged. 30 Str. 4, 11. — Das Geländer deutet auf menschliche Sorge, aber darauf nimmt der Dichter hier eben so wenig Rücksicht als bei der gleich darauf folgenden Erwähnung menschlichen Fleißes. — V. 37 f. Während er vorwärts wandert, gehen die Ufer an ihm vorüber. — Lachend, von reizender Anmuth, hätte aus V. 26 nicht wiederholt werden sollen. — Reich sind die Ufer durch ihre Saatfelder. Ein bezeichnenderes Beiwort wäre hier an der Stelle. Das Thal haben wir uns an einer andern Seite des Berges, diesseit des Flusses, zu denken. — Rühmet durch den Anblick, wie wohl es bebaut ist. Vgl. *zu Ged.* 29 Str. 8, 6. — Fröhlich, der Freude an der Arbeit

hat, im Gegensatz zur gezwungenen Arbeit. — V. 39—42. Die Grenzraine deuten auf die Scheidung von Mein und Dein, welche die Folge des Ackerbaues war.*) — Des Landmanns kommt hier etwas nüchtern, wie es der ganze Zwischensatz ist. — Teppich, ein aus V. 13 wiederholtes Bild. — Demeter. Vgl. Ged. 54 Str. 15. Etwas störend kommen V. 41 f., nachdem die Grenzen eben als Gabe der Demeter bezeichnet worden. Auch bemerkte schon Schlegel, der sonst V. 39—42 „über allen Ausdruck schön" findet, daß V. 42 mit dem „glücklichen Volk der Gefilde" V. 55 in Widerspruch stehe. Der Satz mit seit schließt sich an Schrift des Gesetzes an; diese Schrift schreibt sich vom ehernen Zeitalter her. Ovid sagt (Met. I, 135 f.), das Land, das früher, wie Sonnenlicht und Luft, gemeinsam gewesen, habe nun der sorgliche Feldmesser abgegrenzt. Das Gesetz schied Mein und Dein, die sich deutlich von einander scheidenden Saaten betrachtet der Dichter als Zeichen der Grenzen, die eigentlich durch die auch von Ovid erwähnten Steine bezeichnet sind. Daß beim Beginne des ehernen Alters die Liebe geflohen, hat der Dichter nach der ovidischen Stelle (Met. I, 149. 150) gebildet, wo es vom ehernen Alter heißt, bezwungen habe die Liebe (Pietas) da gelegen und zuletzt sei die Gerechtigkeit (Astraea) von der Erde geflohen. — V. 43—46. Der Anblick dieser Grenzscheidungen führt den Dichter auf die Landstraße und den Wasserweg. Humboldt nahm hier Anstoß, obgleich es eine der schönsten Stellen des Gedichtes sei. Die Landstraße gehöre nicht recht in dieses Zeitalter zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer

*) V. 39 fehlte ursprünglich sieh, was dem Verse einen leichtern Abfluß gibt. Humboldt hatte bemerkt, er wünschte diesen Vers sehr verändert; er sei der einzige, der „so wenig fest und so uneingeschnitten einhergehe".

sehr früher Einfalt, sondern erst in das folgende, das Handel und Krieg kenne.*) Schiller erwiderte, der Einwurf sei nicht ungegründet: hier habe die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße sei einmal in der Szene gewesen, die sich seiner Phantasie empirisch eingedrückt; es werde ihm Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch müsse er die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortlaufe, so sehr als möglich zu Rathe zu halten suchen. Aber Schiller will ja hier keineswegs die früheste Einfalt der Bildung schildern, sondern er nimmt die Bilder, welche ihm die Aussicht auf eine wirkliche Landschaft der Gegenwart bietet. Die Betrachtung beginnt mit V. 41 f. erst schüchtern, knüpft sich dann weiter an den Anblick des Dorfes an, erst bei der Stadt versinkt der Dichter ganz darein. Weshalb er hier diesen bedeutenden Zug im landschaftlichen Bilde übergehn sollte, sieht man nicht; eher fällt die dazu auffallend kurze Erwähnung der Wasserstraße auf, da des Stroms schon genugsam gedacht ist. — V. 43 f. Freier, als die meist geraden Feldabtheilungen; es liegt eigentlich schon in Schlangen (Krümmungen), und erhält seinen Gegensatz in geregelt. V. 44. Verschlungen (vgl. V. 92) fällt nach Schlangen unangenehm auf. Die Landstraße wird bald vom Walde dem Blick entzogen, bald erscheint sie auf der Höhe. — An den Bergen ist wenig anschaulich, da die Lage derselben zu unbestimmt bleibt. Der sonst nicht gestattete Uebergang in den folgenden Hexameter (klimmend) ist hier malerisch. — V. 45. Sie schimmert, da sie von dem waldigen Berge durch ihre Blöße absticht. — Län-

*) Auch Schlegel bemerkte, die länderverknüpfende Straße sei bei der Schilderung des Handelsverkehrs wohl mehr an der Stelle als neben der genügsamen Eingeschränktheit des Landlebens.

derverknüpfend gehört wieder der Betrachtung an. — V. 46. Ebenen, im Gegensatz zum Aufsteigen der Landstraße. — Die Flöße, meinte Humboldt, habe Schiller hier absichtlich statt der Schiffe genannt, weil er sich in diesem einfachen Zustande noch keine Schiffe denke. Aber unter Flößen versteht man nicht kleine Schiffe. Die aus verbundenen Baumstämmen bestehenden Flöße (vgl. Ged. 54 Str. 20, 3) nehmen in ihrer weiten Ausdehnung sich prächtig auf dem Flusse aus, besonders aus der Höhe geschaut. Vgl. das Uhlandische: „Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom." — V. 47 f. Hirt und Herde führt der Dichter uns bloß durch Erwähnung ihres Schalles vor. — Vielfach, an verschiedenen Orten. — Geläut. Vgl. zu Ged. 45 Str. 2, 3. — Belebt, von vielem Viehe. Anders steht es V. 3. — Einsam gehört zu Gesang. Eigentlich ist der Hirt einsam, da das Vieh zur Weide rings umher sich ergeht. Wir hören des Hirten Spiel und dessen Wiederhall.

V. 49—58. Der Anblick der vielen sich hier zeigenden Dörfer läßt ihn das einfache Glück des Landmanns preisen. Hier tritt die Betrachtung schon entschiedener auf, da die den Gegensatz bildende Stadt zu dem die Mitte einnehmenden Ergusse seiner sich ganz versenkenden Gedanken leiten soll. — V. 49. Muntre, vom heitern Anblick. Vgl. Ged. 55 Str. 3, 5. — In Gebüschen verschwinden, liegen am Busche, der sie theilweise dem Anblick entzieht. — Sie, statt eines dritten andre. An den verschiedenen Seiten des Berges sind Dörfer erbaut, die bis zu einer gewissen Höhe hinaufreichen. — Stürzen herab. Vgl. V. 31. 188. — V. 51 f. Der Mensch lebt hier noch auf dem Lande. Die Aecker liegen nebenan, gleich vor und hinter den Wohnungen. — Nachbarlich zusammen ist zu verbinden. — Noch, wie in der ältesten Zeit. — Umruhn, umgeben, mit der

Anderung der stillen Ruhe, die in friedlich noch hervorgehoben wird. Der Gegensatz des unruhigen, streitvollen Stadtlebens schwebt vor. — Dach, hier doch etwas auffallend, wenn es auch freilich sonst als Bezeichnung des ganzen Hauses gilt. — V. 53 f. Der Weinstock und der Obstbaum berühmen seine Wohnung.*) — Das niedrige Fenster und die Hütte malen sehr schön. — V. 55 f. Ihr seid glücklich, da der Trieb nach freier Entwicklung der menschlichen Fähigkeit und nach freier Bestimmung noch nicht in euch erwacht ist, ihr, wie die Thiere und Pflanzen, nur dem Naturgesetze folgt. — Deiner Flur. Vgl. oben S. 16. — Enge, beschränkte, im Gegensatz zur schrankenlosen Freiheit. — V. 57. Die Wünsche beschränken sich auf das Gedeihen der Frucht, das in natürlich bestimmten Zeiträumen sich wiederholt und nicht mit leidenschaftlicher Hast betrieben wird, wie das Erreichen eines von uns selbst zu erringenden Wunsches. — V. 58. Sein Leben ist sich immer ganz gleich, erleidet keine gewaltsamen Veränderungen. — Dein Tagewerk, die Bestellung des Ackers, die immer dieselbe ist.**) — Alles ist nur im Gegensatz zum Städter gedacht; in der vollen Strenge, wie es hier behauptet wird, ist es freilich nichts weniger als wahr.

V. 59—70. Weiter wandelnd bemerkt er die Spuren ordnender Regel; endlich sieht er die Stadt, auf welche jene hingedeutet hatten. — V. 59 f. Wer raubt?

---

*) Statt Reb' stand früher der schwere Trochäus Weinstock.

**) Ursprünglich begann der Vers Gleich, wie dein Tagewerk, mit besserer Wortstellung. Die Kürze des dein veranlaßte die Aenderung, welche den daktylischen Gebrauch von Tagewerk hereinbrachte. Vgl. oben S. 15. Humboldt hatte bemerkt: „Gleich deinem Tagewerk" klinge ihm nicht recht; man mache Tagewerk zum Daktylus, oder wenigstens sei der Abschnitt nicht bemerkbar genug gemacht.

mit dichterischer persönlicher Darstellung statt „wie schwindet auf einmal?“ — Den lieblichen Anblick, den V. 50—54 schilderten. — Fremder, nicht natürlicher. — Fremdere, dadurch nicht mehr so natürliche. — V. 61 f. Im Dorfe herrscht noch die vertraulichste Verbindung des Verschiedenen, was V. 51—54 nur im einzelnen angedeutet war. — Kaum noch, wie er es eben einen Augenblick gesehen, was für ihn ein ganz ungewohnter Anblick war. Liebend sich mischte, in Liebe sich verband. Dieselbe Belebung, wie in traulich, umarmend (V. 53 f.). Jetzt sieht er bloß Gleiches zusammen. — V. 63 f. Der zur Stadt führende Pappelgang deutet ihm auf die Trennung von Ständen, da hier alle andern Bäume fehlen und die Pappeln sich als Pappeln zu fühlen, ganz selbstbewußt einherzuschreiten scheinen. — Stolz geht auf den schlanken, hohen Wuchs. — Geschlechter, eine homerische Umschreibung; doch braucht Homer ἔθνεα, φῦλα so nur bei lebenden Wesen. Vgl. V. 199. Ged. 44 Str. 5, 2. — Pomp, von dem glänzenden, feierlichen Zuge. Die Ueberladung des Ausdrucks ist hier bezeichnend. Nach V. 64 folgte ursprünglich noch das Distichon:

Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.

Der Sinn ist: „In der Vereinzelung wirkt jedes nur als Theil des großen Ganzen, kann nicht auf eine besondere Wirkung Anspruch machen, wie es die Pappelallee in ihrem Gesammteindruck thut, wo die Pappeln als Pappeln wirken.“ Dem Dichter schien aber mit Recht dieser Gedanke hier nicht passend, auch der Ausdruck nicht treffend genug, da ja auch die Pappeln als ein Ganzes wirken. — V. 65. Ueberall sieht er jetzt bestimmte Regel, Wahl und Bedeutung; hier steht nichts, wie es der Zufall

gefügt, sondern alles mit Absicht so geordnet. — V. 66. Diese Bemerkung ist durch den ersten Anblick der Stadt veranlaßt. Der Uebergang zu einem andern Gedanken im Pentameter ist hier weniger zu billigen, wie oben V. 44. Jedenfalls ist nach V. 65 Punkt zu setzen, nach V. 66 wohl Semikolon. — Alle diese kunstvollen Anlagen, die er dort in der Nähe der Stadt auf dem Felde gewahrt, erscheinen ihm wie Diener, welche nur des Herrn wegen da sind. Es geht nicht an, das Dienergefolg auf den Pappelgang zu beziehen, den der Dichter als einen abgesonderten Stand sich gedacht und schon V. 66 verlassen habe. Noch unglücklicher hat man Regel, Wahl und Bedeutung als Diener genommen. — V. 67 f. Prangend sollte eigentlich als Beiwort mit Kuppeln verbunden sein.*) — Beleuchteten. Er sieht sie von der Sonne glänzend beleuchtet; den untern Theil der Stadt, den er nur dunkel sieht, vergleicht er mit einem Kern, woraus die Spitzen der Thürme und hohen Gebäude wie Bäume emporwachsen. Felsicht nennt er den Kern, weil die Stadt aus Steinen gebaut ist. Steinicht konnte der Dichter nicht wohl brauchen. — Thürmend. Voß: „Des Priamos thürmende Stadt." Klopstocks Messias IV, 282 „hochthürmende, nicht absehbare Königsstädte." Vgl. zu Ged. 8 Str. 3, 3. — V. 69 f. sind enge mit der Erwähnung der Kuppeln zu verbinden. „Man verehrt nicht mehr Naturgötter im Walde, die religiöse Verehrung eines geistigen Wesens baut hohe Tempel." — Die Faunen nennt Ovid (Met. VI, 392) die ländlichen, die Götter des Waldes (ruricolae, silvarum numina). Auch diese beiden Verse hätte Schiller tilgen sollen, da ja die religiöse Verehrung auch auf den Dörfern sich nicht auf Naturdienst beschränkt, der Faunendienst

*) Der Vers beginnt im ersten Drucke „Majestätisch verkündigen ihn die".

auch im Walde nicht mehr zu finden, diese ganz verschwunden sind, und diese thatsächlichen Verhältnisse hier nicht übergangen werden dürfen. Auch deshalb sind die Verse störend, weil der Dichter V. 79 ff. auf die Verehrung der Naturgottheiten in der Stadt kommt.

V. 71—172. Diese ganze Betrachtung, der Hauptkern des Gedichtes, die Vortheile und die Nachtheile der Bildung, schließt sich an die Stadt an.

V. 71—86. Die gesellige Verbindung in der Stadt erregte die geistigen Kräfte, es entstand Gemeinsinn und Vaterlandsliebe und eine menschlichere Verehrung der Götter. Vgl. Ged. 72 Str. 20 f. — V. 71 f. zählt Humboldt mit Recht zu den Stellen, die sich durch Tiefe des Sinnes, Wahrheit der Empfindung und herrlichen Ausdruck auszeichnen. Je enger die Welt um ihn wird, sagt der Dichter, desto lebendiger und bewegter wird sie in ihm. Störend ist es umwälzt rascher wegen der veränderten Satzform, da reger erwacht ganz in demselben Verhältniß zu enger wird um ihn steht, woher es rascher umwälzt heißen müßte. Freilich wollte Schiller hier dadurch mehr Leben in die Darstellung bringen, aber die Härte der Verbindung wird dadurch nicht entschuldigt. Warum schrieb der Dichter nicht „reger erwachet umwälzt?" Umwälzt, wie umruhn V. 52. Vgl. Ged. 40 Str. 5, 1 ff. 63 Str. 12, 4. — V. 73 f. Der Wetteifer erwacht oder man arbeitet mit vereinten Kräften. Hesiod unterscheidet in den Werken und Tagen 11 ff. einen zwiefachen Eifer (ζῆλος), einen guten und bösen. Zum Pentameter vgl. die ähnliche Entgegenstellung V. 34. — V. 75—78. Gemeinsinn und Vaterlandsliebe erheben sich. — V. 75. Schläget. Die gedehnte Form ist störend, besonders auch da schlägt V. 77 folgt. „In einem

Gefühl glühend" erklärt eigentlich auf eine auffallende Art das nachfolgende „einzig".*) — V. 77. Schlägt und glüht, wie eben schlägt glühend. — Der Ahnen Gesetze. Hier ist demnach an eine etwas spätere Zeit zu denken, wo Gesetze sich schon gebildet und längere Zeit bestanden haben. — V. 78. Daß es auch für die Gräber der Ahnen begeistert schlägt, tritt in einer eigenen, nicht besonders glücklichen Wendung hinzu. Man erwartete eher einen Relativsatz. Jetzt tritt der Satz eigentlich als freie Rede der Bürger hervor. — V. 79—86. Die Götter empfangen in der Stadt eine ihrer würdige Verehrung. Daß die Götter selbst in die Stadt ziehen und von ihren Tempeln Besitz nehmen, ist ganz nach antiker Vorstellung.**) — Die seligen Götter, nach Homer. Vgl. Ged. 53 Str. 3, 5. 4, 7. Der Tempel liegt an einer geweihten Stelle, meist von einem Haine (*τέμενος*) umgeben. — Festliche, wohlgeschmückte. Vgl. V. 114. Ged. 55 Str. 3, 6. — V. 81—86. Bei den Gaben, womit sie erscheinen (vgl. Ged. 54 Str. 16 ff.), ist nicht daran zu denken, daß verschiedene Künste und Gewerbe damit bezeichnet werden sollen; dazu wären sie nicht gut gewählt, und die Künste und Gewerbe erscheinen erst weiter unten; sie sollen nur den sich entwickelnden Wohlstand bezeichnen. Freilich kann man bezweifeln, ob es hier in dieser Weise an der Stelle ist. Ceres wird vor allen hervorgehoben, weil die Erzeugnisse des Landbaues die Hauptgrundlage des bürgerlichen Lebens bilden. — Des Pfluges Geschenk, den

*) V. 75 f. hieß es statt hoch — Brüsten früher in tausend Brüsten schlägt. Humboldt hatte bemerkt, die vier Schlußtrochäen schleppten zu sehr; aber auch Brüsten gefiel ihm nicht recht (Brüste entsteht aber von der doppelten weiblichen Brust), doch etwas besseres wollte sich dem Dichter nicht ergeben.

**) Ursprünglich begann V. 79 Von dem Himmel steigen. Vgl. . 11.

Pflug als Geschenk. — Den griechischen Namen Hermes unter den römischen muß der Vers entschuldigen. Da Schiller hier den Beutel, das eigentliche Abzeichen des Handelsgottes Merkur, nicht wohl brauchen konnte, so wählte er an dessen Stelle den auf die Schifffahrt bezüglichen Anker. Die Erfindung des Ankers schrieben die Griechen dem Eupalamus zu. Den Oelbaum schenkte Minerva Athen, das Roß Neptun, der hier, wie Hermes, unter seinem griechischen Namen erscheint. — Auch, im Gegensatz zu den bisherigen Gaben des Friedens. Warum wird aber das Roß hier nur als zum Kriege nutzbar bezeichnet? Klopstock erwähnt „kriegrische Rosse" in der Schlacht (Messias IV, 180). Schiller in der Jungfrau I, 4: „Das kriegerische Roß laß uns besteigen".*) — Mutter, der gewöhnliche Name (*Mā*) der Cybele. Vgl. zu Ged. 54 Str. 23, 1 ff.**) — Gastlich, zum Empfange sich öffnend.

V. 87—100. An Thor und Mauer knüpfen sich die folgenden, deren Bedeutung hervorhebenden Erinnerungen, die auf Bildung, Rechtspflege und Vaterlandsvertheidigung deuten. Es ist ein eigentlich lyrischer Erguß. — V. 87. Heilig, ihrer Bedeutsamkeit wegen für die Menschheit. — Pflanzer, Fortpflanzer, wie es Ged. 118, 2 heißt: „Durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort." — V. 88. Bei den fernen Inseln schweben wohl die im äußersten Norden gelegenen Inseln vor, wie Thule (V. 119) und die Orkaden (Juv. II, 161). — Des Meers, wohl des atlantischen Ozeans.***) — V. 89. Im Morgenland ist in den Thoren der

*) Seit der dritten Ausgabe der Gedichte erhielt sich der Druckfehler kriegerische.

**) Im ersten Drucke steht von (statt an) des Wagens.

***) Für Sitten stand ursprünglich Wahrheit. Vgl. oben S. 14.

Marktplatz, wo Gericht gehalten wird. 5. Mos. 17, 1: „Richter und Amtleute sollst du setzen in allen Thoren, daß sie das Volk richten mit rechtem Gericht.“ Amos 5, 10: „Der sie im Thor strafet“; 12: „Wie ihr die Armen im Thor unterdrückt.“ Schiller sagt im Vorworte zur Braut: „Die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen.“ — Gesellig, weil das Volk sich dort versammelt. — V. 90. Die Penaten, die im Hause verehrten Schutzgötter, die oft geradezu für das Haus stehen, wie sonst der Herd. Die Laren, welche gleichfalls zur Bezeichnung des Hauses dienen, gehören zu den Penaten. — V. 91 f. So stehen Priamos und Hekuba auf der Mauer und beschwören ihren Sohn Hektor, in die Stadt zurückzukehren (Ilias XXII, 25 ff.). Bei Horaz schauen Frau und Tochter des feindlichen Königs von der Mauer herab auf den heldenhaften römischen Jüngling (carm. II, 6—12). — Verschlang, ein schon V. 44 gebrauchtes Bild, dessen Wiederholung auffällt.*) — V. 93 f. Dann, wenn sie die Mauer verlassen. — Euch. Die Anrede tritt hier doch gar zu auffallend ein. — V. 95—98. Daß der Dichter den Untergang bei Thermopylä als allgemeines Schicksal aller zur Vertheidigung des Vaterlandes Ausziehenden bezeichnet, dürfte, trotz der dadurch erreichten Wirkung, kaum zu rechtfertigen sein. — Doch der Ruhm nur kehrte zurücke.**) Man erwartete „doch nicht die Rückkehr“; das Zurückkehren des Ruhmes ist ein ganz schiefer Ausdruck. — V. 96. Aber euren Tod für das Vaterland betrachtetet ihr nur als Bürgerpflicht. Rührend, eben durch den

*) Zuge hieß es früher statt Heerzug. Vgl. oben S. 15.

**) V. 95 schloß ursprünglich „doch nur den Ruhm kam zurücke.“ Humboldt hatte die Verkürzung von kam, wie im vorigen Versaden der zweiten Silbe wie Rückkehr getadelt. Vgl. oben S. 15.

aus ihm sprechenden vaterländischen Geist. — V. 97 f. Die vom Dichter Simonides verfaßte Inschrift, welche den Lacedämoniern auf dem Grabmale der bei Thermopylä gefallenen Griechen gesetzt ward, gibt Herodot VII, 228; Schiller aber folgt der Uebersetzung Ciceros (Tusc. I, 42, 101):

Dic, hospes, Spartae nos te hic vidisse iacentes,
Dum sanctis patriae legibus obsequimur.

Für Wanderer haben Herodot und Cicero Fremdling. — Kommst du nach Sparta. Cicero zu Sparta, Herodot den Lacedämoniern. Verkündige*) entspricht freilich dem herodotischen ἄγγειλον genau.**) — Dorten, ein Zusatz Schillers. Vgl. zu Ged. 63 Str. 15, 7. — Du — gesehen, wörtlich nach Cicero. Herodot daß wir hier liegen. — Der Schluß lautet bei Cicero „da wir des Vaterlandes heiligen Gesetzen gehorchen", bei Herodot „jener Worten gehorchend". — V. 99 f. Freundlicher Zuruf des Dichters,***) als ob er selbst am Grabe stände und das alte Sparta noch erhalten wäre. „Ihr habt das Vaterland vor Zerstörung bewahrt." Der Oelbaum ward besonders in Attika gepflanzt, nicht in Lacedämonien. — Saat, die Frucht, die eben dadurch köstlich gedeiht. Das Bild ist doch etwas überkühn, da nicht der Felsenboden, wo ihr Blut geflossen, hier gemeint sein kann. Der Sinn ist keineswegs: „Dem blutigen

*) Noch im ersten Drucke stand gib Kunde.

**) In der Abhandlung über die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon gibt Schiller diese „schönste Grabschrift ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend" also wieder: „Erzähle, Wanderer, wenn Du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind."

***) Statt Geliebten stand früher Theuern. Vgl. oben S. 15.

Kampfe folgte der beglückende Friede", obgleich Götzinger behauptet, dann „passe hier Bild sehr schön zu Bild".

V. 101—120. Gewerbe und Handel heben sich mächtig. — V. 101. Der Besitz muntert das Gewerbe auf, da jeder für sich selbst zu erwerben trachtet, nicht als Arbeiter für einen andern.*) — V. 102. Der Vers kann nur so verstanden werden, daß der Flußgott sich des blühenden Gewerbes seines Landes freut; an die Schifffahrt auf dem Flusse ist nicht zu denken, da diese hier viel zu früh käme. Anders Ged. 54 Str. 20, wo die Welle grün ist. Der Gott selbst wird überkühn als bläulicht (Zwischenfarbe zwischen grün und blau) gedacht. — V. 103 f. Holz wird auf den Bergen gefällt. Vgl. Ged. 54 Str. 19. Daß durch den zwiefachen anapästischen Aufschwung der Vers meisterhaft schön werde, bemerkt Schlegel. Auch der Klang ist malerisch (zischend fliegt, Axt, ersenfzt). — Dryade. Vgl. Ged. 29 Str. 3, 6. Der Ton der in den Baum fallenden Axt wird dichterisch als Seufzer der in ihm wohnenden Gottheit gefaßt. Die gefällten Baumstämme lassen sie nach dem beim Schlagen der Bäume auf der Höhe geläufigen Gebrauche den Berg herunterrollen. — V. 105 f. Steinbruch und Bergbau. Vgl. Ged. 54 Str. 21. Durch den Hebel hebt man den gebrochenen Stein in die Höhe. Das Brechen selbst wird nicht ausdrücklich erwähnt**) — Schlucht, um das Grausige zu bezeichnen. Sonst erwartete man eher Schacht. — V. 107 f. Schmiedekunst Vgl. Ged. 54 Str. 16. Mulciber, Beiname des Vulkan, den die Alten vom Erweichen des Eisens (mulcere (?) ferrum) her-

*) Den daktylischen Gebrauch von Eigenthums hatte Humboldt getadelt, aber zugegeben, daß Eigenthum für den Vers ein schweres Wort sei.

**) Felsbruch schrieb Schiller später statt Bruche und Stein statt *Fels*, ersteres auf Humboldts Mahnung. Vgl. S. 15.

leiteten. Dem Dichter schwebt die berühmte virgilische Schilderung Aen. VIII, 419. 420. 452 vor, womit er auch im malerischen Klange zu wetteifern gesucht hat. Vgl. Ged. 63 Str. 12, 6 ff. — Nervigt, wie Voß bei Homer χειρὶ βαρείῃ mit der nervigten Rechten übersetzt. Vgl. V. 165.*) — V. 109 f. Spinn- und Webekunst. Anschaulichkeit und bezeichnender Wohlklang zeichnen diese Verse aus. Besonders gl in glänzend, goldene**) Lein und ſ in Saiten, sauset, Schiff sind malerisch. — V. 111—120. Der den Wohlstand fördernde Seehandel. Die vier ersten Verse schildern die lebhafte Schifffahrt. — V. 111. Ruft, ertheilt beim Abfahren Befehle, damit das Schiff glücklich aus dem Hafen komme. — Fern, von der Stadt ab, am Hafenorte. — Pilot, ein auch von Klopstock mit Vorliebe gebrauchtes eingebürgertes Fremdwort (ital. pilota, franz. pilote, holländisch pijloot) für den Lootsen. — Es warten. Manche Schiffe liegen dort in Ladung. — Flotten. Die Mehrheit ist wohl überstark. — V. 113. Frohlockend. Ganz so brauchen Voß und Stolberg frohlocken im Hexameter, so daß froh eine lange Thesis bildet.***) Schiller hat Ged. 60 Str. 14, 3, am Ende der ersten Szene bei Semele und im Carlos (II, 10), wie auch Bürger, Gotter, Matthisson u. a., die erste Silbe kurz. Früher war die erste Silbe entschieden lang (das Wort findet sich nur im Mittel- und Neuhochdeutschen), wie es bei Hans Sachs, Opitz, Gry-

*) Im ersten Druck steht ertönt statt tönt. — Spritzen statt ſprützen schrieb erst die dritte Ausgabe der Gedichte hier und sonst, statt nervigten Körner nervigen.

**) Goldene steht im ersten Druck; schon die erste Ausgabe der Gedichte gab goldne.

***) Seit der dritten Ausgabe der Gedichte hat sich ziehen statt ziehn erhalten.

phius steht, doch trat bald neben der Länge die Kürze ein, und schon Adelung gibt dem Worte den Ton auf der Mittelsilbe; die Betonung auf der ersten Silbe hat sich nur mundartlich erhalten. Das Wort ward besonders durch Luthers Bibelübersetzung verbreitet (vgl. Psalm 42, 5. 100, 2). Goethes Dichtung kennt das Wort nicht, doch braucht er es einmal in Prosa im Jahre 1772. — Den Gaben der Ferne. Vgl. V. 118 ff. — V. 114 Festlich, von dem bunten Schmuck. Vgl. V. 80. Oder soll es auf die Feier der Rückkehr hindeuten?*) Die Bekränzung ist eine freie Dichtung. Vgl. Ged. 55 Str. 6. — V. 115—120 schildern das im Hafen und auf dem Markte durch die Handelsverbindungen hervorgerufene Leben. — V. 115 f. Da, dann, wie V. 121. 137. 143.**) — Seltsamer, ganz fremdartiger, deren Ton den Unkundigen verwirret. — Gewirr, wie in der Jungfrau Prolog 2:

Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren dumpf erbraust das Lager. —

Wundernde, statt sich wundernde, wie V. 137, Ged. 87, 12. Aehnlich heißt es in einer Xenie (124): „Lärmt, bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begibt." — V. 117. Stapel, vom Werfte, wo die Niederlagen sind, nicht im Sinne von Haufen, wo einen stehn müßte. — Der Erde, der ganzen Erde, wie

---

*) Statt ragenden stand ursprünglich das etwas starke thürmenden. Vgl. V. 68. „Thürmend vom Mast ist zwar nicht ungewöhnlich", hatte Humboldt geschrieben, „aber es schien mir nie eigentlich. Beim Mast ist das in die Augen Fallende die Höhe, beim Thurme mehr die Masse." Homer nennt den Mast gewaltig oder tannen.

**) Ursprünglich hieß es „von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte". Humboldt hatte auch hier den Einschnitt getadelt. Vgl. oben S. 17. Die Voranstellung des Krahnes war kaum zu billigen.

die Ferne V. 113 steht. — V. 118 f. Afrika und Arabien werden hier als heiße Länder genannt. Den Fruchtreichthum Afrikas nennt auch Horaz sprichwörtlich (sat. II, 3, 87. vgl carm. I, 1, 10), ebenso die Reichthümer der Araber (epist. I, 7, 36). — Dem glühenden Strahl. Sonnenschein und Boden werden als Vater und Mutter betrachtet. Vgl. V. 121. — Kocht, wie die Römer coquere von der reifenden Sonne sagen. — Thule, die äußerste Insel im Nordwesten, nach Virgil (Georg. I, 30): Tibi serviat ultima (die äußerste) Thule. Ein bestimmtes Erzeugniß schwebt bei Thule nicht vor, wie denn auch keines dieser fabelhaften Insel besonders zugeschrieben wird. — Das unanschauliche bereitet fällt sehr ab. — V. 120. Der Sinn ist „es strömt hier alles zusammen"; denn nach V. 117 ist Semikolon zu setzen. Der Dichter bedient sich einer unerwarteten Wendung. Sprichwörtlich sagen die Griechen „das Horn der Amalthea" zur Bezeichnung des größten Ueberflusses. Amalthea wird die Ziege genannt, welche den Zeus säugte. Schiller denkt sich nun ohne weiteres Amalthea, wie die römische Copia, als Göttin des Ueberflusses und läßt von dieser selbst das Horn füllen. — Erfreuendem, womit sie erfreuen will, wenn es nicht etwa im allgemeinen steht, wie köstlich V. 100. Voß übersetzt Odyssee XVI, 429 μενοεικὴς ζωή erfreuende Güter.

V. 121—128. Der Wohlstand erzeugt die Künste. — V. 121 f. Da, wie V. 115. — Gebieret, eine anstößige Dehnung.*) — Das Glück, der Wohlstand. — Dem Talent. Das Talent wird als Vater gedacht. Die Wiederholung des

*) Früher hieß es: „Da gebiert dem Talente das Glück". Der Vers hat jetzt mehr Halt und Wohlklang; auch ist die hier unnöthige Inversion vermieden.

Bildes aus V. 118 ist anstößig. — Göttlichen, insofern Vater und Mutter als Götter gedacht werden. — Freiheit, die den Wohlstand erzeugt und mit ihm wächst. Deutet Schiller vielleicht auf die Bezeichnung der freien Künste? Die Künste der Lust, die schönen Künste, die das Schöne zum Zwecke haben, während die mißbräuchlich mit dem Namen der Künste bezeichneten Fertigkeiten rein auf den Nutzen gehen.*) — V. 123 f. Die bildende Kunst. Nicht bloß die Augen werden durch die Nachahmung der schönen Gestalt erfreut, sondern der Künstler idealisirt die Schönheit. Vgl. Ged. 30 Str. 10. 19. — Beseelt geht auf die Nachahmung des Lebens, fühlend auf die ideale Darstellung.**) — V. 125 f. Der Tempelbau. Der Dichter schildert einen herrlichen ionischen Tempel, worin die Bildsäulen aller Götter stehen, ein Pantheon. Es schwebt hierbei das Pantheon zu Rom vor, die jetzige Kirche Santa Maria della rotonda. Die steinerne Decke dieses Rundtempels ist gewölbt; die acht Nischen für die Götterstatuen sind noch erhalten. — V. 127 f. Etwas auffallend tritt hier der künstliche, dem Auge wohlthuende Brückenbau hervor. Schiller fragte am 13. September 1795 bei Goethe an, ob die schöne Brücke mit einem Bogen bei Vicenza sei; er brauche sie zu einem Hexameter. Goethe erwiderte, die zwei Brücken von Palladio bei Vicenza seien dreibogig, einer einbogigen Brücke in jenen Gegenden erinnere er sich nicht außer

---

*) Den von Humboldt gerügten Hiatus in dem frühern Verschlusse Künste empor hat der Dichter jetzt glücklich entfernt.

**) Statt Meisel stand ursprünglich Dädal und statt Stein Holz. „Für Holz beim Dädal wünschte ich, sollte es auch gegen die Geschichte sein, lieber Stein", hatte Humboldt geschrieben. Dädalos und Smills sind die berühmtesten Holzschnitzer der Alten. Dädalos soll zuerst die Füße der Holzbilder von einander getrennt haben, so daß sie zu schreiten schienen.

dem Rialto in Venedig. Der Dichter bedient sich hierbei eines doppelten Vergleiches, wie schon bei Homer sich solche finden. — Der Iris. Vgl. Schillers erstes Räthsel (Ged. 70). — Wie der Pfeil von der Sonne. Vgl. Ilias XVIII, 585. — Joch, da sie über den Strom gelegt wird.

V. 129—139. Die Wissenschaft enthüllt die Geheimnisse der Natur, vor dem freien Gedanken zerstieben alle Wahngebilde. Vgl. Ged. 30 Str. 20. — V. 129. Aber, im Gegensatz zu der lebendig in die Welt tretenden Kunst. — Bedeutende Zirkel. Es schwebt hier Archimedes vor (vgl. Ged. 105), der von der Eroberung seiner Vaterstadt nichts merkte, als er, in seinem Hause sitzend, in seine in den Sand gezeichneten Kreise vertieft war, so daß er dem eindringenden Soldaten, der ihn um seinen Namen fragte, nur erwiderte: „Ich beschwöre dich, störe mir den Sand hier nicht!"; dieser aber stieß ihn nieder. So erzählt Valerius Maximus VIII, 7b, 7. Vgl. Plut. Marc. 19.*) — V. 130. Den schaffenden Geist, den Schöpfer. Vgl. Ged. 10 Str. 1, 1. 30 Str. 6, 1. Er beschleicht den Geist, insofern er die Gesetze Gottes in der Natur entdeckt. Vgl. Ged. 14 Str. 1, 2 f. 30 Str. 20, 9 ff. 47 Str. 6, 2. — Neben der Mathematik und der auf ihr fußenden Naturkunde erscheinen V. 131 f. Chemie und Magnetismus, Akustik und Optik. Das Anziehen und Abstoßen der Pole des Magnets bezeichnet er als Hassen und Lieben, wie schon Empedokles neben seinen vier Grundstoffen Liebe und Streit als bewegende Kräfte annahm.**) — V. 133 f. beziehen sich auf die Metaphysik, welche

*) Früher hieß es im stillen Gemache zeichnet, was Humboldt des Einschnitts wegen tadelte. Vgl. oben S. 16.

**) Im ersten Drucke steht „Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Wage", was wohl nur auf den Aräometer bezogen werden kann.

Gott und Welt zu erkennen sucht.*) Das Weltall erfüllt uns mit Grausen, es scheint alles bloß Zufall; der Philosoph entdeckt das Gesetz, wonach das Weltall sich richtet, womit es vertraut ist. Alles scheint in ewigem Wechsel zu sein, die Erscheinungen fliehen rasch vorüber, aber allem liegt etwas Beständiges zu Grunde, ein ewiges Gesetz; das ist der ruhende Pol. Vgl. Ged. 100 Str. 4, 5 f. Humboldt rühmt den treffenden Ausdruck des Verses. — V. 135 f. Die Entdeckungen der Weisen werden durch die Schrift auf alle Jahrhunderte verbreitet. Die Verbindung von Körper und Stimme ist nicht ohne Anstoß; letzteres genügt vollkommen und paßt zum weitern bildlichen Ausdrucke, während Körper ein anderes Bild anschlägt, ohne es auszuführen.**) — Das Blatt schwimmt die Jahrhunderte hinab und verkündigt ihn. — V. 137 f. Und so wird die Welt aufgeklärt. Da, dann, wenn dieses geschieht. Vgl. zu V. 115. — Wundernd (wie V. 116), eben wegen der erhaltenen Aufklärung. — Der Nacht, der ihn umfangenden geistigen Finsterniß. Vgl. Ged. 30 Str. 10. — In dem Aufsatze „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (1784) heißt es: „Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barberei, des finstern Aberglaubens

---

*) Bozberger will auch diese Verse noch auf die Naturwissenschaft beziehen, aber die höchste menschliche Wissenschaft kann hier unmöglich fehlen. Die Metaphysik ist es ja, welche das Wesen der Dinge enthüllt, uns den hinter ihnen verborgenen Gott zeigt, den der Wilde nur als feindliches Wesen fürchtet. Vgl. Ged. 30 Str. 9. In den philosophischen Briefen werden die Gesetze der Natur das Alphabet genannt, „vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln."

**) Der frühere Versschluß „dem stummen Gedanken die Presse" hat jetzt eine glücklichere Fassung durch die Entfernung der Presse erhalten.

schwindet, die Nacht weicht dem siegenden Lichte." — V. 139. So zerbricht er die Fesseln, die seine geistige Kraft binden, gelangt zur vollen Entwicklung, die ihn wahrhaft beglückt.

V. 139—148. Aber leider weiß der Mensch sich hierbei nicht zu beschränken; er hört nicht mehr auf die Stimme der Natur, überläßt sich der wilden Begierde. Er gibt nicht bloß die falsche Furcht auf, sondern auch die Scheu vor dem, was ihm heilig sein, dessen Anerkennung ihn zügeln, in Schranken halten sollte. Vgl. Ged. 72 Str. 26, 9 f. Die lebendige Form des Ueberganges ist ungemein wirksam. — V. 141 f. Die Vernunft und die Genußsucht wollen Schrankenlosigkeit und entledigen sich aller von der Natur gezogenen Schranken. — Wilde, die gewaltsam hinreißt. Die Natur ist heilig, weil sie die Bedingungen des Bestandes der Dinge in sich trägt, die vom Weltgeiste in sie gelegt, die ewig, unverbrüchlich sind. Vgl. V. 87. — Lüstern deutet auf die Willkür, die bloß ihrer Leidenschaft folgt, während losringen auf die Gewaltsamkeit sich bezieht, bezeichnender ist als losreißen.*) — V. 143—147. Dieser Sturm der Leidenschaft wird mit dem Sturme verglichen, der ein am Ufer ankerndes Schiff auf das hohe Meer wirft, wo es ein Spiel der zerstörenden Wellen ist; statt aber den Vergleichungssatz daneben zu setzen, tritt die Ver-

*) Früher lautete der Hexameter: „Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne." Durch die Zusammenziehung der dasselbe Objekt wiederholenden Sätze ist der Ausdruck viel kräftiger geworden; auch tritt die wilde Begierde lebhafter hervor als die Sinne. Die ursprüngliche Fassung des Pentameters: „Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng" gab ein so wenig ansprechendes als bezeichnendes Bild. Vgl. Ged. 36 Str. 8, 7. Züchtig ist der Gegensatz zum jetzigen lüstern. Vgl. V. 194. Ged. 44 Str. 1, 4.

gleichung in den Hauptsatz ein. Alle einzelnen Züge des Vergleiches darf man nicht deuten wollen. — V. 143 f. Da. Vgl. zu V. 115. — Warnend, sich der Flut zu überlassen. Die Anker werden hier als selbstthätig für das Wohl des Schiffes besorgt gedacht, da dem Dichter die von der Natur sorglich gesetzten Schranken vorschweben, wie bei der Flut die Leidenschaft. — V. 146. Ein höchst malerischer Vers. Schon Homer (Odyssee III, 290) nennt „Wogen gleich den Gebirgen"; bei Virgil kommt ein „schroffer Wasserberg" (Aen. I, 105) vor, und unmittelbar darauf heißt es: „Die einen schweben hoch auf der Flut" (summo in fluctu pendent). — Der Kahn, vom Schiffe, etwa weil das von den Wogen bergehoch getriebene Schiff wie ein Kahn aussieht.*) — V. 146. Jeder Leitstern entzieht sich dem Blicke des Fahrenden. Der auf dem Meere fahrende Odysseus schaut immer auf die Plejaden, den Bootes und die Bärin, „die sonst der Himmelswagen (bei Homer steht mit Namen der Wagen) genannt wird, welche sich dort umdreht und stets den Orion bemerket, und sie allein niemals in Okeanos' Bad sich hinabtaucht" (Odyssee V, 272 ff.). — Beharrlich, weil dies Sternbild immer an seiner Stelle bleibt. Zu ihm gehört der Polarstern. — V. 148. Plötzlich kehrt der Dichter zum eigentlichen Ausdruck zurück. — Irrt, versagt, schweigt, soll wohl auf das Aufgeben seiner Pflicht deuten. Der Gott, hier ohne Zweifel das Gewissen. Vgl. Ged. 98, 32: „Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust." Es schwebt vielleicht der ovidische Vers vor: Est deus in nobis, agitante calescimus illo („In uns lebt ein Gott, sein Trieb ist's, der uns entflammet"). Humboldt rühmt den Ausdruck unseres Verses.

*) Wiegt sich entmastet schrieb der Dichter statt des frühern wiegt sich mastlos, um den schweren Trochäus mastlos zu meiden.

V. 149—162. Die völligste Entsittlichung zersetzt den ganzen Staat. Ursprünglich folgte auf V. 148 das Distichon:

Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
Lüsterne Willkür vermischt, was die Nothwendigkeit schied.

Es ist derselbe Gedanke, wie in V. 141 f., nur der zweite Vers unklar ausgedrückt; der Dichter will sagen, die Willkür überspringe die von der Natur nothwendig gesetzten Grenzen. — V. 149 f. Treue und Glaube schwindet, der Meineid herrscht. Der Anfang ist gar zu nüchtern und matt." Schiller wendet das gewöhnliche Treue oder auch Treu' und Glaube, da er auch selbst sonst braucht,*) hier um des Wohlklanges und wohl auch der Neuheit wegen. Bei Scheidenraißer kommt freilich einmal versprechen bei Treue und Glauben vor. Der Meineid ist glücklich belebt. Ovid sagt vom eisernen Weltalter, jedes Verbrechen sei eingedrungen, Scheu, Wahrheit und Treue (fides) geschwunden (Met. I, 129). Auch beim folgenden schwebt die ovidische Stelle vor; denn unmittelbar darauf heißt es:

Und eintreten an ihrer Stelle Betrug und die Ränke
Und Nachstellung, Gewalt und frevele Gier des Besitzes.

Auf V. 150 folgten ursprünglich noch die Verse:

Ihren Schleier zerreißt die Scham, Asträa die Binde,
Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum.

---

*) In der Schilderung der Sittenverderbniß unter Katharina von Medicis sagt Schiller: „Das kostbarste Palladium des Staats, Treu' und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familie, so aus dem öffentlichen Leben".

Die Scham, die Göttin Pudicitia, wird mit einem Schleier dargestellt. Nach Hesiod verließen Aidos (die Göttin der Scham) und Nemesis (die Göttin des Maßes) zuletzt von allen Gottheiten der Erde, nach Ovid (Met. I, 150) Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit. Schiller gibt der letztern die Binde, wie man die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen darstellt zur Bezeichnung der Unparteilichkeit. Der Geluſt, den Schiller auch in seinen Venuswagen (1781) brauchte, kommt so bei Wieland u. a. vor. Adelung führt bloß das und die Gelüſte an, aber als oberdeutsch. Daneben finden sich das, selten die Geluſt und die Formen mit dem Umlaut. Humboldt schrieb an Schiller, der Geluſt sei ihm fremd, es müsse wohl das lauten. — V. 151 f. Selbst in die heiligsten Verbindungen schleicht der Angeber sich ein. Der Herzen vertraulichſter Bund wird im folgenden näher bestimmt. — Der Liebe Geheimniß, vertraute Liebe, nach Art der Schillerschen Umschreibungen. Vgl. oben V. 23. — Der Sykophant, wie man zu Athen den Angeber nannte (zu Rom delator), schleicht sich bei der Geliebten, bei dem Freunde ein, um von diesen Geheimnisse zu erfahren, durch die er das Opfer seiner Angeberei zu vernichten sucht. Bei der Freundschaft nennt der Dichter die Wirkung, daß er einen Freund von dem andern reißt (vgl. V. 62.) — V. 153 f. Falsche Anklage. Der Angeber will den Unschuldigen verderben und erreicht seinen Zweck durch arge Verläumdung. Absichtlich wählt der Dichter dieselbe Form (mit verſchlingendem Blicke, mit vergiftendem Biß), um die innige Verbindung beider Sätze anzudeuten. Zeche. Vgl. zu Ged. 63 Str. 5, 4. — V. 155. Ueberzeugung und Liebe verleugnet man des äußern Vortheils wegen. — Geſchändet, proleptisch, gerade durch die Verleugnung der Ueberzeugung. — Wirft hinweg, opfert das edelste Gefühl auf, gibt

sich dem hin, wodurch sie äußern Vortheil erlangt, da doch nur „Liebe der Liebe Blumen brechen darf" (Ged. 33 Str. 4, 6), der Liebe Preis nur die Liebe ist (Carlos II, 8). — Statt göttlichen Adel stand im ersten Drucke das schwere göttliches Vorrecht. — V. 157—160. Jeder Ausdruck des Gefühls muß der Lüge dienen, diesem ist fast nur das Verstummen übrig geblieben. Die Zeichen und die Stimme gehen beide auf alle Aeußerungen des Gefühls, auf Sprache, Ton, Miene, Lachen und Weinen vor Freude.*) — Anmaßen mit dem Genitiv, wie noch bei Kant, Goethe u. a., gleich erdreisten, unterfangen, vermessen. Köstlichste, wie V. 100. Vielleicht wäre auch hier der Positiv dem Superlativ und herrliche oder ein anderes Wort vorzuziehen. Juvenal nennt die Thränen „den besten Theil unseres Gefühls" (XV, 133). — V. 160 ist ungemein matt. Nach ihm stand ursprünglich noch folgendes, jetzt mit Recht ausgefallene Distichon:

Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge;
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn.

Das hier vorschwebende Bild kommt V. 163 f. wieder. — V. 161. Alles, was den Staat erhält, ist geschwunden, an seiner Stelle herrscht ein Scheinwesen. Tribune steht hier in gar nicht zu rechtfertigender Weise für Tribunal, Richtstuhl. Von der

*) Früher lauteten 157—159 weniger glücklich, mit zwei starken von Humboldt getadelten Hiaten:

Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle,
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet.

In sprachbedürftig sollte Sprache wohl auch allgemein gefaßt werden vom Aussprechen, von der Aeußerung.

Die Scham, die Göttin Pudicitia, wird mit einem Schleier dargestellt. Nach Hesiod verließen Aidos (die Göttin der Scham) und Nemesis (die Göttin des Maßes) zuletzt von allen Gottheiten der Erde, nach Ovid (Met. I, 150) Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit. Schiller gibt der letztern die Binde, wie man die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen darstellt zur Bezeichnung der Unparteilichkeit. Der Gelust, den Schiller auch in seinen Venuswagen (1781) brauchte, kommt so bei Wieland u. a. vor. Adelung führt bloß das und die Gelüste an, aber als oberdeutsch. Daneben finden sich das, selten die Gelust und die Formen mit dem Umlaut. Humboldt schrieb an Schiller, der Gelust sei ihm fremd, es müsse wohl das lauten. — V. 151 f. Selbst in die heiligsten Verbindungen schleicht der Angeber sich ein. Der Herzen vertraulichster Bund wird im folgenden näher bestimmt. — Der Liebe Geheimniß, vertraute Liebe, nach Art der Schillerschen Umschreibungen. Vgl. oben V. 23. — Der Sykophant, wie man zu Athen den Angeber nannte (zu Rom delator), schleicht sich bei der Geliebten, bei dem Freunde ein, um von diesen Geheimnisse zu erfahren, durch die er das Opfer seiner Angeberei zu vernichten sucht. Bei der Freundschaft nennt der Dichter die Wirkung, daß er einen Freund von dem andern reißt (vgl. V. 62.) — V. 153 f. Falsche Anklage. Der Angeber will den Unschuldigen verderben und erreicht seinen Zweck durch arge Verläumdung. Absichtlich wählt der Dichter dieselbe Form (mit verschlingendem Blicke, mit vergiftendem Biß), um die innige Verbindung beider Sätze anzudeuten. Zeche. Vgl. zu Ged. 63 Str. 5, 4. — V. 155. Ueberzeugung und Liebe verleugnet man des äußern Vortheils wegen. — Geschändet, proleptisch, gerade durch die Verleugnung der Ueberzeugung. — Wirft hinweg, opfert das edelste Gefühl auf, gibt

sich dem hin, wodurch sie äußern Vortheil erlangt, da doch nur „Liebe der Liebe Blumen brechen darf" (Ged. 33 Str. 4, 6), der Liebe Preis nur die Liebe ist (Carlos II, 8). — Statt göttlichen Adel stand im ersten Drucke das schwere göttliches Vorrecht. — V. 157—160. Jeder Ausdruck des Gefühls muß der Lüge dienen, diesem ist fast nur das Verstummen übrig geblieben. Die Zeichen und die Stimme gehen beide auf alle Aeußerungen des Gefühls, auf Sprache, Ton, Miene, Lachen und Weinen vor Freude.*) — Anmaßen mit dem Genitiv, wie noch bei Kant, Goethe u. a., gleich erdreisten, unterfangen, vermessen. Köstlichste, wie V. 100. Vielleicht wäre auch hier der Positiv dem Superlativ und herrliche oder ein anderes Wort vorzuziehen. Juvenal nennt die Thränen „den besten Theil unseres Gefühls" (XV, 133). — V. 160 ist ungemein matt. Nach ihm stand ursprünglich noch folgendes, jetzt mit Recht ausgefallene Distichon:

Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge:
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn.

Das hier vorschwebende Bild kommt V. 163 f. wieder. — V. 161. Alles, was den Staat erhält, ist geschwunden, an seiner Stelle herrscht ein Scheinwesen. Tribune steht hier in gar nicht zu rechtfertigender Weise für Tribunal, Richtstuhl. Von der

*) Früher lauteten 157—159 weniger glücklich, mit zwei starken von Humboldt getadelten Hiaten:

Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verprasst hat sie alle,
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet.

In sprachbedürftig sollte Sprache wohl auch allgemein gefaßt werden vom Aussprechen, von der Aeußerung.

eigentlichen Tribune, dem Rednerstuhl, kann es hier eben so wenig verstanden werden, wie von der Galerie, worauf das Volk steht, wovon Klopstock den Pöbel in der 1794 erschienenen Ode die Erscheinung als Tribuna personifizirte. — Prahlt paßt nicht wohl auf die Eintracht in der Hütte, da diese sich gar nicht den Anschein gibt, als ob sie vorhanden sei, wie das Recht beim Richter. Des Gesetzes Gespenst, das Gesetz, in dessen Namen jede Ungerechtigkeit geschieht, das nicht mehr der „menschenerhaltende Gott" (V. 41) ist. Daß das Gesetz gemordet sei, wie in der genannten Ode Klopstocks, und nun als Gespenst erscheine, ist nicht anzunehmen, da es in diesem Falle ja die Könige ängstigen würde; das Wort steht wie Schemen, Schatten.

V. 163—170. Dieser unnatürliche Zustand muß endlich zum völligen Umsturz und zur Vernichtung des Staates führen. — V. 163 f. Mag auch eine Zeit lang dieser unnatürliche Zustand sich halten, der nur Leben lügt, kein wirkliches frisches Leben ist, in welchem alle Kräfte in beständiger Wechselwirkung stehen. Daß ein solches Scheinleben Jahrhunderte dauern könne, ist eine etwas starke Voraussetzung. — Lebender Fülle, Lebensfülle.*) — V. 165 f. Endlich macht doch die Noth ihr Recht geltend und zerstört den ganzen Staat. Daß die Natur in Schlaf gesunken, ist ein unglückliches Bild. Ueberhaupt scheint die Erwähnung der Natur (vgl. V. 170) hier wenig an der Stelle. Der Noth werden schwere Hände zugeschrieben, wie bei

*) V. 163 begann ursprünglich: „Lange Jahre, Jahrhunderte mag." Vgl. oben S. 15. — V. 164 lautete mit einem etwas wunderlichen Bilde: „Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülle bestehn." Die bestimmte Hervorhebung der Sitten, des Staates ist hier unnöthig und eher lästig; das Bild der Mumie erforderte eine nähere Bestimmung, wie sie jetzt gegeben ist. Vgl. das ähnliche Bild Ged. 28 Str. 12 (Band I, 474).

Homer der Pest, dem Tode (Ilias I, 85. 97. XXI, 548); dazu tritt das so häufig bildliche, die Unwiderstehlichkeit bezeichnende ehern. — Hohl, worin keine Lebenskraft ist (V. 164). — Die Zeit, welche die Noth immer gesteigert hat. — Auf V. 166 folgte ursprünglich:

> Bis, verlassen zugleich von dem Führer von außen und innen,
> Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht,

wo dann der folgende Vers begann, eine Tigerin, die. Sonderbar werden hier die Erkenntnisse als Führer von außen bezeichnet. Auch das Geleit nach Führer ist sehr lästig. Von innen. Vgl. V. 148. Ged. 201, 14. — Durch den Wegfall der Verse ist auch das bis ausgefallen, obgleich dasselbe, da nicht das Subjekt beibehalten wird, dieses vielmehr erst V. 169 folgt, nicht zu entbehren ist. — V. 167 f. Die Wuth der ihre verlorene Natur mit Gewalt sich wieder verschaffenden Menschheit wird mit der Tigerin verglichen, welche die Stäbe ihres Käfigts durchbrochen hat, und nun ihrer natürlichen Wildheit um so schrecklicher gedenkt. Warum eine Tigerin? Denkt sich der Dichter diese wüthender als den Tiger? — Der numidische Wald ist ein Irrthum, da der eigentliche Tiger Asien angehört, woher auch die alten Dichter ihn wohl hyrkanisch, indisch, parthisch, armenisch u. s. w., aber nie afrikanisch nennen, wie den Löwen, der Numida, Gaetulus, Libycus u. s. w. heißt. — Plötzlich, als er sich eben in Freiheit fühlt. — Schrecklich, mit seiner natürlichen Blutgier. — V. 169. Die Verbindung des Verbrechens Wuth und des Elends scheint überkühn, da der erste Genitiv die Begleitung (die verbrecherische Wuth), der andere die Ursache (wohl nicht die Folge) bezeichnet. — V. 170. Sie ruht nicht, bis sie die letzte Spur der Bildung, aus der ihr Unglück hervorge-

deutet dessen Inhalt aber in einem andern selbstständigen Satze an, was freilich nicht ohne Anstoß. — V. 179 f. Die Wildheit bezeichnet der brausend über einen Felsen herabstürzende Bach, den er auf den unter ihm liegenden Klippen sieht; weiter unten wird er von den Wurzeln eines Baumes aufgehalten, doch schäumend bricht er sich Bahn.*) — Entrüstet. Sein mächtiges Schäumen deutet der Dichter als Entrüstung über den Aufenthalt. Man vermißt hier klare Anschaulichkeit. — V. 181—184. Die schauerliche Oede und Einsamkeit. Ueber sich sieht er nur den Adler, der gleichsam Vermittler zwischen der Wolkenregion und der Erde ist, beiden angehört, der am höchsten sich emporschwingende Vogel. — Der von Humboldt belobte Ausdruck an das Gewölke die Welt knüpfen ist doch etwas unklar. — Gefieder, wie sonst Flügel. Es schwebt der Gegensatz zum Adler vor. — Verlorenen, proleptisch; der Schall vergeht eher. Vgl. Ged. 2 Str. 4, 4. — Menschlicher Mühen und Lust, menschlichen Lebens. Der Ausdruck verräth innige Sehnsucht nach menschlicher Geselligkeit.

V. 185—200. Aber bald empfindet er, daß auch hier die mächtige Natur ihn umwehe, und dieses freudige Gefühl läßt ihn in den Preis der ewigen, die Menschen immer gleich liebevoll umfangenden Natur ausbrechen. — V. 185 f. Man erwartete auf die Frage erst ein Nein; auch der Ausfall des bin ich ist hart. Durch die Stellung des deinen am Schlusse des Verses und die Trennung von seinem Hauptworte wird es besonders hervorgehoben. Vgl. zu Ged. 57 Str. 1, 1. Es müßte man eigentlich auf die falsche Vorstellung beziehen, daß er hier allein sei, da es unmittelbar auf den Aus-

*) Der erste Druck hat stürzet.

druck des Gefühls folgt, daß er doch nicht allein sei; allein das geht nicht an, und der Traum kann nur auf das schreckliche Bild gehn, das ihn erst V. 173 verlassen hat. Das ist aber freilich sehr hart. Wollte man es fassen, wie es hier der Zusammenhang eigentlich verlangt, so müßte man annehmen, die Frage: „Bin ich wirklich allein?" stelle sich der Dichter, als er, da er; eben einen Pfad abwärts sucht, ein grünendes Thal vor sich sieht; daß er des Anblicks erst später gedenkt, würde ganz ähnlich wie V. 67 f. sein, aber es scheint sonst diese Deutung kaum annehmbar. — V. 187. Schaudernd gehört zu mich. — Mit des Lebens furchtbarem Bild heißt „als sei es furchtbare Wirklichkeit". Daß die Worte nicht mit dem folgenden mit dem stürzenden Thal zu verbinden sind, zeigt die frühere Fassung des Verses: „Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen."*) — Mit dem stürzenden Thal, als ich das Thal vor mir liegen sah. — Stürzen, wie abstürzen V. 31, herabstürzen V. 50. Das stürzende Thal sind die abschüssigen Gründe V. 185; der Ausdruck ist freilich sonderbar. — Hinab, in die Tiefe, vom Verschwinden des Traumes, den man sich freilich gewöhnlich in die Höhe steigend denkt. — V. 189 f. Inniger als je bin ich jetzt in dieser furchtbaren Wildheit davon durchdrungen, daß du mich nicht verläßt, mich

*) Das Semikolon nach ergriffen, das erst in Körners Ausgabe der Gedichte steht, kann nicht richtig sein. Der Gedanke wird dadurch ganz verworren. Aber auch das in der ersten Ausgabe der Gedichte nach mit stehende Komma ist, wie Meyer und Deinhardt (Weimarer Jahrb. V, 473 ff). erkannten, irreführend, wie sich auch aus Gödekes Umschreibung ergibt, der trotz derselben meint, es mache den Sinn nicht unklar. Ebenso irrig erklärt sich Gödeke gegen das von Deinhardt nach Bilde V. 187 statt des Kommas geforderte Semikolon.

überall umfängst, und will nun mein Leben mit neuem Muthe beginnen. Der Altar ist die wüste, aber auch von den mächtigsten Naturgaben zeugende Gipfel. Das Bild ist hier freilich nicht besonders glücklich, da er sein Leben gar nicht auf den Altar niedergelegt hat.*) Der Zusammenhang ergibt die völlige Unmöglichkeit, mit Boxberger unter dem Leben das vergangene Leben, die Erinnerungen der Vergangenheit zu verstehn, von denen Schiller in einem Briefe an Lotten sagt, wir wären unglücklich, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei der Natur, dieser unveränderlichen Freundin, in Sicherheit brächten. Dem Dichter schwebte hier wohl der Schluß von Goethes herrlichem Gedichte Harzreise vor, wo dieser sagt, der schneebehangene Gipfel des gefürchteten Brockens werde ihm „Altar des lieblichsten Dankes". Die Liebe hat den Dichter dort auch bis zum Gipfel des Berges im strengen Winter unter „beizendem Sturm" geleitet, wo „Winterstürme" vom Felsen in seine Psalmen (seinen Preis der Liebe) stürzen". — Hoffend ist ein sehr bezeichnender Zug der Tugend. Vgl. Ged. 40 Str. 5 f. Ged. 75 Str. 2, 3. — V. 191 f. Die Veränderlichkeit des Menschen, die aber an bestimmte Gesetze geknüpft ist. Der Mensch wünscht immer etwas anders. — Regel kann hier nur auf die Weise des Handelns in den verschiedenen Lebensaltern gehn. — Wälzen die Thaten sich um. Der Kreislauf des Handelns vom Kinde an bis zum Greise bleibt im ganzen immer derselbe. Der Ausdruck ist freilich unklar und gezwungen. Die Sache wird keineswegs besser, wenn man mit Boxberger hier an die Menschheit in verschiedenen Zeitaltern denkt. Der Gegensatz ist der des Menschen, nicht der der Mensch-

*) Ursprünglich schlossen die Worte „nehm' ich mein Leben" den Vers. Die Aenderung ist eine rein metrische.

brauche und eine große Masse zu bearbeiten sei. Aber zur Ausführung fand er weder Zeit noch Stimmung, da ihn die Balladendichtung wieder anzog. Vergebens mahnte ihn Goethe Anfangs September von Tübingen aus an die Vollendung dieses Liedes, das eines der vornehmsten und eine besondere Zierde des Almanachs sein werde; Schiller erwiederte, bei seinem Uebelbefinden habe er es nicht vornehmen können noch mögen. Daß er die Glocke habe liegen lassen müssen, äußert er gleich darauf, sei ihm, da es einmal habe so sein müssen, nicht ganz unlieb; denn indem er diesen Gegenstand noch ein Jahr mit sich herumtrage und warm halte, müsse das Gedicht, welches keine kleine Aufgabe sei, erst seine wahre Reife erhalten; das nächste Jahr habe schon ziemlich den Anschein, ein Liederjahr zu werden, und zu dieser Klasse gehöre auch die Glocke. Aber auch im nächsten Jahre, das wenige lyrische Blüthen trieb, fast nur drei größere Balladen brachte, blieb das Gedicht ganz liegen. Erst die Noth des Almanachs auf das Jahr 1800 drängte den Dichter zur ernstlichen Behandlung und Vollendung des ihm so geläufig gewordenen, in seiner ganzen Ausdehnung klar vorschwebenden Stoffes. In Rudolstadt, wohin er am 4. September 1799 ging, wird er die dortige Glockengießerei besucht haben. Den 13. kam er nach Weimar; am Abend des 15. kehrte er nach Jena zurück, wo Goethe den folgenden Tag anlangte. Während seiner Anwesenheit ward unser Gedicht endlich mit aller Mühe vollendet. Am 21. hatte er schon den Entschluß gefaßt, diesmal nichts für den Almanach zu liefern, da es ihm nicht recht gelingen wollte, aber eine neue Lieferung von Zelters Liedern, die auch eines seiner eigenen brachte, ermuthigte ihn, und das Beste wird Goethes Zuspruch gethan haben. Am 26. war er mit dem Lied von der Glocke so weit, daß er Tags darauf zur Maria Stuart

zurückkehren zu können hoffte. Doch erst am 30. sandte er es nach Weimar zum Druck ab. Er hatte es ohne Zweifel vorher Goethe vorgelesen und wohl einzelne Bemerkungen des Freundes benutzt. Der Buchdrucker, von dem er am 28. eine Sendung erhielt, hatte wohl auf Beschleunigung gedrungen, da der Almanach mit dem Gedichte schließen sollte. Körner urtheilte, das Lied von der Glocke könne sich neben Schillers vorzüglichste Gedichte stellen; es sei darin ein gewisses Gepräge von echt deutscher Kunst, das man selten finde und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlinge. Und dieses Urtheil Körners hat sich auf das glücklichste bestätigt; denn kein lyrisches Gedicht ist so tief in das Herz unseres Volkes gedrungen, als gerade unser die Hauptbezüge des Familien- und Bürgerlebens mit inniger Lebendigkeit rein aussprechendes Lied. Humboldt nannte es im Mai 1830 mit Recht die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies. „In keiner Sprache", fügte er hinzu, „ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umflossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen."

Wie der Dichter im Spaziergang seine gefühlvollen Betrachtungen über Bildung, Freiheit und Natur an die wechselnden Szenen der Besteigung eines Berges angeknüpft hat, so verbindet er hier mit dem Glockenguße bis zum endlichen Heraufziehen

der Glocke aus der Grube seine Gefühle über Glück und Unglück in der Familie und im Staate. Die eigentlichen Anknüpfungspunkte boten ihm das Geläute bei der Taufe, der Ehe, dem Brande, dem Aufruhre, dem Begräbnisse, zur Vesper, zum Gottesdienste und zur Festfeier. Bei der Taufe und der Ehe kommt das Läuten gar nicht vor; der Dichter nahm dasselbe zur Erreichung seines Zweckes an;*) dagegen konnte er vom Morgen-, Mittag- und Abendläuten nur das letztere gebrauchen, gar nicht das Abendmalläuten (das Läuten bei der Wandlung in der Hochmesse) sowie das bei feierlichen Umzügen, noch weniger die Armesünderglocke (Ged. 9 Str. 1, 1). Aber dieses eigentliche Gerüste des ganzen Liedes hat der Dichter glücklich verdeckt und die Uebergänge innerlich gebildet. Er läßt den Meister in besondern Strophen die Befehle an die Gesellen geben und schließt an jeden solcher Befehle eine Betrachtung an, die mit der Strophe an die Gesellen in gewisser Verbindung steht. Diese Betrachtungen beziehen sich im ersten Theile, der dem eigentlichen Gusse vorhergeht, auf das menschliche Glück von der frühesten Kindheit an bis zu einem gesegneten Hausstande. Der zweite Theil (von Str. 9 an), der den eigentlichen Glockenguß umfaßt, enthält die Be-

*) Ein Geistlicher versicherte freilich Boxberger, in vielen Gegenden Thüringens läute man zur Taufe, an manchen Orten mit einer besondern Taufglocke. Von einer Trauglocke wußte auch jener Geistliche nichts. Dann meint aber auch Boxberger, in bürgerlichen Verhältnissen würden Taufe und Trauung Sonntags nach der Kirche begangen, und der Zweck des sonntäglichen Läutens schließe nicht aus, daß die betreffende Familien noch eine besondere Einladung darin finden könnten. Wohin gelangen wir mit solchen Erklärungskünsten? Schiller machte aus der Noth eine Tugend, um alle bedeutenden Schritte des Lebens in sein Glockenlied zu bringen, und es ist ihm durch seine herrliche Darstellung die darin liegende Täuschung so vortrefflich gelungen, daß unsere Erklärung zuerst auf diese Freiheit der Dichtung hingewiesen hat.

trachtungen über das gewaltsam in das scheinbar festgegründete Glück einbrechende Unglück. An die Beurlaubung der Arbeiter bis zum Verkühlen und die Erwähnung des Vesperläutens (Str. 17) schließt sich die Betrachtung des Glückes geordneter bürgerlicher Zustände, wie an die Zerschlagung der Form (Str. 22) der Ausdruck der Gräßlichkeit von Staatsumwälzungen. Den Schluß bilden die Taufe und Weihe der gelungenen Glocke und ihr Heraufziehen aus der Grube. Hiermit hören die Betrachtungen des Meisters auf, der sich jetzt an die vollendete Glocke hält, deren erhabene Bestimmung er ausspricht. Hier tritt denn auch der Dienst der Glocke zur Versammlung der Gemeinde und zur Festfeier hervor. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Schluß des Gedichtes (von Str. 27 an) etwas abfällt, wenn er auch im einzelnen vortreffliche Stellen enthält. Durch eine andere Fassung von Str. 28 f. würde das Gedicht wesentlich gewinnen. Der Gedanke, daß der Mensch ohne Gottes Hülfe nichts vermöge, hätte hier sehr wohl ausgeführt und so auch die bisherige äußere Form bis zum Schlusse beibehalten werden können.

Die Darstellung zeichnet sich durch den Verein von innigem Gefühl, lebhaftem, zu natürlicher Anschaulichkeit sich häufig erhebendem Ausdruck und künstlerischer Mäßigung vor allen übrigen Schillerischen Gedichten aus, deren Krone unser Lied mit Recht genannt werden kann. Leider setzen die Reden des Meisters an die Gesellen zu genaue Kenntniß vom Glockenguſse voraus, so daß manches nur durch eine solche verständlich wird. Sonst ist der Ausdruck, mit Ausnahme verhältnißmäßig weniger Stellen, klar, treffend und leicht. Was die Versform betrifft, so bedient sich der Meister den Gesellen gegenüber immer einer und derselben Strophenform. Es ist dieselbe Strophenform wie in Ged. 45, nur daß zwischen V. 4 und 5 zwei um einen Fuß kürzere,

männlich reimende Verse treten, welche den Charakter der Anrede an die Gesellen treffend bezeichnen. In den neun zwischentretenden Betrachtungen, die nur sehr uneigentlich als Strophen bezeichnet werden können, sind fünf (Str. 2. 4. 6. 16. 18) rein jambisch; sie bestehen aus Strophen von vier jambischen Dimetern, von denen die geraden männlich, die ungeraden weiblich reimen. Die zweite und vierte Betrachtung besteht aus je drei dieser ganz rein gehaltenen Strophen, die sechzehnte aus zehn; in der sechsten folgt auf sieben solcher Strophen ein abschließendes weibliches Reimpaar; die achtzehnte beginnt mit acht freiern jambischen Versen, auf welche fünf solcher Strophen folgen. Von den lebhaft bewegten Schilderungen der übrigen Betrachtungen beginnen die drei ersten auch jambisch, aber in andern Reimformen (8 a a b c c b, von denen nur b männlich auslautet, 10 a a b b b b c c, wo alle acht Verse männlich auslauten, 12 a b b a b c d c d, unter denen nur a und c weiblich sind); an diese jambischen Verse schließen sich dann trochäische, untermischt mit jambischen, in welchen lebhafte Anapästen, wie in den Trochäen Daktylen, malerisch verwandt werden. In Str. 8 folgen auf die jambischen Verse zwei trochäische Strophen, die in der Länge der Verse und in der Reimform ganz den meist verwandten jambischen Strophen entsprechen. Eine rasche Bewegung bringen dann kleine jambisch anapästische Verse (⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –), zunächst vier in der Reimform a b a b (b weiblich), worauf sieben in der Reimform a b b c c d d folgen, von denen nur der erste reimlose Vers männlich auslautet, die andern weiblich (⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑); dann zwei jambische weiblich auf einander reimende Dimeter und zuletzt ein solcher, der auf den oben reimlos gebliebenen kürzern Vers reimt. Daran schließen sich eilf kleinere jambische Verse in der bezeichneten Form mit freien Reimen (die drei ersten Verse

ganz reimlos), dann ein weibliches Reimpaar, zwei reimlose Verse, ein weibliches und ein männliches Reimpaar; darauf fünf größere und ein kleinerer jambisch anapästischer Vers, die unmittelbar aufeinander reimen (männlich sind nur die beiden mittlern). Jetzt treten zunächst sieben trochäisch-anapästische Verse ein, von denen der zweite reimlos zwischen die aufeinander reimenden (die beiden ersten männlich) tritt, dann zwei aus drei Jamben bestehende Reimpaare, endlich drei reine trochäische Dimeter, von denen der letzte reimlos abschließt. In Str. 10 folgen zunächst sechs weiblich und männlich reimende trochäische Dimeter in der Form a b a b a b, darauf trochäische Dipodien untermischt mit bloßen Kretikern (— ⏑ —), wobei die kleinern Verse mit den größern reimen, dann mit Dimetern untermischt mit jenen kleinern. Aber zuletzt treten wieder fünf jambische Dimeter ein. In 12 folgen auf die jambischen Verse zunächst drei sehr malerische kleinere trochäische Verse, an die ein Kretikus sich anschließt. Hier ist zum erstenmal statt des Reimes die Assonanz angewendet (Dome Glocke), die auch wahrscheinlich in dem dritten und vierten der den Schluß der Strophe bildenden achtzehn größern trochäischen Verse verwendet werden sollten, die zunächst paarweise reimen, aber mit vier Strophen enden, in denen die geraden Verse männlich, die ungeraden weiblich reimen. Ueber die bloß in Trochäen gedichtete vierzehnte Betrachtung vgl. die Erklärung. Schiller hat sich hier der Assonanz geschickt bedient, wie er auch die Alliteration und den Wortklang malerisch verwandt hat. In Hinsicht des Reimes hat er sich keiner größern Reinheit als sonst befliſſen; unbedenklich reimt er i und ü, ei, eu und äu, ö, e und ä, Bild erfüllt, beginnt Kind, Schooße Looſe. Den gleichen Reim auf hat er einmal, wogegen absichtlich Himmelskraft in zwei aufeinander folgenden Versen steht; auch

kehren manche Wörter häufig im Reime wieder, und der ganz gewöhnlichen Reimworte konnte er sich nicht enthalten, woneben freilich auch manche neue, bezeichnende sich finden.

Das den mannichfaltigen Gebrauch der Glocke andeutende, wohl zu entbehrende Motto: Vicos voco. Mortuos plango. Fulgura frango („Die Lebenden rufe ich. Die Todten beklage ich. Die Blitze breche ich") nahm Schiller aus Krünitz, der S. 99 bemerkt: „Eine große Glocke, auf dem Münster der Stadt Schaffhausen in der Schweiz befindlich, welche 1486 gegossen worden, hat 29 Schuh im Umfange, woraus die Schwere zu muthmaßen ist. Die Umschrift ist: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango." Auf der großen Glocke im Thomasthurme zu Leipzig steht, wie Krünitz gleichfalls angibt (S. 103), dieselbe Umschrift, nur mit dem Zusatze: Tonitru quoque frango. Genauer geben die Bestimmung des Geläutes an die Inschriften (bei Krünitz S. 168):

Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, nimbum fugo, festaque honoro

(oder pestem fugo, festa decoro oder als zweiten Vers: Luctus doque sonum laetitiaeque tonum). Diese schienen dem Dichter weniger edel, ebenso die schon auf sehr alten Glocken vorkommende (Krünitz S. 169): „In Freud und Leid Bin ich bereit, In Noth und Tod Bin ich der Bot."

I a. Str. 1. Aufruf des Meisters an die Gesellen, den Glockenguß zu beginnen. Krünitz (S. 112): „Die Form großer Glocken wird in einer Grube vor dem Gießofen aufgerichtet, welche die Gießer die Dammgrube nennen. Sie muß etwas tiefer sein, als die Form hoch werden soll, theils damit man unter der Form ein Fundament von Steinen legen, theils aber auch, daß man dem flüssigen Metall zu seiner Zeit einen

gehörigen Fall geben könne. Es muß dieselbe aber auch etwas weiter sein, als die Form werden soll, weil der Gießer bei der Arbeit um die Form herumgehn muß.“ Bei der Form unterscheidet man 1) den dem innern Raum der Glocke entsprechenden Kern, der, wie das Fundament, von Backstein, aber zwei- bis dreimal mit Lehm übertüncht ist. Gleich nach der ersten Uebertünchung wird das Feuer im Kerne angemacht, und man trägt nicht eher eine neue Lage Lehm auf, bis die vorige trocken ist; zuletzt wird auf den Kern flüssig gemachte gesiebte Asche vermittelst eines Pinsels aufgetragen. 2) Dann eilt der Gießer zum Auftragen der Dicke oder Dickte, der eigentlichen Form der Glocke mit Ausnahme der Henkel, aus Lehm, die mit geschmolzenem Talg bestrichen wird. 3) Auf die Dicke kommt der Mantel. Man trägt nämlich einen so genannten Zierbrei aus gut zerstoßenem und gesiebtem Lehm, Ziegelmehl, alten Schmelztiegeln und Kälberhaaren zwei- bis dreimal auf, bis die ganze Dicke mit einer starken Rinde bedeckt ist; darauf thut man so lange Lehm, bis der Mantel die gehörige Stärke erhält. Nachdem die ganze Form durch Feuer ausgetrocknet ist, hebt man den Mantel ab, schneidet den Kern von der Dicke, nimmt diese hinweg und bringt den Mantel wieder in seine vorige Lage. 4) Die oben anzusetzende Henkelform wird mit einem besondern Modell von Holz oder Thon gemacht. Jetzt ist die Form ganz vollendet und zur Aufnahme des Metalls zwischen Kern und Mantel bereitet. Die Dammgrube wird zuletzt bis an die Oeffnung des Mantels mit Erde ausgefüllt, und diese Dammerde (die beste ist schwarzer Gartengrund) mit einem eisernen Stampfer möglichst festgestampft.

V. 2. Erden. Vgl. zu Ged. 39 Str. 4, 1. — Die Form bezeichnet hier, wie Str. 14, das Ganze vom Kern bis zum

Mantel, nicht die eigentliche Form, den Raum zwischen Mantel und Kern, worein das Metall fließt. Daß sie festgemauert sei, gilt eigentlich nur von dem gemauerten Kern. — Aus Lehm gebrannt. Man sagt Ziegel, Steine brennen, aber ohne ein den Stoff bezeichnendes aus; denn in ganz anderm Sinne steht z. B. Phosphor aus Knochen brennen. Das Komma nach Form hat schon der erste Druck. Der Kern besteht aus Backsteinen; sonst wird zur Form nur Lehm verwandt, den man durch Feuer trocknet. — V. 3. Werden, fertig, nicht bloß gegossen werden. — V. 5 f. Es bedarf der größten Anstrengung. — V. 7. Loben. Vgl. zu Ged. 29 Str. 8, unten Str. 27, 8. — V. 8. Gottes Segen muß dem Werke Gedeihen geben. Vgl. Str. 14. Der fromme Sinn des Meisters tritt bezeichnend schon am Anfange des Werks hervor, nach dem Sprichworte: „Mit Gott fang alles an."

I b. Str. 2. Einleitung zu den Betrachtungen. — V. 1 f. begründen den Ernst der folgenden Betrachtungen (kein kurzweiliges Wort ziemt). — V. 3 f. Das Reden belebt die Arbeit. — Gute, würdige, in Bezug auf den förderlichen Inhalt. — V. 6 f. Der Stoff der Betrachtungen. — Mit Fleiß, ernstlich. — Was durch die schwache Kraft entspringt, kann sich nur auf die Bedeutung der Glocke beziehen, da sie eben eine solche gießen wollen. — V. 8 f. Verächtlich ist leichtsinnige Unbedachtsamkeit. — Schlecht, eben durch seine Unbedachtsamkeit, proleptisch. — V. 10—14. Begründung von V. 8 f. — Zieret, ihn vor allen andern lebenden Wesen bevorzugt, ihm seine Würde gibt. — Spüret, merkt, kennt, etwas sonderbar gebraucht. Auch der Indikativ ist bloß durch den Reim veranlaßt.

II a. Str. 3. Aufforderung an die Gesellen, das Metall zum Gießen zu bereiten. — Die vortheil-

Glockenspeise, auch Glockengut, Glockenmetall genannt, ist Kupfer nebst Zinn. Nach Krünitz (S. 124) dürfen nur 20, höchstens (bei kleinen Glocken) 25 Pfund Zinn zu 100 Pfund Kupfer kommen; gewöhnlich machen aber die Gießer keine neue Mischung, sondern setzen zu dem Glockengut alter Glocken etwas neues Metall hinzu, wodurch die Mischung nicht genau werden kann. Hier haben wir einen gewissenhaften Glockengießer. Da das Zinn in kurzer Zeit flüssig ist, so wird es erst, wenn das Kupfer bereits geschmolzen ist, in den Ofen geworfen. „Nebst einer guten Mischung", bemerkt Krünitz (S. 128), „kommt auch viel darauf an, ob das Holz gehörig trocken ist. Nasses Holz bringt nie das Metall in den rechten Fluß, und daher können sich die Bestandtheile auch nicht gehörig vermischen. Das Fichtenholz ist hierzu das beste." Der mit der Dammgrube in Verbindung gesetzte Gießofen besteht aus dem Schornstein und dem eigentlichen Ofen. Durch die obere Oeffnung des Schornsteins, das Schürloch, wird das Holz auf den Rost geworfen und, da ein eiserner Deckel das Schürloch verschließt, die Flamme genöthigt, durch das aus dem Schornstein in den Ofen gehende Loch, den Schwalch, in diesen zu schlagen, und so seine ganze Hitze auf das auf dem Herde desselben liegende Metall zu richten. Durch eine größere Oeffnung des Gewölbes des Ofens, das sogenannte Fenster, das beim Schmelzen mit einer eisernen Thüre verschlossen wird, wirft man das Metall auf den Herd.*)

*) Der erste Druck hat nach allen Versen mit Ausnahme von V. 3 und 7 Komma, die Gedichte Punkt nach V. 4, wie nach dem vierten Verse des Meisters überall eine starke Interpunktion steht. Setzt man nach V. 5 Ausrufungszeichen, so muß ein solches auch nach V. 6 stehn. V. 5 ist nicht Vordersatz, wie Gödeke und Borberger wollen, sondern der Meister befiehlt, was *alles nacheinander* geschehn muß. Daß man das leicht flüssige Zinn erst

IIb. Str. 4. Schluß der Einleitung der Betrachtungen, der sich an die Mahnung, für einen guten Fluß des Metalls zu sorgen, natürlich anschließt, indem der Meister die Wichtigkeit ihres Werkes hervorhebt, noch näher aber an Ib V. 5f. — V. 1. Des Dammes Grube statt Dammgrube ist kaum zu billigen. Vgl. zu Ged. 52 Str. 6, 11. — V. 2. Die Hand, welche die Form in der Grube bildet. Das Bauen geschieht nicht mit Feuers Hülfe*), sondern geht dem Gusse vorher. Der Reim drängte hier. — Feuers, ohne Artikel. Vgl. zu Ged. 41 Str. 1, 2. — V. 3. Glockenstube, das Behältniß oben im Thurme, worin sich die Glocken befinden; sie hängen auf oder in einem Gestelle oder Gerüst, dem Glockenstuhl. — V. 4. Von uns, von unserer Thätigkeit. — V. 5f. Lange wird die Glocke dauern, viele Menschen werden sie hören. — Rühren, treffen. — V. 8f. Zur Trauer und zur Andacht wird es stimmen. Der Freude gedenkt der Dichter hier nicht. Vgl. die Inschriften oben S. 61. — Und ist hier anstößig, da V. 6—8 nicht in gleichem Verhältnisse stehen. Besser wäre „Mit dem Betrübten wird es klagen." — Der Andacht Chor, den Andächtigen. Vgl. zu Str. 9, 11. Das Chor (vgl. Ged. 54 Str. 25, 2) ist hier nicht von dem Singchore zu verstehn, stimmen nicht einstimmen. Daran, daß bei dem Absingen des Lobgesanges Tedeum geläutet wird, ist hier nicht zu denken. — V. 9—12. Alles

---

dann in den Ofen wirft, wenn das Kupfer und Messing bereits geschmolzen ist, bemerkt Krünitz. Dadurch wird aber nicht erwiesen, daß „Kocht!" als Aufforderung zu fassen ist. Der Meister führt eben alles an, was sie in den Ofen werfen müssen.

*) Im ersten Drucke steht Hilfe. Adelung erkennt bloß Hülfe an, obgleich die ältern Formen auf i führen; der Gebrauch hatte die Aussprache ü vorgezogen. Schiller schrieb Hülfe erst in den Gedichten.

Glück und Unglück verkündet es. — Unten tief, da der Gegensatz des Thurmes (V. 3) vorschwebt; doch ist es nach der tiefen Grube V. 1 nicht ganz ohne Anstoß. — Erdensohn, nach bekanntem Gebrauche (vgl. oben S. 48), wie Erdgeborner Ged. 46 Str. 2, 1. — Das wechselnde Verhängniß. Vgl. Str. 28, 16. — Schlägt an, setzt in Bewegung. — Krone, die Glocke, von ihrer Gestalt. Oder soll es die größte Dicke bezeichnen, wo sie dem Stoß des Klöppels ausgesetzt ist? denn der dort umlaufende Kreis heißt nach Krünitz (S. 106 f.) der Kranz (auch Schlag, Schlagring). Vgl. Str. 27, 5. — Erbaulich, indem sie die Gedanken zu Gott erhebt. — Klingt, durch ihren Klang verbreitet.

III a. Str. 5. Aufforderung zum Zusatze von Pottasche und zum Abschäumen. Krünitz (S. 227): „Sobald das Metall durchgängig in Fluß gebracht ist, hat es einen weißen Schaum, und alsdann wird auf jede 10 Zentner Metall 1 Pfund Pottasche in den Ofen geschüttet, um das Schmelzen und die Vereinigung der Metalle noch mehr zu befördern. Dieser Zusatz verwandelt die weiße Farbe des Metalls in eine rothe. Während der Zeit, da das Metall im Ofen ist, muß dasselbe wenigstens zweimal abgeschäumt werden.“ Auffallend ist die Form des Befehls V. 3, und daß V. 5 ff. die Aufforderung zum Abschäumen gar nicht ausgedrückt wird.*) — Es, das Metall, wie Str. 7, 4. 14, 9. — Reinlichen, eben durch das Abschäumen. — Rein und voll. Man fordert von der Glocke einen hellen, nicht dumpfen, und einen starken Klang.

III b. Str. 6. An das Läuten der Glocken bei der Taufe, das, wie schon bemerkt, reine Erfindung ist, knüpft der

*) V. 5 ist vom ein erst 1840 hereingekommener Druckfehler statt von.

Dichter die Schilderung des Lebens von der frühsten Kindheit bis zu dem Glücke der ersten Liebe. — V. 1. Denn schließt eigentlich an das Ende von IIb. an, aber auch mit dem Schlusse von IIIa. kann man es sich verbunden denken. — V. 2. Geliebt, von den Eltern. — V. 3f. Gang, aus bloßer Reimnoth statt Weg, ist nicht zu billigen, und da das Kind auf dem Arme getragen wird, die Bezeichnung seines Schlafes durch in Schlafes Arm störend. — V. 5f. Es weiß niemand, ob Glück oder Unglück seiner warte. In der Braut sagt Schiller: „Noch liegen die Loose dunkel verhüllt in der Zukunft Schoße." Hier, wie Ged. 43 Str. 5, 2, schwebt die Vossische Uebersetzung des homerischen θεῶν ἐν γούνασι κεῖται vor. Von anderer Art ist es, wenn Schoß das Innere bezeichnet, wie des Flusses Schoß (Ged. 39 Str. 7, 4), der Wolken Schoß, im Schoße der Natur (bei Wieland). Auch, daß das Loos in den Schoß geworfen wird (Sprichwörter 16, 33), gehört nicht hierher. — Schwarz ist hier nach bekanntem Gebrauche eher für trüb zu nehmen als heiter für weiß. — V. 7. Aber die Mutter ist stets liebevoll für ihn besorgt. — Zarte, auch die kleinsten Beschwerden abwehrende. — V. 8. Goldnen, schönen, glücklichen, wenn man nicht etwa an den vom Sonnenaufgang vergoldeten Morgen denken will. Vgl. Ged. 17 Str. 1. Schon V. 5 schwebt nicht mehr das eben erst zur Taufe getragene Kind vor.*) — V. 9. Fliehen, nicht ihm, sondern der Dichter beschreibt das rasche Verschwinden der ersten Jahre bis zu dem höhern Knabenalter. — V. 10. Die Geschlechter sondern sich schon im Spiele, der Knabe mag mit dem Mädchen nichts mehr

*) Der Gedankenstrich, der sich nach V. 8 aus dem ersten Druck erhalten hat, ist, wie so oft, in einen Punkt zu verändern.

zu thun haben. Vgl. Ged. 94, 3 ff. Der Dichter nennt aber nur ein Mädchen, das früher Spielgenossin des Knaben gewesen. — V. 11—13. Es treibt ihn in die Welt hinaus, und bei der Heimkehr findet er alles fremd.*) So sagt Max in den Piccolomini (I, 4): „Ein Fremdling kehrt er in sein Eigenthum." — Durchmessen für durchwandern, auch in prosaischem Sprachgebrauche, wie bei Kant. — V. 14—17. Das Mädchen hat sich unterdessen zur herrlichen Jungfrau entwickelt. — Der Jugend Prangen, prangender Jugend, gehört zur Vergleichung in V. 15. — Ein Gebild aus Himmels Höhn, eine aus dem Himmel stammende, nicht irdische Erscheinung. Himmelshöhn**), wie im Demetrius: „Daß es aus Himmels Höhen zugefallen", Ged. 52 Str. 6, 7. — Gebild, hier Bild, Gestalt, nicht wie Str. 11, 13. Vgl. Ged. 54 Str. 8, 4. Richtiger ist Gebilde. V. 16 schildert den Eindruck der Erscheinung des Jünglings. Vgl. in den Piccolomini I, 4: „Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen." — V. 18—21. Da erfaßt ihn die Macht der Liebe, die ihn zur Einsamkeit treibt, ihn von den Freunden zurückhält. — Namenlos, unaussprechlich, wie bei Klopstock namenlose Wonne, bei Wieland die namenlosen Triebe, mit namenloser Lust. — V. 20 gehört eng mit V. 19 zusammen; während er allein umherirrt, weint er. — V. 21. Brüder, die Kameraden. — Reihen, Schar, hier etwas kühn, da es sonst nur von einer Schar unter einem Anführer steht. — V. 22—25. Nur sie zieht ihn an, nur ihr Anblick erfreut

*) Noch in den Sammlungen der Gedichte steht nach V. 13 Komma. Ein Punkt ist am angemessensten.

**) So ist, wie sonst, statt des aus dem ersten Druck in den Gedichten beibehaltenen Himmels Höhn zu schreiben. Sonst steht auch aus des, in des Himmels Höhn.

ihn, nur für sie sucht er Blumen auf der Flur; das letztere ist etwas gar romantisch. — Liebe, den Gegenstand seiner Liebe, nach bekanntem Gebrauch des Abstraktums. Vgl. Ged. 57 Str. 6, 6. — V. 26. Der Meister schließt den ersten Spruch mit einem freilich zu seinem würdigen Ernst kaum stimmenden Ausrufe, der die volle Seligkeit dieser ersten Liebe gefühlvoll hervorhebt, aber zugleich ihr rasches Hinschwinden beklagt. Aehnlich ist der Schluß von IV b. — V. 27. Golden kehrt nach V. 8 etwas rasch wieder. — V. 28 f. dienen als nähere Ausführung von V. 26 f.; sie würden in Prosa relativisch angeknüpft sein.*) — V. 30. Grünen bliebe, dauerte, wie grün im Sinne von frisch steht (Ged. 57 Str. 7, 6).

IV a. Str. 7. Anrede des Meisters an die Gesellen. Er sieht, daß das Metall flüssig ist, will aber nun auch prüfen, ob die Mischung gut sei. V. 1—4. Krünitz (S. 127): „Wenn die Masse nicht sehr groß ist, bleibt das Metall höchstens nur 12 Stunden in dem Ofen; und wenn um diese Zeit die Windpfeifen (6 Zuglöcher an der Decke des Gewölbes des Ofens, etwa einen halben Zoll weit) gelb werden, so ist dies ein Zeichen für die Gießer, daß das Metall gehörig flüssig ist. Es ist dies auch daran zu erkennen, wenn der Rauch ganz weiß aufsteigt und schlängelnd auf der Oberfläche zu spielen scheint, oder wenn ein in das geschmolzene Metall gestoßener Stab beim Herausziehen mit einer feinen Glasur überzogen aussieht." Schiller verbindet zwei dieser Kennzeichen, er verwandelt aber den von oben in den Ofen gestoßenen Stab widerrechtlich in ein hineingetauchtes Stäb-

*) Nach V. 27 ist Ausrufungszeichen, nach V. 29 Punkt zu setzen. Noch in den Gedichten finden sich Ausrufungszeichen bloß nach o und nach V. 31, nach den übrigen fünf Versen Kommata.

chen, wie er dem Reime zu Liebe die Pfeifen sich bräunen läßt und aus Windpfeifen des Verses wegen Pfeifen macht. Zwischen Str. 3 und 7 müßte die geraume Zeit von 12 Stunden verflossen sein, wenn der Dichter hier ganz der Wirklichkeit getreu bleiben wollte. — V. 4. Es geht, wie Str. 5, 3. 14, 1, auf das Metall (Str. 5, 7), was freilich anstößig, da es V. 3 das Stäbchen bezeichnet. Kaum darf man es wird zeitig sein im Sinne nehmen: es wird Zeit sein. — V. 5—8. Krünitz (S. 128): „Nunmehr muß aber auch der Gießer untersuchen, ob er eine gute Mischung getroffen habe. Er gießt daher in eine Grube im Sande oder besser in einen ausgehöhlten und gewärmten Stein etwas von seinem Metall und zerbricht es nach dem Erkalten. Gar zu kleine Zacken des Bruches, die so dicht nebeneinander liegen, daß man sie kaum unterscheiden kann, sind ein Zeichen, daß das Metall zu viel Zinn habe, daß noch Kupfer hinzugesetzt werden müsse. Im Gegentheil muß man alsdann nach Gutdünken ndch etwas Zinn hinzusetzen, wenn die Zacken zu weit voneinander abstehen; denn dieses ist ein Zeichen, daß die Glockenspeise zu viel Kupfer enthalte." — Die Anrede an alle Gesellen ist nicht an der Stelle. Das Spröde bezeichnet hier das Kupfer, insofern es, wenn es geschmolzen ist, ein brüchiges Gemisch macht, wogegen das Zinn weich ist, sich leicht verbindet und daher die Brüche ausfüllt. — Zum guten Zeichen, etwas sonderbar im Sinne: „und zeigt, daß die Mischung gut ist".

IVa. Str. 8. An die von den Glocken eingeläutete Trauung schließt der Dichter das Wirken des verbundenen Paares zur Begründung eines gesegneten Hausstandes bis zu dem Augenblicke, wo dieser auf das schönste gesichert scheint, deutet aber am Schlusse die Unsicherheit alles menschlichen Wohlstandes mahnend

an. Er hält sich hier unmittelbar an die letzten Worte seiner Anrede an die Gesellen, wodurch er einen Uebergang zu der Trauung erhält. Freilich hätte er ohne weiteres mit Str. 8, 7 beginnen und so unmittelbar an den Schluß von Str. 6 anschließen können, aber die Abwechslung schien ihm hier erwünscht; jedoch könnte man fragen, ob der Gedanke von Str. 8, 1—6 zu der romantischen Darstellung vom Glücke der ersten Liebe passe, und die Vermuthung nicht ganz haltlos sein, daß diese später vom Dichter zugesetzt worden. Die Verse bilden eine Strophe, die sich sonst in unserm Gedichte nicht findet. In unserer Strophe allein ist im ersten Drucke der Wechsel der Versmaße durch Einrücken der Zeile bezeichnet (V. 7. 15. 19. 26. 29. 40).

V. 1—6. Uebergangsverse. V. 1—3. Wenn beide Metalle die innigste Vereinigung eingegangen, wird die Glocke hell tönen. Vgl. Str. 5, 8. — Paaren muß hier von der innigsten Vermischung stehn, was aber nicht im Ausdruck liegt. — V. 4 f. Eine überraschende Anwendung auf die eheliche Verbindung, wo die Beziehung von sich ewig binden erst aus dem folgenden Verse sich ergibt. — V. 6 hebt die Wichtigkeit der Mahnung durch die Hindeutung auf die Folgen hervor. Der Wahn, des Glückes einer ohne Prüfung geschlossenen Verbindung. — V. 9—10. Wie reizend sieht die Braut aus, wenn es zur Trauung geht! Die Alliteration in lieblich Locken, Kranz, Kirchenglocken, laden Glanz wirkt anmuthig, aber die Mehrheit der Bräute verallgemeinert zu sehr, da der Dichter ein anschauliches Bild geben soll. — Spielt vom Glanze der weißen und grünen Farbe des Myrthenkranzes. Vgl. Ged. 54 Str. 24, 1. — V. 11 f. Aber damit ist auch der heiterste Lebensblick vorüber. Sollte es nicht des Lebens Mai heißen müssen, um den Gegensatz mehr hervortreten zu lassen? — V. 15 f. Denn sobald einmal der

Ehebund geschlossen worden, schwindet der Glaube, daß das Glück sehnsuchtsvoller Leidenschaft immer dauern werde. Der Gürtel und der Schleier müssen sich auch auf des „Lebens schönste Feier", die Hochzeit, beziehen, mit welcher das schönste Glück schwindet. Der Schleier als Schmuck der Braut ist bekannt. Schon Jeremias (2, 2) sagt: „Vergisset doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers." Aber auch den Gürtel muß Schiller zum Anzuge der Braut gerechnet haben. — Die Wiederholung des Wortes Wahn (V. 6) ist hier störend. — V. 15 f. erklären das Reißen des schönen Wahnes, wobei aber das Bleiben der Liebe als ein nicht allgemeines, sondern nur als ein zum Glücke der Ehe nothwendiges dargestellt wird. Es ist eine ähnliche ernste Betrachtung, wie V. 1—6, während der Dichter uns sonst das idealische Bild eines Jünglings und einer Jungfrau schildert. Man bemerke die Alliteration in V. 15—18. — Der Vergleich tritt selbständig V. 17 f. nach, wo muß ganz wie V. 18 steht, indem es den naturgemäßen Gang bezeichnet, da das Abfallen der Blume in der Blüthe, ohne Frucht zu treiben, gegen den Zweck der Natur ist, wenn auch freilich Goethes Bakis es für ein Glück erklärt, von tausend Blüthen einen Apfel zu erhalten.

V. 19—28. Das Wirken des Mannes schafft reichen Besitz. Vgl. Gedicht 178. — V. 20. Das Leben, hier nicht wie Str. 6, 11, sondern vom öffentlichen Leben, wo den Mann vieles Unangenehme trifft, er manchen Kampf zu bestehn hat, im Gegensatz zum häuslichen Glücke. — V. 21—25 suchen auch durch die Häufung der dasselbe besagenden Ausdrücke die ununterbrochene mannigfaltige Thätigkeit zu malen. — Pflanzen, im bildlichen Sinne, wie schon φυτεύειν bei Homer. Wie V. 21 f. das wiederholte und, so wirkt V. 23 f. die Alliteration malerisch.

Erliſten, erraffen, durch Klugheit und Thätigkeit gewinnen. Wetten hier vom Verſuchen, mit der Gefahr zu verlieren. — V. 26—28. Der Wechſel des Versmaßes iſt bezeichnend, da der längere Vers der Ausbreitung des Beſitzthums entſpricht. — Die. Der Artikel iſt anſchaulich bezeichnend. Vgl. zu Ged. 59 Str. 1, 2. — Gabe, kühn für Gut. — Köſtlich, von allem Erfreulichen. Vgl. 71, 100. — Die Räume, worin der Beſitz untergebracht wird, alſo Theile des Hauſes im weiteſten Sinne.

V. 29—45. Die fördernde Thätigkeit der vorſorgenden Hausfrau. Auch hier treten zuerſt dieſelben kleinen Verſe wie V. 19 ff. ein, nur daß zwei männlich auslautende Verſe ſchließen, während dort ein ſolcher beginnt und der längere Schlußvers (28) darauf reimt. — V. 30. Züchtig, im Gegenſatze zu dem in den öffentlichen Kampf des Lebens ſich begebenden Manne. Vgl. Ged. 74 Str. 13, 4. — V. 31—35. Die Erziehung der Kinder, wobei der Gegenſatz zwiſchen den gelehrigen Mädchen und den wilden Knaben treffend angedeutet wird. — V. 34 f. haben wir einen innern Reim ſtatt des ſchließenden; freilich ſind auch V. 29 f. reimlos. — V. 36—39. Ihr Fleiß und ihre das Erworbene mehrende Ordnung. „Was die Frau erſpart, iſt ſo gut, als was der Mann erwirbt", ſagt das Sprichwort.*) — V. 40—45. Auch hier treten wieder dieſelben Verſe ein wie V. 26 ff., nur iſt die Zahl derſelben größer, und ſie ſchließen mit einem kurzen anapäſtloſen Verſe, wie V. 18; der von ihr geſammelte Reichthum entſpricht dem Erwerben des Mannes. — Schätzen, Leinwand und wollenem Zeuge (V. 43). — Duftend, von Lavendel, deſſen man ſich gegen die Motten bedient. Bei Homer heißt die

*) Nach V. 39 haben die Gedichte mit Recht Punkt ſtatt des Kommas des erſten Druckes geſetzt.

Vorrathskammer duftend (Ilias VI, 288). Vgl. zu Ged. 8 Str. 10 Anm. — V. 40 wird durch die drei folgenden näher ausgeführt, welche besonders durch die glücklich gewählten, zu lebendiger Anschauung das Ganze erhebenden Beiwörter sehr anmuthig wirken. Reinlich geglättet, polirt, was ein reinliches Ansehen gibt. Schimmernd deutet auf die Farbe. — V. 44. Sie sorgt nicht bloß für das Nothwendige, sondern auch für Putz. — V. 45. Der kurze Schlußvers faßt ihre Thätigkeit noch einmal wie in einem Bilde zusammen.

V. 46—59.*) Die frohe Sicherheit des zum Wohlstand gelangten Hausherrn. — V. 46 f. Der Vater. Mit Absicht bezeichnet er den Hausherrn hier als Familienvater. Er freut sich seines Glückes, wie Polykrates (Ged. 55); er hat, wie dieser, das Dach seines hohen Hauses erstiegen, was doch etwas sonderbar scheint. Zu dem Gebrauche des Daktylus in diesem und den folgenden Versen vgl. zu Ged. 54 Einl. und Str. 14. Viel häufiger treten so Anapäste in jambischen Versen ein. Vgl. zu Ged. 60, wo auch Beispiele von der Kürzung, wie hier in weit. — V. 48 f. Ueberzählen, vom Zusammenzählen aller seiner Besitzthümer, die sein Vermögen bilden. — Der Pfosten ragende Bäume kann nur die auf dem Felde stehenden Schober (mundartlich Fehmen, Feimen, Diemen, Deimen, Bärme, Triften, Miethen) bezeichnen. In die Mitte

*) Es beginnt hiermit keine neue Strophe; eine solche wird im ersten Druck durch den Zwischenraum einer Zeile angedeutet. Durch Einrücken oder Vorrücken der Zeilen ist das Eintreten eines andern Versmaßes hier V. 7. 15. 19. 26. 29. 40. 46. bezeichnet. Dieses Ein- und Vorrücken ist schon in den Gedichten unterblieben. Die Prachtausgabe sollte bei V. 29 einen Absatz machen.

des Schobers wird ein mäßig starker Baum gesetzt, der über den zuckerhutartigen Schober hervorragt. Posten könnte der Dichter diesen ragenden Baum nennen, insofern er die Stütze des Schobers ist. An die leichten Stangen, auf denen wohl ein Strohdach befestigt wird, ist kaum zu denken. Der Ausdruck bleibt immer gezwungen. Warum schrieb Schiller nicht der Schober ragende Bäume? Ist Pfosten wohl gar ein von Schiller übersehener Druckfehler statt Schober? Man begreift nicht, warum Schiller den eigentlichen Ausdruck hier gemieden haben sollte. — V. 51. Segen, hier geradezu von der Frucht. Vgl. Str. 11, 18. 15, 6. — V. 52. Bewegte Wogen, mit schöner Alliteration, obgleich Woge von demselben Stamme wie bewegen. Goethe braucht so in Hermann und Dorothea des herrlich nickenden Kornes, des hohen wankenden Kornes. — V. 53—56. Sehr bezeichnend sind die hier eintretenden kürzern Verse, wo auf den Daktylus der schwere Kretikus folgt. — Mit stolzem Mund, stolz, etwas eintönig nach V. 1. Vgl. Ged. 55 Str. 2, 5. 56 Str. 24, 3. — Des Hauses Pracht, das prächtige Haus. Vgl. Str. 4, 8. 6, 14. zu Ged. 52 Str. 10, 1. Die übermüthige Rede gibt der Dichter dem Hausherrn nur, um die folgende Mahnung als Einleitung des gleich darauf dargestellten Unglücks vorzubereiten; sie geht keineswegs aus der Sache selbst hervor. — V. 57 f. Vgl. Ged. 69 Str. 3, 1. Daß der Dauer des Glückes nicht zu trauen, wird durch ein Schiller geläufiges Bild bezeichnet, wobei das durch den Reim veranlaßte flechten auffällt. In den Briefen über die ästhetische Erziehung sagt Schiller: „Die Nothwendigkeit geht keinen Vertrag mit dem Menschen ein", und in Wallensteins Tod III, 18 äußert Max, mit dem gemüthlos blinden Element sei kein Bund zu schließen. — V. 58. Das Unglück wird als eine plötzlich heran-

schreitende und treffende Gottheit gedacht. Vgl. Ged. 58 Str. 5, 7. Ganz unbildlich ist es, wenn Jeremias sagt: „Ihr Unglück eilet sehr."

V a. Str. 9. Aufforderung des Meisters zum Beginn des Gusses. Krünitz (S. 128 f.): „Sobald das Metall die Probe aushält, wird der Guß gewaget. Der Gießer muß vorher schon vor dem Gießloche (an dem der Dammgrube zunächst liegenden untersten Punkte des Gewölbes) eine Rinne von Lehm gemacht, sie mit Mauersteinen ausgelegt und durch eingeworfene glühende Kohlen ausgetrocknet haben. In die Oeffnung des Mittelbogens jeder Glocke, wodurch das Metall in die Form fließt, wird ein kleiner Trichter von Lehm gesetzt, der in einer hölzernen Form geschlagen wird, vor dem Gießen aber völlig trocken sein muß. — Sobald also der Gießer mit einer eisernen Stichstange den Zapfen aus dem Gießloche des Ofens stößt, fließt das Metall in die Rinne, weil der Ofen und die Rinne einen Abfall hat. Dieser eiserne Zapfen in dem Innern des Ofens wird in das Zapfenloch gesteckt, ehe man das Metall in den Ofen wirft. Der Druck des Metalls preßt also selbst den Zapfen beständig fester, ohne ihn herauszustoßen." — V. 1 f. spricht der Meister, als er sieht, daß die Zacken weder zu klein noch zu groß sind. Vgl. oben S. 70. — V. 2 enthält den Grund. — V. 4. Den frommen Spruch, den Schiller Meister und Gesellen sprechen läßt, hat er nicht ausgeführt; er kann sich nur auf den Segen beziehen, der von oben kommen möge (Str. 1, 8). — V 6 ist nur ein Stoßseufzer beim endlichen Ausfließen des Metalls. — Das Haus, worin die Werkstätte mit der Dammgrube und dem Ofen sich befindet. Anders steht Haus Str. 24, 6. Als Benvenuto Cellini die Bildsäule des Perseus gießt, ergreift das Feuer die Werkstätte. Schiller kannte die ganze

anziehende Beschreibung von diesem Gusse aus Goethes Uebersetzung (IV, 6), über die er, wie er an Goethe schrieb, sich recht von Herzen erlustigte. — V. 7. Des Henkels Bogen, den Mittelbogen des Henkels der Form, um den sechs Henkel herumstehen. — V. 8. Feuerbraun, rothbraun, gebräunt. Die eigentlich weiße Mischung ist durch die Pottasche roth geworden. So steht bräunen Str. 7, 1. Die Farbe dürfte damit kaum richtig bezeichnet sein. Auch steigt ein weißer Rauch von ihr auf.

V b. Str. 10. Die zerstörende Gewalt des sich überlassenen Feuers.*) Auch hier knüpft Schiller nicht an das Läuten an, ja er kommt erst später darauf, wie IV b. Die besorgte Stimmung des Meisters, der das glühende und rauchende Metall fließen sieht, muß ihm den Gedanken an die zerstörende Gewalt des Feuers nahe legen, mit dessen Hülfe jetzt der Guß vollzogen werden soll.

V. 1—19 leiten die Beschreibung des Brandes im Innern der Stadt ein. Die vier ersten Verse heben im Gegensatz zur vernichtenden Gewalt des Feuers seine schaffende Kraft hervor. V. 9—12 führen das Bild der wachsenden Flamme aus, während V. 13 f. die Beschreibung des zündenden Blitzes (V. 15—19) einleiten. — V. 2. Bezähmt, gefesselt hält (V. 5), bewacht, in Acht nimmt. — V. 3 f. Der Ausdruck ist freilich nicht streng wahr, da manche Künste und Fertigkeiten des Feuers nicht bedürfen. — Schaffen stellt das Gebildete als eine neue Schöpfung dar. Am Ende von V. 4 tritt noch einmal die hohe Bedeutung des Feuers hervor, das, wie es im Beginn als wohlthätig bezeichnet

*) Hier ist nur einmal (V. 64) im ersten Drucke eingerückt, und wahrscheinlich zufällig, da mit demselben eine neue Seite beginnt. Die zweite Ausgabe der Gedichte hat vor V. 57 einen Absatz.

ist, am Schlusse als Himmelskraft erscheint. Die Zusammensetzungen mit Himmel und Götter deuten auf das Beglückende. Anders steht Götterstärke V. 54. Absichtlich wird Himmelskraft im folgenden Verse im Gegensatz zu furchtbar hervorgehoben. In der Abhandlung vom Erhabenen (1793) bezeichnet Schiller eine uns überlegene Naturkraft als furchtbar und als Gegenstand für eine erhabene Schilderung; die mächtigste Naturkraft werde in dem Grade weniger erhaben als sie von dem Menschen gebändigt erscheine, und werde schnell wieder erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden mache. — V. 7. Der eignen Spur, im Gegensatz zu den vom Menschen ihr angewiesenen Wegen. — Der Begriff frei ist V. 8 sehr glücklich veranschaulicht. — V. 9—12 ist die Alliteration des w (V. 11 steht v), wie auch der dreimalige Reim auf assen, and, höchst kräftig, und die Beiwörter volkbelebt und ungeheuern veranschaulichen vortrefflich. Losgelassen ist für sich zu fassen, nachdem sie sich befreit hat. Man darf ohne Widerstand nicht mit wälzt verbinden. — V. 13 f. Vgl. die S. 75 angeführte Stelle aus Wallensteins Tod. Goethe schreibt im Jahre 1825: „Es ist offenbar, daß das, was wir Element nennen, seinen eigenen wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten." Er bezeichnet die Elemente als kolossale Gegner; sie seien die Willkür selbst zu nennen, was er von allen einzelnen ausführt. Vom Feuer sagt er, es ergreife unaufhaltsam, was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen sei. Die Natur trage aber manches als Gesetz und Regel in sich, dem ungezügelten, gesetzlosen Wesen der Elemente zu imponiren. —

V. 15—19. So stürzt auch der verderbliche Blitz aus der Wolke. Das Verderbliche wird eingeleitet durch den Gegensatz des Segensvollen. Die Verse 18 und 19 stehen sich parallel. — Segen, ähnlich wie Str. 9, 6. In Klopstocks Frühlingsfeier wird der Regen als Segen, Segen der Erde und der Blitz als zückender Strahl bezeichnet. — Ohne Wahl, unbekümmert, wo er einschlage. In der genannten Ode Klopstocks bittet der Dichter den Blitz, er möge an ihrer Hütte vorübergehn.

V. 20—56. Schilderung des Brandes und des vergeblichen Versuches, ihn zu löschen. — V. 20 f. Da ertönt die Sturmglocke, das Zeichen, welches die Glocke beim Brande gibt. Der längere, V. 18 gleiche Vers tritt bezeichnend ein. — Wimmern, wie am Anfang von Ged. 9 ursprünglich weinen stand, vom Seile an der Todtenbahre Ged. 3 Str. 8, 4. Die lebhafte Anrede beantwortet der Dichter selbst durch die folgende Schilderung. — Sturm, Sturmläuten. Es kann unmöglich hier auf das Rennen gehn, das erst 25 f. erwähnt wird. — V. 22—24. Der geröthete Himmel deutet auf Feuer. — V. 25 f. Jetzt erhebt sich auch ein Auflauf in Folge der Sturmglocke. — Straßen auf, geht es, läuft man, ein bezeichnender elliptischer Gebrauch. — V. 27. Jetzt ist der Dichter in die Nähe getreten. Das im Reime wiederkehrende auf ist störend. — V. 28—30. Hier erst kann er sehn, wie die Flamme mehrere Häuser ergriffen hat und immer weiter sich verbreitet. Der gleiche Reim verbindet diese Verse. Die Alliteration von f und w ist wirksam. — Zeile von jeder geraden Reihe, wie bekanntlich in Frankfurt am Main eine lange gerade Straße heißt.*) — V. 31—36. Die glühende Hitze und das schreckliche Getöse. Unter den Lüften ist hier nicht die

*) Straßen statt Straße ist ein ganz neuer Druckfehler.

höhere Luft, sondern die zu verstehn, welche die Umstehenden einathmen. Sie kocht, als wenn sie über einem gewaltigen Ofen wäre. Aus ist hier mit besonderer Kühnheit gesetzt. Rachen, wie Schlund Ged. 63 Str. 25, 6. Es schwebt wohl der Höllenrachen vor. Vgl. Str. 24, 7. Ged. 57 Str. 16, 9. Glühn, hier nicht vom Gluthschein (V. 24). Es alliterirt mit Lüfte, auch mit Balken. — Auch V. 33—36 tritt das Alliteriren und Assoniren in Pfosten Fenster, Thiere Trümmern und in den vielen r und i bedeutsam hervor. Das Irren der Mütter ist wohl nur in nächster Verbindung zu Kinder jammern zu fassen. Irren, schweifen umher (Ged. 53 Str. 5, 7. 54 Str. 3, 2), sonst mit näherer Bestimmung durch Präpositionen. — V. 37 f. Alle suchen in der durch den Brand hellen Nacht eilig zu retten und zu flüchten, was sie dem nahenden Element entziehen können. Die Verse sind dadurch besonders wirksam, daß in allen Hebungen stark in's Gewicht fallende Worte stehen. — V. 38 ist ein ähnlicher Nebenzug, wie eben Mütter irren. Daß es Nacht sei, hören wir erst hier. — Lichten, erleuchten. Anders Ged. 6 Str. 1, 2.*) — V. 39—42. Eifrigst sucht man zu löschen. — — Um die Wette. Man wetteifert an Schnelligkeit. Auch hier malt das alliterirende rennet, rettet. Der aus den Spritzen strömende Wasserstrahl wird mit hochspringenden Quellen, dann mit Meerwogen verglichen. Vgl. Ged. 76 Str. 3, 1 f. Wasserwogen, um den Begriff der Wasserfülle mehr hervorzuheben.**)

*) Nach V. 38 muß Punkt statt des überlieferten Kommas stehn.

**) Das Komma zwischen Quellen Wasserwogen ist seit der dritten Ausgabe der Gedichte ausgefallen. Das Asyndeton fügt hier besonders kräftig das Stärkere hinzu (Quellen, ja Wogen). Sehr unglücklich hat man Quellen als Röhrenwasser, Wasserwogen als Flußwasser unterscheiden wollen. Daß der Vergleich in den Hauptsatz tritt, geschieht nach häufigem

— V. 43 f. Das Löschen hilft nichts, da der Sturm das Feuer gewaltig anfacht. Heulend bezeichnet den nahenden Sturmwind, brausend den eben bei der Flamme angekommenen, der sich damit vereinigen will.*) — V. 45—47. Sie ergreift nun den Speicher. Prasselnd, Frucht (vorhergeht brausend) und die folgenden r alliteriren sehr schön. Ein Anklang an Str. 8, 46 ff. ist nicht beabsichtigt; zufällig erhalten wir hier dasselbe Reimwort. Ilias XXIII, 216 erhebt sich das Meer „unter dem brausenden Hauch" des Zephyros und des Boreas und, als beide am Ufer angekommen, „stürzen sie sich ins Gerüst (des Scheiterhaufens) und es knattert mächtig empor Glut!" — Die Sparren bezeichnen den Dachstuhl. — Bäume, das Holz. — Dürr wird absichtlich wiederholt, um die leichte Brennbarkeit hervorzuheben. — V. 48—52. Jetzt schlägt die Flamme aus dem Dache mit fürchterlicher Gewalt hoch hervor; ihr Wehen ist so gewaltig, als ob sie die Erde, worauf das Haus steht, mit fortreißen wollte. — Der Erde Wucht, die schwere Erde, den Grund und Boden. — Flucht, vom raschen Hinstürmen. Vgl. Ged. 71, 134. Auch hier wirkt die Alliteration des w, das r in reißt und rieſengroß, das h in Himmels Höhen und der Kretikus rieſengroß; der Gedanke eilt bezeichnend durch die drei Verse unaufhaltsam fort. — V. 53—56. Da überläßt der Mensch verzweiflungsvoll der Flamme das Feld. Das ist freilich nicht der Wirklichkeit gemäß, aber zur dichterischen Wirkung frei angenommen. Das Anheben mit einem auf den schließenden Kretikus

Gebrauch. Man zerstört den Sinn der Stelle, wenn man, gestützt auf den Ausfall des Kommas, Waſſerwogen als Objekt von ſprützen (so schrieb Schiller auch hier) faßt.

*) Schon in den Gedichten steht nach V. 44 richtig Punkt statt des Kommas des ersten Druckes.

reimenden gleichen Fuß wirkt bedeutsam. Aehnlich V. 63 f. — Götterstärke, von der unbezwingbaren, übermenschlichen Gewalt des Elements. — Müßig. Er unterläßt das weitere Löschen. — Seine Werke. — Vgl. V. 14. — Bewundernd, die Gewalt des Elements. An den furchtbar schönen Anblick ist wohl nicht zu denken.

V. 57—63. Schilderung des abgebrannten Hauses. — V. 57. Der reimlose Vers hebt ergreifend an. — V. 59. Wo eben noch Menschen sich gebettet hatten, hat sich jetzt der Sturm gelagert. Rauh, weil alles im Hause zerstört ist.*) — V. 60 f. Die der Fenster beraubten Oeffnungen gewähren einen schaurigen Anblick, der uns vor allem bei einem ausgebrannten Hause ergreift. — V. 62 f. Kein Dach schützt mehr von oben. Hoch kann hier nur im Sinne von oben genommen werden. Die nach den größern eintretenden kleinern Verse sind bezeichnend.

V. 64—72. Voll Rührung scheidet der Mensch vom Orte seines geschwundenen Glückes, aber er tröstet sich, wenn keiner von den Seinen ihm geraubt ist. Daß der Dichter den Menschen auswandern, nicht, wie den Vater von Goethes Hermann, ein neues Haus bauen läßt, geschah des beabsichtigten Gegensatzes wegen, da er die Liebe zu dem ihm gegebenen Familienkreise hervortreten lassen wollte. — V. 67. Der Mensch, im Gegensatz zu dem wilden Elemente, hier von dem Eigenthümer des abgebrannten Hauses; denn nur einen durfte der Dichter hier sich denken, obgleich mehrere Häuser abgebrannt sind. — V. 68 treten bezeichnend wieder belebtere jambische Verse ein.**)

*) Nach V. 59 hat Körner statt des Kommas Punkt gesetzt; richtiger wäre Semikolon.

**) Schon der erste Druck hat nach V. 68 richtig Punkt, wofür die Gedichte irrig ein Komma angeführt haben.

VI a. Str. 11. Nachdem das Metall in die Form geflossen, wobei in der Rinne ein Stück, ein so genannter Kopf, zurückhält, wodurch die Glocke desto größere Festigkeit erhält, äußert der Meister seine Besorgniß, ob das Werk auch glücklich gelingen werde. Vgl. Str. 16, 3 f. Krünitz erwähnt nur, daß der Mantel durch den Druck des erhitzten Metalls ausgedehnt werden könne. — V. 1. Es, das Metall, wie Str. 5, 3. 7, 4. — V. 4 f. Die Frage mit wenn stellt das Eintreffen einer Möglichkeit besorgt vor, wie es regelrecht durch das fragende wie, wenn geschieht. Anders ist es Ged. 57 Str. 17, 4 ff. Der Guß mißlingt gerade dadurch, daß die Form zerspringt, der Mante nicht hält. — V. 7 f. Die Gesellen sind beim Gelingen nicht betheiligt. — Hoffen, daß der Guß gelingt.

VI b. Str. 12. Die Besorgniß des Meisters führt ihn auf einen andern Schlag des Schicksals, im Gegensatz zum Schlusse von Str. 13. Wenn dort der Abgebrannte keinen seiner Lieben verloren hat, so schildert er hier den bittersten Verlust der Familie im Tode der Frau, welche die Seele des Hauses gewesen. Auch hier wird das Läuten der Glocke erst nach einer allgemeinen Betrachtung erwähnt, und zwar schließt sich diese nicht, wie Str. 8 und 11, an die vorhergehende Aufforderung der Gesellen, sondern an die in der Erde noch ruhende Glocke selbst an.

V. 1—9. Wir vertrauen hoffnungsvoll die Form der Erde, wie der Sämann die Saat; aber eine noch viel edlere Saat senken wir in den Särgen in die Erde. — V. 1 f. Dunkeln, im Gegensatz zum Tageslicht. Vgl. Ged. 40 Str. 10, 4. — Heilig nennt Schiller die Erde als Lebensspenderin, wie er sie als mütterlichen Grund, als fromm bezeichnet (Ged. 53 Str. 7, 3 f.). Vgl. zu Ged. 59 Str.

12, 5. — V. 2. That, wie Werk Str. 1, 7, Gebild Str. 10, 14. — V. 3 f. Vgl. Ged. 77. — V. 6. Zum Segen, zur Frucht. Vgl. Str. 8, 51. Oder soll zum Segen nichts weiter sein als gesegnet, glücklich, wie man sagt zum Segen gereichen? — Rath, Beschluß, wie Ged. 52 Str. 6, 8. Vgl. Ged. 53 Str. 6, 2 Anm. — V. 5. Köstlicheren, mit einer Schiller geläufigen Messung. Vgl. Ged. 30 Str. 13, 5. Str. 27, 19. Zum Gedanken vgl. Korinth. 1, 15, 42: „Also auch die Auferstehung der Todten; es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich." Klopstock Ode 23, 26 ff. 43, 5 f.: „Wenn dem Tage der Garben zu reifen gesät ist meine Saat." Vgl. auch Ged. 11 Str. 7. — Aus den Särgen, wenn die Särge aufspringen. Vgl. Ged. 11 Str. 7, 7. 21 Str. 27, 6.*)

V. 10—15. Dumpfes Todtengeläute erschallt. — V. 11 f. Vgl. Ged. 11 Str. 1. — Bang beängstigend. Vgl. Ged. 60 Str. 9, 6. — V. 14. Grabgesang wird das Läuten genannt, weil seine Töne, wie der Gesang der Priester, das Begräbniß begleiten. Vgl. Ged. 11 Str. 1, 3. Auch hier sind die kurzen Verse glücklich verwandt; statt des Reimes tritt V. 1 und 3 Assonanz ein.**) — V. 14 f. Die fünffüßigen Trochäen sollen hier den langsam sich fortbewegenden Zug schildern. Fünffüßige Verse, aber jambische, finden wir nur noch Str. 18, 5 f.

V. 16—31. Der Tod hat die Gattin geraubt und damit das schöne Familienband grausam zerrissen. Hier treten wieder vierfüßige Trochäen ein, zuerst zwei reimlose, was sehr bezeichnend zum Ausdruck des Schmerzes sein dürfte,

---

*) Hier macht die dritte Ausgabe der Gedichte einen Absatz.

**) Irrig stehen seit Körner nach V. 15 und 16 Kommata. Schwer und bang gehört zu tönt, das nach einer Schiller beliebten Freiheit nachtritt.

dann drei Reimpaare, von denen die beiden letzten männlich auslauten; erst darauf faßt sich der Dichter wieder zu vierversigen Systemen zusammen. — V. 16. Das nachträgliche Beiwort ist bezeichnend, da es gleichsam die Klage des Gatten veranschaulicht. Mit Recht wechselt der Dichter V. 17, wo das mit V. 19 assonirende „Ach! die Mutter ist's, die treue", wie der Dichter vielleicht am Anfang wirklich geschrieben hatte, zu eintönig sein würde. — V. 18. Der schwarze Fürst der Schatten, wie der König der Unterwelt Ged. 21 Str. 21, 4 der schwarze König heißt, wogegen er nur als finster Ged. 53 Str. 5, 1 bezeichnet wird. — V. 19. Wegführt, von der in ihren Folgen fortdauernden Handlung. — V. 21. Blühend geht auf die, wie es oft Beiwort der Kinder ist, zur Bezeichnung frischer Gesundheit. Die Stellung ist freilich etwas gezwungen. Kaum dürfte es hier auf die Gattin gehn, die in der Blüthe der Jahre die Kinder gebar. — V. 22 f. Man wünschte hier doch einen andern Zug zur Darstellung der Freude an ihrem fröhlichen Gedeihen.*) — V. 26. Die antike Vorstellung hier und V. 18 paßt nicht zu der christlichen Anschauung, die sonst in unserm Gedichte herrscht. — V. 27. Des Hauses Mutter deutet auf die mütterliche Sorge für das ganze Haus, wie ähnlich Str. 8, 31 die Mutter der Kinder. — V. 28. Treues fällt nach treue V. 17 etwas auf. — V. 30. Schalten schließt nicht, wie Walten V. 13 (vgl. Str. 8, 29), den Begriff der Sorgfalt in sich. — V. 31. Die Fremde deutet wohl nicht auf eine zweite Gattin, sondern auf eine angenommene Leiterin des Haushalts. Das schließende liebeleer hebt den Gegensatz schließlich noch einmal scharf hervor.

*) Nach V. 8 hätte man längst den ursprünglichen Gedankenstrich durch einen Punkt ersetzen sollen.

VII a. Str. 13. Der Meister läßt die Gesellen ruhen, bis die Glocke sich verkühlt hat. Nach Krünitz (S. 129) bleibt gewöhnlich die Glocke eine Nacht in der Form stehn. Benvenuto Cellini läßt sein gegossenes Werk, seinen Perseus, zwei Tage verkühlen. Eine so lange Zeit konnte Schiller nicht brauchen. — V. 2. Die strenge Arbeit. Während des Gießens wird das Feuer noch verstärkt, damit das im Ofen befindliche Metall nichts von seiner Hitze verliere. Die Arbeit war bisher streng, beschwerlich gewesen. — V. 3 f. Daß sie thun können, was ihnen beliebt, ist etwas wunderlich ausgedrückt. Auch sollen die Gesellen offenbar die folgende ernste Betrachtung mit beherzigen, nicht während derselben mit andern Dingen sich vergnügen. Beim Spielen schwebt das lustige Hüpfen von einem Zweige zum andern vor. Sprichwörtlich heißt es, frei wie der Vogel, er ist wie der Vogel auf dem Zweige. Matth. 13, 32: „Daß die Vögel des Himmels kommen und wohnen unter seinen Zweigen." Goethes Sänger sagt, der Vogel wohne in den Zweigen. — V. 5—8. Statt: „Ich kann mich der Sorge noch nicht entschlagen", tritt ein allgemeiner Satz ein: „Am Abend kann der Geselle ausruhen, der Meister aber plagt sich immer." Es ist dies um so sonderbarer, als er die Gesellen noch nicht entläßt, sondern diese ihm bald wieder zu Dienst sein müssen, und der Meister sich eigentlich weniger geplagt hat als die Gesellen, denen der Schweiß von der Stirne läuft. Der Satz wäre deutlicher, stände statt V. 6 f. „ist der Bursch*) aller Pflicht ledig". Der Dichter konnte sich aber nicht enthalten, durch das Vesperläuten (vgl. Ged. 63 Str. 2, 2) die ganze folgende Be-

*) Bursch schrieb erst Körner statt der von Schiller in der Bedeutung Gesell immer gebrauchten ältern Form Pursch.

trachtung (VII b) einzuleiten, wodurch leider die Verbindung sehr steif wird. Sollte das Vesperläuten erwähnt werden, so mußte es im Vordersatze stehn und der andere Zeitsatz „winkt der Sterne Licht" wegfallen. „Winkt der Sterne Licht" ist auch deshalb unglücklich, weil der Feierabend im Sommer viel früher beginnt, und es nicht wohl angeht, den Ausdruck im Sinne zu nehmen, „wenn der Abend naht". Die ganze Strophe ist mißrathen. Meister ohne Artikel, nach häufiger Freiheit, wo die Wörter fast wie Eigennamen stehen, wie Vater, Mutter. Das in gleicher Weise gebrauchte Bursch hat den Artikel.

VII b. Str. 14. Das Bild eines ruhigen Abends der stillen Landstadt führt zum Preise des Segens friedlichen Bürgerlebens, wo jeder das Seine thut. Der Meister wünscht dessen ununterbrochenen Bestand. Die Anknüpfung liegt hier in der Erwähnung des Vesperläutens, das aber Str. 13, 7 viel zu nebensächlich hervortritt. Daß die Betrachtung trochäisch anhebt, kommt daher, daß sie mit einer Schilderung beginnt, während sonst eine jambische Einleitung vorhergeht. Mit V. 27 treten regelmäßige trochäische Dimeter ein, und zwar nach fünf Reimpaaren drei gleiche Strophen.

V. 1—26 (oder 31).*) Der ruhige Abend in einer

*) Im ersten Drucke sind die Verse Markt und Straße und Schwarz bedecket eingerückt, was schon die erste Ausgabe der Gedichte unterließ. Im ersten Drucke stehen zuerst zwei kleinere Verse (—⏑—⏑), dann zwei größere, wieder vier kleinere, zwei größere, eilf kleinere, zwei größere, vier kleinere, ein größerer, ein kleinerer und zwei größere. In der zweiten Ausgabe der Gedichte sind je zwei kleinere Verse, wenn es der Reim oder die Assonanz nicht verbot, zu einem vereinigt. Es assoniren Wandrer, Schafe und Scharen, ziehen und Rinder, Wagen und Kornbeladen, Schnitter und stiller, Flamme, Hausbewohner (mit Schillerscher Freiheit) und knarrend, bedecket und Erde, worauf noch der Reim schrecket wecket folgt.

perfektum tritt hier nach dem Perfektum zu näherer Schilderung desjenigen ein, worum es dem Dichter hier gerade zu thun ist. — V. 33 f. Ungesellgen. Vgl. Ged. 30 Str. 9, 7. — Hütten zur Bezeichnung der Häuser, wie es auch Ged. 54 Str. 1, 8 gefaßt werden muß. Daß sie die Menschen in ihren Häusern aufgesucht, um sie zu belehren, ist ein eigenthümlicher Zug. — V. 35 f. Vgl. Ged. 71, 75 ff. — Trieb, hier für Liebe.

V. 37—48. Gewerbthätigkeit, Freiheit und Wohlstand entwickeln sich durch sie.*) — V. 37—40. Vgl. Ged. 71, 71 ff. — Werden kund, offenbaren sich, erwachen.**) — V. 41—44. Alle empfinden den Segen der Freiheit, die jeden an seiner Stelle ungehindert wirken läßt. — Dem Verächter, der Gewerbthätigkeit, nicht der Freiheit. Das Trotzbieten ist wenig bezeichnend. — V. 45—48. Die Arbeit gibt Ehre und Wohlstand, der hier durch Segen bezeichnet werden soll. — Ehrt, gereicht zur Zierde.***) — In dem auf die Gesellen und sich übergehenden uns spricht sich die Zufriedenheit mit ihrem Stande aus.

Str. 49—60.†) Inniger Wunsch, daß nie diese sie jetzt beglückende Ruhe schwinden möge, wodurch der Dichter die weiter folgende Schilderung wilden Umsturzes schon vordeutet. Hier treten zunächst kleine trochäische Verse ein, die darauf folgenden größern werden nur zweimal durch kleinere unterbrochen. V. 49 assonirt mit V. 56, ebenso V. 50 und 52, 51 und 53, 54 und 55. — V. 49 f. Friede und Eintracht werden hier als Göttinnen gedacht. — V. 55. Hier wird die Gegend näher be-

*) In der ersten Ausgabe der Gedichte nicht eingerückt.

**) Tausend fleißige Hände, wie auch in der Dido Str. 16 und in der Geschichte des Abfalls der Niederlande.

***) Irrig stand im ersten Drucke nach König ein Komma.

†) Der erste Druck rückt diesen Vers ein.

zeichnet, um einen scharfen Gegensatz zu erhalten. So wird auch im folgenden die schöne Abendröthe dem vom Brande der Dörfer und Städte glühenden Himmel entgegengesetzt, wo sanft und wild, lieblich und schrecklich sich entsprechen.

VIII a. Str. 15. Der Meister fordert die Gesellen auf den Mantel abzuschlagen, damit die Glocke sich zeige. Die Dammgrube wird nach Krünitz (S. 129) aufgerissen und der Mantel mit einem Hammer abgeschlagen. — V. 1. Gebäude, hier von dem mit Dammerde bedeckten Mantel. — V. 2 steht parenthetisch; der Zweckſatz mit daß ist mit zerbrecht zu verbinden. — V. 4. Bild. Gebilde. Der Meister setzt wohlgemuth voraus, daß alles gut gelungen ist. — V. 7 f. Begründung von V. 5 f., die zugleich den Uebergang zur folgenden Betrachtung vermittelt.

VIII b. Str. 16.*) Die Schrecken des Volksaufruhrs das Gegenbild zum Glücke gesegneten Friedens (VII b), und schon vorbereitet durch die am Schlusse von Str. 14 gegebene Andeutung des verheerenden Krieges. Wäre nicht unsere Schilderung wirkungsvoller, wenn Str. 14, 49—60 wegfiele? Die Hindeutung auf den Gebrauch der Glocken beim Aufruhr kommt erst V. 13.

Str. 1—12. An das Zerschlagen der Form knüpft der Meister die Betrachtung an von der Verderblichkeit des gewaltigen Umsturzes des Staates. — V. 1. Zerbrechen, zerbrechen lassen. — Mit weiser Hand, weise (vgl. Ged. 40 Str. 10, 6), indem er die Zeit dazu ersieht. — V. 3 f. Den Gegensatz bildet das Zerspringen der Form, wo das glühe Erz sich gewaltsam seinen Weg sucht. Vgl. oben zu Str. 11. — In

*) V. 13 und 21 sind im ersten Drucke eingerückt.

Flammenbächen, indem es flammend aus der geborstenen Form sich ergießt. — V. 5—8 führen die fürchterliche Wirkung weiter aus. Vgl. Schillers Jungfrau Prolog 3. — V. 9—12. Wie da, wo das Element gesetzlos herrscht, keine Glocke sich bildet, kann auch nichts Gutes entstehn, wenn das empörte Volk seine Fesseln sprengt. — Rohe, unbändige, wie das Feuer, das Volk; sinnlos, ohne daß sie verständig geleitet werden, nur ihrer rohen Gewalt folgend.

V. 13—20. Wehe, wenn das empörte Volk das Zeichen des Aufruhrs mit der Glocke gibt! — V. 14. Der Feuerzunder, in Folge der Unterdrückung des Rechts und der eingerissenen Sittenlosigkeit, wie dies Ged. 71, 141 ff. weiter beschrieben wird. — Still, unmerklich, wie sonst leise. — Den Gegensatz bildet V. 16 schrecklich, auf fürchterliche Weise, wie Str. 14, 60, gräßlich Str. 14, 25. — V. 18. Heulend, wie Str. 10, 20 wimmern. Die Bezeichnung ist nach dem Zwecke des Läutens gewählt. — V. 19 ist der Ausfall von sie, worauf sich der Partizipialsatz bezieht, etwas hart. — V. 20. Die Losung anstimmt, durch ihre Stimme das Zeichen (Signal) gibt.

V. 21—40. Schilderung des Aufruhrs, der alle Leidenschaften und Laster entfesselt, und die fürchterlichste Zerstörung zur Folge hat. Die Furie der französischen Staatsumwälzung schwebt dem Dichter vor, wie schon der vorantretende Ausruf beweist. Anders ist die Freiheit Ged. 71, 141 verstanden. — V. 21. Freiheit als Jambus, wie sehen u. ä. Vgl. zu Ged. 60 Str. 3, 3. In der eben angeführten Stelle steht Freiheit zuerst im ersten Fuße des Daktylus, dann halb im dritten und halb im vierten, so daß heit in die Arsis fällt. — V. 22. Die Nationalgarde schützt Leben und Eigenthum. — V. 23. Das aufgeregte Volk sammelt sich auf den Straßen an

und in den öffentlichen Gebäuden, deren Hallen hier genannt werden; denn an die bedeckten Marktplätze mit den Fischweibern, den dames de la halle, die V. 25 besonders im Sinne liegen, ist hier wohl noch nicht zu denken. Von manchen dieser Punkte ziehen Banden aus, um mißliebige Bürger zu morden. — V. 25—28. Das einmal vergossene Blut reizt besonders die wilde Gier der Frauen. Derartige Greuel werden aus jener Zeit wirklich erzählt. Seine spätere Gattin berichtete Schiller von solchen Greuelszenen der pariser Weiber, von denen sie im November 1789 gehört; einige sollten sich bei einem Garde du corps versammelt, ihm das Herz ausgerissen und sein Blut zugetrunken haben. Die Alliteration auf w V. 24 f. und z V. 25—27 ist sehr wirksam. Aehnlich Ged. 62 Str. 11, 1—4. Auch das Reimwort Hyänen und Zähnen (vgl. Ged. 60 Str. 20, 5 f.) wirkt malerisch. — Panthers. Den Tiger (vgl. Ged. 54 Str. 9, 3. 71, 167) erwähnt er V. 42. Das Wort ist lautlich hier kräftiger. — Zuckend gehört zu Herz. Die Stellung der zusammengehörenden Wörter am Anfang und Ende des Satzes ist hart aber bezeichnend. — V. 29—32. Alle edlen Gefühle sind verschwunden, nur das Laster herrscht. Vgl. Ged. 71, 140 ff. — V. 31 tritt etwas matt und ungehörig ein; daß die Guten sich zurückziehen, paßt hier gar wenig. Die vier Verse würde man gern entbehren. — V. 33—36. Nichts Schrecklicheres gibt es als den von Wuth ergriffenen Menschen. — Leu, statt Leuen wie Ged. 65 Str. 3, 13.*) — V. 35. Der schrecklichste der Schrecken, ähnlich wie die Nacht der Nächte Ged. 53 Str.

*) V. 34 stand im ersten Drucke und grimmig statt verderblich. Bestimmte das und den Dichter zur Aenderung oder verlangte er ein das gefährlich steigerndes Wort?

4, 9. — V. 37—40. Er ruft Wehe über diejenigen, welche die wilde Kraft entfesseln. Der Ewigblinde (vgl. Ged. 58 Str. 7, 3 ist die ungebildete Masse, der Pöbel, der, wie Schiller in der Vorrede zu den Räubern sagt, nie aufhört, Pöbel zu sein, die Menge, die nicht nach eigener Bestimmung zu handeln vermag, die einer weisen Leitung bedarf. Die hohen Begriffe von Freiheit und Gleichheit der Menschen, von den Menschenrechten klären diese nicht auf, sondern setzen sie in Wuth, da sie ihre eigentliche Bedeutung mißverstehen; sie erleuchten sie nicht, sondern treiben sie zum Umsturz. Kaum dürfte dem Ewigblinden sächlich zu fassen sein. — Des Lichtes Himmelsfackel leihn ist etwas gewagt im Sinne „sie politisch aufklären, ihnen ihr freies Menschenrecht verkünden". Daß die Volksmasse nie und nimmer zur Einsicht gelangen werde, daß sie ewig blind bleiben werde, sagt Schiller nicht, er spricht nur von dem ungebildeten Volk, wie es jetzt ist. Auch ist sein ganzer Abscheu gegen allen Umsturz gerade nur aus der dichterischen Situation zu erklären, in welcher derselbe durchaus wahr, der Stimmung des Meisters entsprechend ist, wie auch aus der Zeit selbst, welche den greulichen Verlauf und die schrecklichen Folgen der französischen Umwälzung lebhaft vor Augen hatte. Vgl. Ged. 71, 163—170. Man hat unter dem Ewigblinden den Materialisten verstehn wollen, und den Ewigblinden als „eine Schillerische Anschauung" sich wunderlich genug entwickelt. — V. 39. Der erste Druck hatte hier sie leuchtet nicht. Daß sie nicht leuchte, ist, wie der Dichter erkannte, nicht genau richtig.

IX a. Str. 17. Der Meister spricht seine Freude aus, als er nach Zerschlagung des Mantels die Glocke so schön gerathen sieht. — V. 1. Dankbar erkennt er Gottes Segen an. Vgl. Str. 1, 8. — V. 2. Wie ein goldner

Stern, so glänzend. Oder soll golden auf röthlichen Glanz, wie beim Mars, gehn? — V. 3 f. Sie geht aus dem zerschlagenen Mantel hervor. Die Glocke wird nach dem Gusse nicht polirt, nur etwa stark hervorstehende Theile abgefeilt. Solche Erhebungen zeigen sich bei unserer Glocke nicht; sie ist nicht bloß blank, sondern auch eben. — Schält sich tritt nach schillerschem Gebrauch nach. — V. 5 f. wird der Glanz der Glocke von oben bis unten noch einmal freudig hervorgehoben, wie die Freude sich gern Wiederholungen gestattet. Krünitz bezeichnet als die vier Haupttheile der Glocke den Kranz (bei den Gießern Schlag oder Schlagring genannt, vgl. zu Str. 4, 11), welcher der unterste Theil ist, die Schweifung, wo die Glocke dünner wird (die Gießer haben dafür keinen Namen), die Haube (bei den Gießern Platte), wo die Dicke der Glocke wieder zunimmt, weil diese als oberster Theil der eigentlichen Glocke ihre ganz Last tragen muß, und die sieben Henkel (bei den Gießern Hängel oder Oehre), sechs um einen, den sogenannten Mittelbogen, stehende Henkel. Wohl nicht diese letztern, sondern die Haube bezeichnet der Dichter als Helm.*) — V. 7 f. Krünitz (S. 117): „Kurz unter der Haube pflegt im Umkreise eine Reihe von Troddeln an der Glocke zu stehn und in der Schweifung die Buchstaben, Wappen u. dgl. — Wird eine ungewöhnliche Figur verlangt, z. B. das Wappen einer adeligen Familie, so übergibt der Glockengießer einem Formschneider oder Ziselirer die Zeichnung, und läßt sich die Figur von jenem in Holz einschneiden und von diesem in Blech einprägen. Auf dem blechenen Modelle kann er hernach leicht

*) Erst in Körners Ausgabe war Punkt statt Komma richtig nach V. 6 gesetzt.

eine Form von Gips gießen. In beiden Fällen macht er die vertiefte Figur naß, und füllt die ganze Vertiefung mit gelbem Wachs aus. Die Nässe hindert die Vereinigung, und daher läßt sich die abgedrückte Figur von Wachs leicht wieder aus der Vertiefung des Modelles nehmen." Die Figuren werden mit Terpentin auf die mit Talg überstrichene Dicke aufgeklebt und bilden sich später auf dem Mantel ab. — Bilder haben auch Goethe, selbst in Prosa, und Schubart, wie im Althochdeutschen pilidari steht. Schiller hat sonst auch, wie Goethe und Schubart, Bildner (Ged. 54 Str. 16, 3. Ged. 71, 123), das sich bei Luther, Bürger, Wieland u. a. allein findet. Bildner ist von Bild abgeleitet (vgl. Glöckner, Lügner, Schuldner), Bilder vom Stamme selbst, wie Schreiber, Träger, Jäger, und letzteres daher wohl an der Stelle, wo nicht vom Bildhauer die Rede ist, sondern von dem, der sonst etwas bildet. Schiller ließ sich hier wohl nur vom Reime zum Gebrauche dieser seltnern Form bestimmen, wie er auch z. B. Kunigonden als Reim zu Blonden Ged. 63. Str. 8, 7 wagte. Freilich könnte auch Bilder von Bild kommen, wie Tischer von Tisch (neben Tischler), Töpfer von Topf.

IX b. Str. 18. Der Meister ruft nun alle Gesellen herein, daß sie die Glocke taufen, und spricht deren Bestimmung aus. — V. 1—6. Es ist die einzige Stelle, wo der Meister nicht in der sonst gebrauchten Versform die Gesellen anredet, und die einzige Anrede an die Gesellen, die sich unmittelbar an eine andere anschließt. Daß nicht alle Gesellen noch gegenwärtig sind, wird nur hier angenommen.*) Die Glockentaufe oder Glockenweihe wird von der katholischen Kirche mit besonderer

*) Das zweite Ausrufungszeichen gehört erst nach Gesellen alle. Nur durch Versehen fehlte das Komma nach Reihen im ersten Drucke. Statt des Kommas nach V. 3 sollte Ausrufungszeichen stehn.

Feierlichkeit vollzogen; man gibt den Glocken Namen, meist von Heiligen. Daß man auch Schutzpatrone zu Glocken noch sonst gewählt, behauptet Krünitz S. 103 mit Unrecht; die von ihm dafür angeführten Inschriften enthalten bloß Gebete an Schutzheilige der besondern Kirche oder des Stifters. „Ein besserer Patron ist es," heißt es bei Krünitz weiter, „wenn wir Protestanten Gott selbst, wie alle Habe, also auch die Glocken zum Gnadenschutz empfehlen und es eigentlich auf Gottes Ehre mit den Glocken angesehen wissen wollen", wobei er eine Glocke zu Kopenhagen anführt, die der heiligen Dreieinigkeit gewidmet ist. Schiller konnte eine eigentliche kirchliche Weihe der Glocke nicht brauchen; er benennt sie deshalb von der Eintracht, wozu er die volltönende lateinische Namensform erwählt, bezieht jedoch die Eintracht zunächst auf den kirchlichen Verein. Daß die Glocke noch in der Dammgrube geweiht wird, ist wunderlich, nicht weniger, daß der Meister, der doch die Glocke auf Bestellung gegossen, ihr den Namen gibt. Warum ließ er statt dessen nicht eine Inschrift auf der Glocke anbringen, wie so manche auf Glocken sich finden, die sehr wohl an die Stelle des Wappens Str. 27, 7 treten und den Anlaß zur folgenden Betrachtung geben konnte. Vgl. auch oben S. 56. Die Erinnerung an die Eintracht kommt hier auch deshalb ungelegen, weil das Weilen der Eintracht schon Str. 14 als herzlicher Wunsch ausgesprochen worden; auch ist die Beschränkung derselben auf den kirchlichen Verein störend. Daß in allen Reimen hier das ei erscheint, ist ein Mißklang; sollte dies auf Einigung hindeuten, so wäre es zu spielend, der Würde der Stelle widersprechend. Der Wunsch, den kirchlichen Gebrauch des Einladens der Gemeinde durch die Glocke zum Gottesdienste nicht unangedeutet zu lassen, auch die Namengebung nicht zu umgehn, hat den Dichter zu diesem wun-

derlichen Uebergange zur letzten Betrachtung verleitet. — Concordia ist dreisilbig zu lesen, wie Jonien u. ä. Fünffüßige Verse, wie V. 5 f., fanden wir Str. 11, 14 f. — Liebende, sich liebende, ähnlich wie „ein liebend Paar."

V. 7—28. Der Meister spricht die ernste Bestimmung der Glocke aus, wobei er in die Höhe, von welcher die Glocke herabtönt, und in ihren verhallenden Klang sinnbildliche Bedeutung legt.*) Weder die Anknüpfung (V. 7 f.) noch die Ausführung ist gelungen zu nennen; die Hauptsache ist bereits Str. 4 gesagt. Zuerst wird V. 9—12 der Sitz der Glocke in ihrer hohen Stube hervorgehoben. Vgl. Str. 4, 3. 9 f. Daß sie in blauem**) Himmelszelt schwebe, ist ein wunderlicher Ausdruck zur Bezeichnung ihres Schwebens im Kirchthurme. Nicht weniger auffallend dürfte die Nachbarin des Donners und um so störender sein, als die Glocke wirklich beim Gewitter, wie auch das Motto sagt, gebraucht wurde. Das Berühren der Sterne (gränzen an die Sternenwelt) mag als gangbarer dichterischer Ausdruck hingehn, ist aber nicht besonders bezeichnend. Goethe braucht so einmal ironisch bis an die Sterne weit, Wieland bis an die Sterne erheben. Von den Glücklichen sagten die Alten, sie berührten den Himmel oder die Sterne mit ihrem Scheitel. — V. 13. Die Höhe, worin die Glocke sich befindet, soll nur sinnbildlich bezeichnen, daß sie wie eine Stimme Gottes zu uns schalle. Verglichen wird sie in dieser Beziehung V. 14—16 mit den schon eben genannten Gestirnen, insofern auch diese Gottes Lob verkünden. Daß die Gestirne vom Himmel herab Gott und seine Herrlichkeit feiern

*) Schon im ersten Drucke ist V. 7 eingerückt.
**) Körner schrieb im blauen.

ist ein Klopstock sehr geläufiger Gedanke. Vgl. Ode 47 Str. 2—5. 49, 53—62. Soll das schwache helle an die Helle des Glockenklangs erinnern? V. 16 ist eigentlich eine nähere Bestimmung zu wandelnd. Sie loben Gott, indem sie wandeln und den Umschwung des Jahres, der verschiedenen Jahreszeiten, veranlassen, was auch dichterisch nur von wenigen der unzähligen Gestirne gesagt werden kann, die in verschiedenen Jahreszeiten eine verschiedene Stelle am Himmel einnehmen. Bekränzt ist das Jahr, wie man die Horen und die Jahreszeiten sich bekränzt denkt. Boxberger will gar seltsam das Jahr als Braut und die Sterne als Brautjungfern sich denken. Wenn J. G. Jacobi sagt, im Frühling höre das bekränzte Jahr neue Melodien, so scheint er die Bekränzung eben auf den Frühling zu beziehen. Man hat statt bekränzt sogar begränzt vermuthet.. — V. 12—20. Nur Heiliges und Ernstes soll sie verkünden. Das kann bloß auf die Ladung zum Gottesdienste und auf das Geläute zur Feier der Festtage gehn, wo aber der Ausdruck wenig zutrifft. — V. 19 f. Daß die Zeit mit ihren Flügeln sie stündlich berührt, will im Grunde gar nichts sagen, da ja alles von der Zeit mit gleichem Flügelschlag berührt wird. Der Dichter will damit freilich bezeichnen, daß die Glocke am Morgen, Mittag und Abend geläutet wird, um die Gläubigen zum Beten zu ermahnen (Krünitz gedenkt auch der Betglocke S. 170 f.), aber das besagt der Ausdruck keineswegs, da ja nicht alle Stunden die Glocke in Bewegung gesetzt wird. — V. 21—24. Alle wechselvollen Ereignisse des Lebens soll sie anzeigen. Vgl. Str. 4, 9 ff. Daß sie dem Schicksal, das nicht spricht, die Zunge gibt, ist sonderbar, und höchst undichterisch die Bemerkung, sie selbst habe kein Gefühl. Auch kommt es auf den Schwung der Glocke weniger an als auf den Ton, und der Ausdruck, daß derselbe das Leben begleite, ist wenig

treffend. — V. 25—28. Daß das Verhallen des Schalls uns an die Vergänglichkeit erinnern solle, ist sehr weit hergeholt. Das Verhallen des Tones der Glocke wird niemand an die Vergänglichkeit mahnen, gar viele Dinge viel eher und bedeutsamer. *Verhallt* steht hier sonderbar mit Beziehung auf den Vergleich (V. 25 f.).

X. Str. 19. *Auf Befehl des Meisters wird die Glocke endlich aus der Dammgrube herausgezogen.* Oberhalb der Dammgrube befindet sich eine Winde, vermittelst deren man durch Seile die Glocke heraufzieht. — V. 2. *Wiegt* ist unpassend, da von keinem Hin- und Herwenden die Rede ist. — V. 3 f. *Das Reich des Klanges, die Himmelsluft*, im Gegensatz zur dunkeln, von keiner Luft bewegten Grube. — V. 5. *Hebt*, die Folge des Ziehens. Freilich drehen die Gesellen nur die Winde, aber die Folge davon ist das Heben. — V. 7 f. Hart ist es, daß *ihr erst Geläute* noch zu *bedeute* gedacht werden muß, da kein *sie* V. 7 ergänzt werden kann; auch sollte *bedeute vor dieser Stadt* stehn und das Wort selbst (man erwartet eher *verkünde*) ist kaum angemessen. Ihr erstes Läuten soll der Freude und dem Frieden geweiht sein, womit der Dichter sagen will, sie möge ein freudenreiches Ereigniß einläuten, kein trauriges. Ein passenderer Wunsch, der sich nicht auf ihr erstes Geläute bezöge, sollte das Gedicht abschließen.

Man hat Schiller den Vorwurf gemacht, daß er der Glocke keinen Klöppel geschafft habe. Dieser gehört nicht zum Glockenguss; er wird geschmiedet und da, wo er anschlagen soll, gefeilt; es kommt nur darauf an, daß seine Schwere im richtigen Verhältnisse zu dem Gewichte der Glocke stehe (Krünitz S. 132 f.) und er in der Oehre der Glocke gut befestigt werde. Freilich konnte das Einhängen des Klöppels in die Glocke erwähnt wer-

den, was um so näher lag, als ihres ersten Geläutes schließlich gedacht wird, aber nothwendig war es nicht. Der Glockengießer hat selten für den Klöppel zu sorgen, wenn ihm nicht auch das Einbinden der Glocke in den Glockenstuhl und gar das Aufziehen auf den Thurm übertragen wird, womit erst die eigentliche Einrichtung der Glocke vollendet ist.

---

73. Die Macht des Gesanges.

Der Anfang unseres Gedichtes gehört in das Jahr 1788; denn ursprünglich begannen die Künstler damit; nur weil Schiller keinen leichten Uebergang davon zu seinem eigentlichen Gegenstande finden konnte, strich er ihn dort, hoffte aber, diese Verse, für die es allerdings schade sei, einmal für ein anderes Ganzes benutzen zu können. Vgl. Band I, 501 ff. Als er im Juli 1795 zur lyrischen Dichtung zurückkehrte, griff er wieder zu jenen zurückgelegten Versen. Wahrscheinlich nahm er sie gleich nach dem ersten Gedichte auf, mit dem er sich einen Uebergang von der Metaphysik zur Dichtkunst machte, nach der Poesie des Lebens (Ged. 219). Am 20. Juli hatte er sein drittes Gedicht noch nicht vollendet; das damals fertige zweite war ohne Zweifel das vorliegende. Am 7. August sandte er, nach Angabe seines Kalenders, den ersten Theil der Handschrift zu seinem Musenalmanach, der gerade mit unserm Gedichte beginnen sollte, zum Drucke an Humboldt ab. Auf diesen machte das Gedicht einen tiefen Eindruck. „Die Idee wie die Ausführung", schrieb er, „ist die Frucht einer wahrhaft lyrischen Stimmung, und die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit

einer bessern Natur Verwandte derselben ist auf eine erhabene Art geschildert!" Vgl. Band I, 123. Körner vermißte Einheit im Gedichte, fand aber die letzte Strophe köstlich. Im Anfange erkannte er die Stelle wieder, die Schiller den Künstlern hatte voransetzen wollen. Schiller entgegnete, die Einheit liege einfach in dem Gedanken: „Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her." Hiermit ist jede künstliche Deutung ausgeschlossen, die man auch nur mit entschiedenster Gewalt dem Gedichte aufdrängen kann. Schiller selbst fand es später so wenig des ausschweifenden Lobes von Humboldt werth, daß er es von der ersten Sammlung seiner Gedichte ausschloß.

Die Dichtung fließt aus geheimnißvoller Tiefe (Str. 1) und wirkt mit hinreißender Zaubergewalt (Str. 2). Sie erhebt den Menschen über alle irdische Bedrängniß (Str. 3 f.) und führt ihn zur Wahrheit der Natur zurück (Str. 5). Dadurch, daß der Dichter fast jeden dieser Gedanken vorher durch ein ausgeführtes Gleichniß veranschaulicht, erhält das Gedicht etwas Steifes und Gezwungenes, und ist zugleich dem Mißverständniß sehr ausgesetzt, da die meisten weniger, als man glauben sollte, im Stande sind, die Beziehung eines Gleichnisses rein herauszufinden. Wie glücklich auch die meisten dieser Gleichnisse ausgeführt sind, so wirkt ihre Masse doch gar zu störend; ein Gedicht, das zur Hälfte aus Gleichnissen besteht, läßt uns zu keiner rechten Stimmung kommen, und es wird um so weniger seinen Zweck erreichen, wenn, wie hier, die Gleichnisse viel lebendiger ausgeführt sind als die eigentlichen Gefühle und Gedanken, womit uns der Dichter zu erfüllen gedenkt. Wir vermissen eben in den letztern jene leuchtende Klarheit, durch welche der Dichter wirkt, und die Macht des Gesanges fehlt gerade in dem zur Darstellung derselben bestimmten

Liede. Schiller konnte eben noch nicht in den rechten lyrischen Schwung kommen, woher er auch eine früher zurückgelegte Strophe wieder aufnahm und sie zu einem neuen Gedichte verwerthen wollte. Die Strophe besteht aus zwei wechselnd reimenden vierversigen jambischen Systemen, die in einem weiblichen Reimpaare ihren Abschluß erhalten. Die Reime sind größtentheils bezeichnend und gewählt; daß i ü, e, ä und ö, Welt fällt, Größe Getöse reimen, ist bei Schiller nicht auffallend.

Str. 1. Die Dichtung fließt aus geheimnißvoller Tiefe. Vgl. Ged. 64 Str. 5 ff. Dem Dichter schwebt hierbei das Gleichniß Virgils (Aen. II, 305—308) vor, wie er es selbst Str. 54 übersetzt hatte. Der Vergleichungspunkt liegt im geheimnißvollen Ursprung. So wenig der Wanderer sieht, woher das gewaltige Rauschen kommt, so wenig ist der Quell dichterischer Begeisterung zu entdecken. Das Gleichniß ist keineswegs treffend, nicht allein, weil der Hauptpunkt (V. 7 f.) zu sehr hinter der Gewalt des Sturzes und Rauschens zurücktritt, sondern auch weil dem Wanderer nur mit einiger Mühe die Entdeckung, woher das Rauschen kommt, gelingt und wir die Quelle des Liedes ohne Mühe im Sänger erkennen, dessen Gesang uns hinreißt. Im Gleichnisse wie im Vergleichungssatze müßte die Unmöglichkeit in gleicher Weise sich zeigen. Sonst ist das Gleichniß mit anschaulicher Kraft ausgeführt. Vgl. Ilias XI, 492 ff. XIII, 137 ff. Ged. 40 Str. 6. Statt des Wanderers nennt Virgil wie Homer (Ilias IV, 452 ff.) den Hirten. Den Wanderer nahm Schiller aus Klopstocks Ode 77 Str. 6:

Draußen im Gefilde braust der Sturm!
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald!

Glücklich ist die Vergleichungsformel vermieden und eine lebhafte selbständige Darstellung des Gleichnisses gewählt. Nach dem

barem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da seine Kraft zugleich die erste Ursach aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen." — V. 3. Auf sehr harte Weise wird verbündet auf des Sängers bezogen. Vgl. ähnliche Verbindungen Ged. 56 Str. 7, 2 ff. Ged. 72 Str. 26, 7 f. — Zauber lösen, dem Zauber sich entziehen, von dem man gebannt ist. — V. 5. Vom Stabe des Götterboten Hermes sagt Homer (Odyssee V, 47 f.), er schließe damit die Augen der Sterblichen zu, welcher er wolle, und erwecke die Schlummernden wieder. Schiller hatte Virgils Nachahmung der homerischen Stelle (Aen. IV, 242—244) in seiner Dido (Str. 45) übersetzt. Virgil läßt den Mercur die Seelen aus dem Orcus führen und dahin bringen. Der Vergleichungspunkt liegt hier in der unwiderstehlichen Willensmacht. — V. 6. Bewegt, eben weil er darauf wirkt. „Der Sänger beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben", sagt Humboldt. — V. 7 f. Bald läßt er es vor Furcht erstarren, bald belebt er es mit frohem Muthe. Vgl. Ged. 5 Str. 1. — V. 7 spielt der Dichter nur leise in der Wahl des bildlichen Ausdrucks auf Hermes als Leiter der Seele in die Unterwelt an. — Staunend, über das ihm entgegenschimmernde Tageslicht. — V. 9 f. Alle Gefühle weiß er in ihm zu erregen, ernste und heitere. Humboldt läßt Schiller sagen, der Dichter stehe zwischen Ernst und Spiel in der Mitte. — Spiele, eine bloß dem Reime zu Liebe gewagte Erweiterung

von Spiel, womit der Dichter alle heitern Gefühle meint. Das Bild von der Leiter paßt nicht wohl zum Wiegen. Der Zuhörer selbst wird als auf der leichten Leiter der Gefühle auf- und absteigend gedacht. Vgl. Ged. 30 Str. 28, 31. Ich kann in Humboldts Lob nicht einstimmen, der V. 9 f. unglaublich schön und malerisch findet. Die Leichtigkeit vorzüglich am Ende der Strophe mildere, meint er, die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht und helfe den schauervollen Eindruck vermehren, welchen Str. 2 und 4 machten.

Str. 3 f. Die Dichtung erhebt den Menschen frei über alle irdische Bedrängniß, wie ein fürchterlicher Schicksalsschlag alles Scheinwesen zwischen den Menschen vernichtet, ihr Betragen gegeneinander rein und offen macht. — Str. 3, 2. Mit Gigantenschritt, riesenhaft, im Gegensatz zu der Kleinheit des Menschen. — V. 3. Geheimnißvoll, ungeahnt. — Nach Geisterweise, da es plötzlich vor denen steht, die sich eben noch ganz der Freude überließen. Vgl. Ged. 54 Str. 8, 2 f. — V. 5 f. Wie hoch einer auch stehn mag, er muß anerkennen, daß er dagegen nichts vermag. — V. 6. Der andern Welt, dem Jenseits, wo uns unbekannte Mächte wirken. — V. 7. Nichtig, wie es in solchem Augenblick sich zeigt. — V. 8. Larve, von der Verstellung. Schiller sagt (1784) von der Schaubühne: „Wo alle Larven (des Herzens) fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamantus Gericht hält." — V. 9 f. Das Wahre trägt über die Lüge den Sieg davon, diese schwindet, und jenes tritt entschieden hervor. — Mächtig, indem er gerade die Lüge vertreibt. Statt eines von wie abhängigen Satzes tritt V. 5 alles folgende selbstständig hervor, wodurch das Schleppende vermieden wird, welches sonst in dem ausgeführten Gleichnißsatze hervortreten

bestimmt, daß er jetzt auch die Gleichnisse als die Hauptsache betrachtete, was ihm bei der Dichtung unzweifelhaft fern gelegen hatte, wo er nur zu den ausgeführten Gleichnissen griff, weil ihm der tief aus der Sache gegriffene eigentliche Ausdruck versagte. Durchaus verfehlt ist es, in Str. 4 die Entrückung aus der Wirklichkeit durch Schein und Täuschung in die Welt des Ideals und im Gegensatz dazu in unserer Strophe die Zurückführung aus der Welt voll Täuschung und Schein zur Natur zu erkennen. Das widerspricht ganz der klar hervortretenden Absicht des Dichters.

---

74. Würde der Frauen.

Als Schiller am 21. August 1795 an Humboldt, der den Druck des Musenalmanachs besorgte, die Ideale, den Genius, das verschleierte Bild und andere Gedichte sandte, bemerkte er: „Zu diesen kommt noch ein anderes größeres (Gedicht), welches aber noch nicht ganz fertig ist und die letzte Lieferung beschließen wird.“ Es war dieses unser Gedicht, welches er den 28. „noch ganz warm, wie es aus der Feder und aus dem Herzen kam“ an Reichardt sandte, der es rasch komponiren möge, da es für den bald erscheinenden Musenalmanach bestimmt sei, den folgenden Tag an Humboldt schickte. Vgl. Band I, 130 f. Auf Körner und die seinen übte das Gedicht eine große Wirkung. „Auch die Versarten sind glücklich gewählt,“ schrieb dieser, „besonders wenn man bei der Deklamation die Wortfüße heraushebt. Diese kontrastiren sehr angenehm gegen das Metrum; sie sind dem In-

halt angemessen, während das Metrum gleichsam das Gegengewicht ihrer Wirkung macht. Die ruhigen Trochäen mildern den Ernst, und die hüpfenden Daktylen geben der Ruhe eine sanfte Bewegung". Schiller selbst war später mit dem Gedichte als Ganzem so wenig zufrieden, daß er von den 17 Strophen fast die Hälfte (8) strich und außer einigen kleinen Aenderungen anderthalb Strophen ganz umgestaltete. Hatte ihn hierzu das scharfe Urtheil von Fr. Schlegel bestimmt, der diese „Schrift" für kein Gedicht hielt, und meinte, es gewinne, wenn man das Ganze strophenweise rückwärts lese? Schiller spottete darüber in dem Xenion:

Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum Besten; ich les' es von hinten
Strophe für Strophe, und da nimmt es ganz artig sich aus.

Der Dichter beginnt einleitend mit der Mahnung, die Frauen nach Würden zu ehren, da ihre Liebe und Anmuth das Leben beglücke und erbaue (Str. 1). Die Strophe besteht hier aus sechs trochäischen Dimetern, gleich dem Anfang der Strophen in Ged. 57, aber an die Stelle der Trochäen treten Daktylen so regelmäßig, daß jetzt nur ein paarmal in den folgenden, in derselben Form geschriebenen Strophen (Str. 3, 4. 6, Str. 9, 6) der Trochäus eintritt, wo er deshalb anstößig erscheint. Auf die Einleitung folgt als eigentliche Ausführung der Gegensatz zwischen beiden Geschlechtern, und zwar so, daß immer in einer achtversigen trochäischen Strophe (vgl. zu Ged. 38) ein Charakterzug des Mannes dargestellt, darauf mit einem *aber* in derselben Strophe, womit das Gedicht begonnen hat, der gerade entgegengesetzte der Frau angeschlossen wird. Der Mann wird *schrankenlos* aus sich heraus in die Weite getrieben; die Frau ruft ihn in sich selbst, zu *reiner Menschlichkeit* zurück (Str. 2 f.). Der Mann

wirkt gewaltsam nach außen hin, er zerstört wieder was er selbst geschaffen; die Frau wirkt liebevoll in ihrem beschränkten Kreise, ihr Wirken ist dennoch freier und reicher als das des Mannes (Str. 4 f.). Kalt und eigensüchtig ist der Mann, die Frau gefühlvoll und zärtlich theilnehmend (Str. 6 f.). Beim Manne wirken nur Stärke und Leidenschaft, die zu Kampf und Streit führen, der Frauen Sanftmuth beruhigt und versöhnt (Str. 8 f.). Die immer gleiche Form des Gegensatzes, die wir in ähnlicher Weise Ged. 69 von Str. 6 an finden, ist nichts weniger als eine harmonische Kunstform; auch fehlt ein Abschluß. Humboldts Gattin hätte eine Wiederholung der ersten Strophe am Schlusse gern gesehen, ähnlich wie Gedicht 54, aber dann wäre die äußere Form verletzt, da in diesem Falle zwei gleiche Strophen aufeinander folgten. Der Dichter hätte, wollte er die Anfangsstrophe wiederholen, den Strophen, die den Charakter der Frauen schildern, eine ganz andere Form geben müssen, etwa die jambischer Strophen. Was die Ausführung des Gegensatzes betrifft, so ist unser Gedicht sehr weit entfernt, das Wesen der Frauen mit anschaulicher Klarheit zu bezeichnen; eben so wenig tritt ein faßbares Bild des Mannes hervor, gegen den das Gedicht sehr ungerecht ist. Letzteres würde freilich durch die Annahme gerechtfertigt werden, daß Männer im Bewußtsein ihres oft verletzenden Wesens und der Leiden, welche sie der zarten Natur der Frau bereiten, das Lied sängen, und in der Weise der von ihrer Schuld Durchdrungenen oder im galanten Tone ihren Fehler übertrieben, wodurch aber freilich die dichterische Würde des Liedes beeinträchtigt würde. Daß der Dichter es als Gesellschaftslied gedichtet habe, folgt nicht daraus, daß er es gleich von Reichardt setzen ließ; denn auch den Tanz hatte er diesem zu demselben Zwecke übersandt.

Str. 1. Ehret die Frauen, da ihre Liebe und Anmuth das Leben beglückt und erbaut. Einleitende Anrede des Dichters an die Männer. — V. 2 f. Unter den himmlischen Rosen sind beglückende Stunden zu denken, die sie den Männern bereiten; daß dies durch ihre Liebe und Herzensanmuth geschehe, deutet das Folgende an. Aber das Bild vom Bande kommt nach dem Durchweben mit Rosen, wobei doch nur ein Gewand vorschweben kann*), nicht glücklich, besonders da das Zeitwort flechten wiederkehrt. — V. 4—6. Sehr schön werden die Frauen als Priesterinnen der reinen menschlichen Gefühle geschildert, wie die verschleierten Vestalinnen das ewige Feuer ihrer Göttin zu Rom wahren, woran des Reiches Bestand hing (Liv. XXVI, 27). Ursprünglich hieß der Schluß der Strophe:

> Sicher in ihren bewahrenden Händen
> Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
> Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand.

Schon am 7. September schrieb Schiller an Humboldt, er werde die beiden letzten Verse ändern, die theils ungeschickt, theils für die Exposition des Ganzen zu leer seien. Der Brief Schillers, worin er diese Aenderung am 14. übersandte, ist nicht erhalten. Aus Humboldts Aeußerung sehen wir, daß dieser ihm zwei verschiedene Aenderungen geschickt und in einer derselben Eunomia und Cypria vorkamen. Da dieser meinte, Schiller habe ihm die Wahl zwischen beiden Lesarten anheim gestellt, so ließ er die

*) Wie im französischen jours tissus d'or et de soie. Schiller sagt ähnlich in der Braut von Messina, die Liebe webe in das Geheime und Traurigwahre die Bilder des goldenen Traumes. Vgl. auch Ged. 47 Str. 12, 3 f. Ganz anderer Art ist Wielands „aus Rosenglut und Lilienschnee gewoben" u. ä., wo weben allgemein als bilden steht.

jenige drucken, in welcher die Worte „was die Männer mit Leichtsinn verschwenden", die er als einen zu charakteristischen Geschlechtsunterschied nicht fahren lassen wollte. Schiller änderte die Stelle in den Gedichten, ohne Zweifel glücklicher als er früher gethan hatte; denn die beiden Göttinnen konnten kein so passendes Bild geben, wie die Priesterin der Vesta. „Der Menschheit geheiligtes Pfand" in der früheren Fassung ist das reine Gefühl für Maß und Sitte, freilich verschwenden sonderbar gebraucht für leichtfertig verletzen.

Str. 2 f. Der Mann wird schrankenlos aus sich heraus in die Weite getrieben, die Frau ruft ihn in sich, zu reiner Menschlichkeit zurück. — Str. 2. Aehnlich sagt Goethes Prinzessin im Tasso von den Männern, sie strebten nach fernen Gütern und ihr Streben müsse gewaltsam sein. An seine spätere Gattin schrieb Schiller einmal: „Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind. Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen." — V. 2 f. Die Wahrheit kann hier nur auf das richtige Maß gehn, dessen Ueberschreitung immer unwahr, der Natur zuwider ist, als deren Bewahrerinnen Str. 3, 4 ff. die Frauen gefeiert werden. Ihre Erklärung erhalten die Verse in V. 3 f. Die Gedanken gehen hier auf das gierige Streben.*) Der Hauptnachdruck liegt auf der Leidenschaft. — V. 5—8 schildern das Dringen in alle Weiten, das rastlose Verfolgen des Ideales, worüber der Mann das in seiner Nähe, in der Gegenwart ihm verliehene Glück vergißt. — V. 5. Gierig, mit leiden-

*) Ursprünglich lautete V. 3. „Und die irren Tritte wanken", was nicht wohl zum Bilde vom Meere paßt.

schaftlicher Haft. — V. 6. Ohne daß er je, wenn er das Gewünschte erlangt hat, befriedigt würde. — V. 7 f. Er jagt seinem Ideale nach, ohne es zu erreichen. Durch entlegene Sterne ist nur ein übertriebener Ausdruck zur Bezeichnung der weitesten Ferne. An das Erforschen ferner Weltkörper ist hier nicht im entferntesten zu denken. Vielleicht schwebte dem Dichter Hor. carm. IV, 1, 37—40 vor, wo Horaz seinen geliebten Knaben im Traume verfolgt über das Marsfeld, durch die Tiber. — Str. 3. Der liebende Blick der Frauen ruft die Männer zurück. Der Dichter denkt wohl zunächst an den Jüngling, den die Macht der Liebe mächtig zu derselben Zeit ergreift, wo sein leidenschaftliches Streben ihn seinen Idealen nachtreibt. Vgl. Ged. 40 Str. 2 ff. — Winken zurücke. Ihr Blick lockt ihn zauberisch, als ob er ihm winkte. Vgl. Ged. 37 Str. 2. — Den Flüchtling, welcher der ihn umgebenden Welt entflohen ist. Vgl. Ged. 73 Str. 5, 7 f. — Warnend. Der Blick scheint ihm zuzurufen, er möge das bereite Glück nicht ungenossen vorübersliehen lassen. Vgl. Goethes Gedicht Erinnerung. — V. 4—6 führen den Gegensatz zu Str. 2, 5—8 aus. Die Frauen bleiben der Natur getreu, die uns zum innigen Genusse des uns Gebotenen auffordert. Goethes Prinzessin im Tasso sagt, die Frauen wünschten nur „ein einzig nah beschränktes Gut auf dieser Erde" zu besitzen und ewig festzuhalten. Vgl. zu unserm etwas überspannten Ausdruck Ged. 73 Str. 5, 5 f. auch 71, 195.

Str. 4 f. Der Mann wirkt gewaltsam nach außen hin und zerstört wieder, was er selbst geschaffen; die Frau wirkt liebevoll in ihrem beschränkten Kreise, aber dennoch ist ihr Wirken freier und reicher. — Str. 4. Der Dichter zeigt sich hier höchst ungerecht. Der Mann fühlt sich keineswegs feindlich gesinnt, vielmehr will er schaffen, und nur

das ihm Widerstrebende bekämpft er, weil er auf Erreichung seines Zweckes dringt. — Vgl. Ged. 72 Str. 8, 19 ff. — V. 1 wird in V. 2—4 ausgeführt. Alles, was ihm auf seinem Wege sich entgegenstellt, zermalmt er. — Wild, das schon Str. 2, 3 stand, soll das Wesen des Mannes im Gegensatz zur sanften Frau bezeichnen. — V. 5—8. Der Wankelmuth des Mannes, dessen Busen immer von neuen Wünschen bewegt wird. Charakteristisch für den Mann ist dieser Zug am wenigsten; denn der kräftige Mann schreitet gerade mit entschiedener Folgerichtigkeit auf seiner Bahn vor. — V. 7. Nimmer hebt den vorigen Vers noch einmal kräftig andeutend hervor. Statt zu sagen, „das Haupt der Hyder wächst ewig wieder, wenn es gefallen", stellt er beides gleichstufig nebeneinander. Hyder. Vgl. Ged. 69 Str. 14, 4. 218, 9. — Str. 5, 1—3. Die Frauen suchen ihren Ruhm nicht in gewaltigem Wirken nach außen, sie genießen das Nahe und pflegen es mit sorgsamem Fleiße; die gute Pflege des Hauses ist ihr Ruhm. Das Bild vom Brechen, wie Ged. 57 Str. 7, 8 f. — Der Augenblick, wie Str. 3, 3 die Gegenwart. — V. 4—6. Sie sind dadurch freier, indem sie sich selbst leben, und reicher, da ihr Herz genießt, dem das Schaffen des Mannes in Wissenschaft und Dichtung nichts weniger als deutlich entgegengesetzt wird; denn daß die Frauen in ihrem Herzen leben, wird gerade übergangen. — Unendlichem, wie unendlich er auch sein mag.*)

Str. 4* f. Alles will der Mann seiner Kenntniß gewaltsam unterwerfen, nur sich kennt er nicht; die Frauen sehen die Welt klar in ihrem ruhig auffassenden Sinne. — Str. 4*, 1—4. Der Mann will dies alles sich unter-

*) Im ersten Druck steht V. 3 pflegen statt nähren, V. 5 Denkens statt Wissens.

werfen, aber er sieht überall nur sich. Natur und Welt können hier nicht als Gegensätze gefaßt sein; beide sollen die Außenwelt bezeichnen. — Herrscherſiegel, seltsam für ein Siegel, wodurch er diese sich aneignet. Noch sonderbarer soll der Spiegel das von den Gegenständen sich ihm abspiegelnde Bild sein, das seine Selbstsucht verfälscht. — Verfälscht steht proleptisch; denn die Verfälschung ist die Folge davon, daß er nur seinen Schatten darin sieht. — V. 5 f. stehen nur als Gegensatz zu V. 7 f., wobei es auffällt, daß die Schätze der Vernunft und Phantasie als ihm wirklich offen liegend bezeichnet werden. Das Bild auf der Netzhaut soll hier das ihm Nächste, und dieses wieder ihn selbst bezeichnen. Höchst wunderlich ist Netz für Netzhaut, noch erträglicher, wenn der Dichter Creuz († 1770) sagt: „Die Bilder, so die Strahlen auf das Netz des Auges malen.“ Auch kennt fällt auf. — Str. 5*. V. 1—3 bezeichnen das Bild der Welt. Beim Manne ist dies ein ungewiß schwankendes, da er nicht zur ruhigen Betrachtung gelangt; sein Blick ist dadurch getrübt; (nur dies soll verdüstert bedeuten. Str. 4* hieß es, sein eigener Schatten verfälsche den Spiegel. — V. 4. Getreu, nicht verfälscht. — Sanfter, so daß es nicht so leidenschaftlich die Erkenntniß an sich reißen will. Weib braucht Schiller in unserm Gedichte nur, wo der Vers oder der Reim Frau ausschließt, nie in der Mehrheit. — V. 5 f. Die Seele ist kryſtallen, rein, hell, nicht getrübt (vgl. zu Ged. 30 Str. 10, 8); sie ist ruhig, nicht bewegt. Die Seele wird mit einer das Bild aufnehmenden Scheibe verglichen. — Scheibe, wie Ged. 182, 5. — Spiegel in anderm Sinne wie Str. 4*, 3. — So manches Anstößige bestimmte den Dichter, da er eine Kürzung durchaus nöthig fand, gerade diese Strophe ausfallen zu lassen.

Str. 6 f. Kalt und eigensüchtig ist der Mann, die

Frau liebevoll und zärtlich theilnehmend. — Str. 6, 1. Streng, unempfindlich. — Stolz, selbstbewußt. — Sich selbst genügend, ohne ein Verlangen zur Vereinigung mit andern. — V. 2. Kalt faßt gleichsam V. 1 noch einmal zusammen. — V. 3. Die Verbindung ist unerträglich hart. Schmiegend soll mit Liebe verbunden gedacht werden. Eigentlich müßte es heißen, „der Liebe Götterlust, sich herzlich an ein Herz zu schmiegen". — V. 5 führt die herzliche Hingabe in anderer Weise noch einmal aus, worauf V. 6 noch der Theilnahme an fremdem Geschick gedenkt, das zu Thränen rühre.*) — V. 7 f. Und durch die Kämpfe, die er besteht, wird sein Herz nur noch härter; sie erweichen es nicht, sondern stumpfen es ab. — Str. 7, 1—3. Die Empfindsamkeit der Frau. Das Bild ist nicht recht anschaulich, die Bezeichnung der Harfe mit ihrem Kunstnamen, aber nicht ohne eine kaum statthafte Veränderung statt Aeolsharfe, anstößig, die Vergleichungsformel wie — also und das vorangehende Partizip mit folgendem schnell (statt „sobald sie erschüttert wird") steif und ungefüg. In dem Aufsatz über Anmuth und Würde (1793) sagt Schiller dichterischer: „Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem Hauch der Affekte." — V. 4—6. Die zärtliche Theilnahme der Frau wird glücklich ge-

*) Nicht allein die vier ersten Verse änderte Schiller, wie Körner bemerkt, sondern auch noch V. 6 und 8 lauteten früher anders; denn ursprünglich stand V. 6 „Nicht der Thränen sanfte Lust" und am Schlusse „Fester seine feste Brust". Den Anfang fand Schiller mit Recht ungeschickt, weil das Widerstreben (wogegen?) nicht die Unempfindlichkeit des Mannes erklärt. Da der Dichter in der veränderten Fassung V. 2 und 4 schon Brust und Lust verwandt hatte, so mußten natürlich auch V. 6 und 8 geändert werden; fest ergab sich als weniger passend.

schildert, nur das Bild der Qualen (die Vorstellung oder der Anblick fremder Qualen) ist etwas zu unbestimmt.*)

Str. 8 f. Beim Manne wirken nur Stärke und Leidenschaft, die zu Kampf und Streit führen; der Frauen Sanftmuth beruhigt und versöhnt. — Str. 8, 1 f. Der Mann trotzt auf seine Stärke. — Herrschgebiet, eine unglückliche Zusammensetzung zur Bezeichnung des Gebiets, worin einer herrscht.**) — V. 3 f. Seltsam soll dies dadurch bewiesen werden, daß ein Volk durch Waffengewalt das andere unterjocht, noch wunderlicher werden die Scythen als Besieger der Perser angeführt. Dachte der Dichter daran, daß die Scythen die Meder besiegten und die Herrschaft Asiens an sich rissen (Herod. I, 104)? — Beweisen sein Recht, steht ironisch. — V. 5 f. können nicht auf den Streit der Begierden in derselben Brust sich beziehen, sondern es sind die Begierden verschiedner Männer, die sich bestreiten.***) — V. 7 f. Und Streit bricht aus. Die Göttin Eris erhebt ihren Ruf. Bei Homer Ilias XI, 4 ff. sendet Zeus die Eris zu den Schiffen der Achäer; sie ruft „machtvoll und entsetzlich" und „rüstet jegliches Mannes Busen mit Kraft, unablässig zu streiten im Feld und zu kämpfen". Vgl. Ged. 58 Str 16, 5. — Der Gegensatz „wo die Charis floh", ist unnöthig; die Huldgöttin Charis läßt der Dichter vorher fliehen, wie beim ehernen Zeitalter Asträa entweicht. Vgl. zu Ged. 71, 42. 150. —

---

*) V. 6 hatte der erste Druck durch Versehen himmlischen, wie V. 2 in einigen Exemplaren Aolische sich fand.

**) V. 2 stand im ersten Druck stürmisch statt trotzig.

***) Der Musenalmanach hatte V. 6 nach Begierden Gedankenstrich, nach roh Komma, in den Gedichten ward die Satzzeichnung geändert; vor wild wäre wohl ein Komma an der Stelle, zur Andeutung, daß wild und roh auf Begierden sich beziehen soll.

Str. 9. V. 1 f. Die Frau läßt nur die Sitte herrschen, wozu ihre Ueberredung auch den Mann bestimmt. Goethes Prinzessin im Tasso hebt als unterscheidendes Merkmal der Geschlechter hervor, daß der Mann nach Freiheit, die Frau nach Sitte strebe. — V. 3 bezieht sich auf Str. 8, 5—8. — V. 4—6. Sie lehren auch sich entgegenstehende Charaktere sich dulden und sich höflich begegnen, wie die Prinzessin den Tasso mit Antonio zu verbinden hofft. — Die Kräfte, die feindlich sich hassen, sind entgegengesetzte Charaktere. — In der lieblichen Form, in gesittetem Anstand. — Was ewig sich flieht, das seiner Natur nach sich Abstoßende, sich Widersprechende. Goethes Prinzessin gesteht, nachdem ihr Versuch, Tasso und Antonio zu verbinden, gescheitert ist, es widerstrebe sich alles an ihnen; „sie können ewig keine Liebe wechseln".

Str. 10 f. Der Mann wagt vergeblich mit Gewalt zur Erkenntniß der Gottheit vorzudringen; während dem reinen Gefühle der Frau sich das Göttliche leicht erschließt. — Str. 10, 1. Uebermüthig setzt er sich über die Schranken der Menschheit hinweg. — V. 3. Dämonen sollen hier die Götter oder vielmehr die Gottheit sein. Vgl. zu Ged. 27, Str. 13, 1. — Sich zu messen, sich ihnen gleich zu stellen, indem er sie erkennen will. Goethes Faust fühlt sich dem Erdgeist nahe, den er beschworen hat; aber dieser spricht zu ihm: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" — V. 4 soll den Abstand der Gottheit von den Menschen bezeichnen. Vgl. Ged. 54 Str. 26. 69 Str. 1. — V. 5 f. Eine geheime Stimme warnt ihn, die seiner Natur gesetzte Schranke nicht zu überschreiten, doch er überhört sie, er will nichts von ihr wissen. — V. 7. Des Himmels Weite, den weiten Himmel, wie Homer sagt. Hier soll es wohl bezeichnen, daß er sich dort nicht zurecht zu finden

weiß. — V. 8. Spur, wie Str. 3, 3. — Str. 11, 1. Treuerem, da er richtiger führt. — V. 2. Dem göttlichen Ziele, der Gottheit als ihrem Ziele. — V. 3. Das sie still, sehr hart durch die vielen Zischlaute. Am Anfang steht hier der Trochäus, wie V. 6 Str. 9, 6. Str. 13, 3. 6. 15, 3. — Still, im Gegensatz zur Gewaltsamkeit des Mannes. — V. 4 f. Sie führt die Menschheit mit sich, indem ihre Gefühle sie zum Göttlichen erheben. In anderer Weise läßt Schiller Ged. 30 Str. 28 den Menschen durch die Kunst sich zur Gottheit aufschwingen. Vgl. das. Str. 6, 3 f. — V. 6. Die Frau erhebt die menschliche Natur, der Mann bezwingt sie, indem er sie erstickt.

*Str. 12 f. Beim Manne herrscht die durch den Verstand erkannte Pflicht, welche die widerstrebenden Gefühle niederhält, und der Kampf gegen sie währt immer fort, wogegen das Weib das Gute nur aus reinem Triebe thut und dabei nie mit sich selbst in Kampf tritt. — Str. 12. In dem Aufsatze über Anmuth und Würde schildert Schiller den Zustand, wo „der Mensch die Forderungen seiner sinnlichen Natur unterdrückt, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten". Dazu werde, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerstehe, eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert. „Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen." — V. 1 f. Die Stirn, auf welcher der Gedanke sich ausspricht. Vgl. Ged. 30 Str. 14, 6 ff. Die Pflicht ist der ihn beherrschende Gedanke. — V. 4. Das Beherrschte, die Gefühle. — V. 5 f. Der Sieg des Gedankens, die Pflicht, geschieht

auf Kosten der mit ihm streitenden Gefühle; die Gefühle, die doch auch ihr Recht haben, werden unterdrückt, so daß der Sieger durch Gewaltthätigkeit sich entehrt. — Der Gefühle Widerstreit, die widerstreitenden Gefühle. — V. 7 f. Aber dieser Kampf erneuert sich immer wieder. Der Ausdruck ist wunderlich. Des Sieges Ewigkeit, daß das Ergebniß des Sieges dauert. — Str. 13. In der angeführten Abhandlung bezeichnet Schiller die volle Uebereinstimmung des Triebes mit der Sittlichkeit als das Siegel der vollendeten Menschheit; es sei das, was man eine schöne Seele nenne. „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehn. — Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen." Selten werde sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, heißt es dann, selten es weiter als zu affektionirten Handlungen bringen, weil die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung sei. Diese Betrachtung bleibt hier natürlich ausgeschlossen, wo die Frauen über die Männer gehoben werden sollen. — V. 1. Für Ewigkeiten, überstark, für immer. Ewigkeiten, Aeonen, wie auch Klopstock, Wieland, Goethe u. a. die Mehrheit brauchen. Vgl. Ged. 7 Str. 5, 2. Hier ist der zweite Fuß ein Trochäus. — V. 2. Der Leidenschaft Frieden, die Ruhe der Gefühle. — V. 3. Der Nothwendigkeit heilige Macht. Es ist eine Nothwendigkeit, ein unwiderstehlicher Trieb, welcher. Anders Ged. 64 Str. 1, 3. Heilig,

als eine Naturmacht. — V. 4. Blüthe. Sie blüht aus dem Herzen hervor. — V. 6. Der Wille, der beim Manne herrscht. — Treulos. Er ist unzuverlässig, vergißt oft seine Pflicht.

Str. 14 f. Der Mann hat den stillen Frieden und die Ruhe der Seele verloren, so daß ihm nie reines Glück zu Theil werden kann, wie dem Weibe, aus dessen Zügen die höchste Vollendung der Menschheit spricht. — Str. 14, 1. Der Friede seiner Brust ist durch den Kampf ihm geraubt. — V. 2. Klimmt. Es ist ein mühsames Anringen. — V. 3 f. Die Andeutung, daß auch sein Wissen immer mit dem Zweifel kämpft und sein Herz nicht ruhen läßt, dürfte hier weniger an der Stelle sein. — V. 6. Bald zieht ihn die Pflicht, das Recht, bald der Naturtrieb, die sinnliche Befriedigung, an. Das Glück steht hier etwas wunderlich. — V. 8. Die Menschheit, er als Mensch. — Fröhlich, im frohen rein menschlichen Gemüthe. — Man vermißt hier überall anschauliche Klarheit. — Str. 15. 1. In kindlich unschuldiger Hülle, im Gegensatz zu Str. 14, 1. Der Wille der Frau lebt in voller kindlicher Unschuld, er steht in keinem Kampfe. — V. 2. Hohe, weil er dem Edlen zugewandt ist. — Geläutert, weil er durch keinen Widerstreit getrübt wird. — V. 4. Neben der gesammten Gestalt hebt er die Gesichtszüge hervor, aus denen Kind und Engel, die höchste Unschuld und zugleich die reinste Geistigkeit, sprechen; das erstere nennt er die Wiege, das letztere die Vollendung der Menschheit. Aehnlich heißen Ged. 30 Str. 26, 11. 13 die Künstler „des Frühlings erste Pflanze" und der „freudige Erntekranz". In der angeführten Abhandlung sagt Schiller von der schönen Seele: „Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen

Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu finden sein; denn die Seele weiß von keinem".

Man vergleiche zu unserm Gedichte folgende Aeußerungen aus Humboldts Abhandlung über die männliche und weibliche Form, welche die Horen kurz vor unserm Gedichte gebracht hatten: „Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich ineinander übergehen, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt, so ist bei den Weibern auch das innere Leben weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich die Seele in dem bildsamern Bau. Von selbst theilt sich den Zügen die unbeschränkte Freiheit der Umrisse mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, sondern die ganze Seele ist es, die aus derselben spricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantasie und Empfindung in ihr herrschen, mehr das Harte und Feste als das Schwankende und Unbestimmte flieht. — Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamern Fortschritten zuvorzueilen und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äußere Bildung desselben aufs genaueste zusammenstimmt. Daher beruht auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft." Das

Ideal der menschlichen Vollkommenheit und Schönheit ist nach Humboldt unter beiden Geschlechtern so vertheilt, daß bei dem einen das eine, bei dem andern das andere Prinzip vorherrscht. Schillers Gedicht ist weit entfernt von einer umfassenden, in die Tiefe dringenden Schilderung des Weibes im Gegensatz zum Manne; es ergeht sich in Hervorhebung einzelner Züge, aus denen sich kein vollendetes Bild gestaltet, ja von denen mehrere sehr wohl fehlen konnten, ohne dem Gedicht Abbruch zu thun. Durch die Ausscheidung so mancher Strophen hat es wenig verloren aber auch keinen einheitlichen Abschluß gewonnen. Schiller hatte sich zu sehr gehn lassen; das Gedicht hätte ganz umgeschmolzen werden müssen, sollte es die unterscheidenden Charakterzüge mit anschaulichem Leben dichterisch erschöpfen.

---

75. Hoffnung.

Unser Gedicht findet sich zuerst in dem zehnten Stücke der Horen 1797, das erst im Februar 1798 erschien (am 24. erhielt Schiller die Exemplare), zugleich mit der Begegnung (Ged. 33). Nach dem Kalender schickte Schiller am 22. Dezember 1797 ein „Gedicht" zu diesem Heft der Horen. Aber statt „Gedicht" dürfte im Kalender wohl „Gedichte" stehn. In den Horen geht die Hoffnung unmittelbar der Begegnung vorher. Das Gedicht wird er damals wohl nur überarbeitet haben. Gödekes Annahme, Schiller habe das Gedicht am 29. April 1797 an den Buchhändler Spener gesandt (XI, 258), ist irrig. Vgl. Band I, 175. In demselben

Versmaße hatte er schon im Laufe des Jahres 1797 mehrere Lieder, zuerst das Reiterlied zu Wallensteins Lager im April gedichtet (vgl. Band I, 175. 180); es unterscheidet sich von dem des Bergliedes (Ged. 44) nur dadurch, daß dort das letzte Reimpaar männlich, hier weiblich auslautet.

Die Hoffnung, daß es besser werden müsse, lebt auf der Welt immerfort (Str. 1). Jedes Alter wird von ihr erfüllt, auch der dem Grabe nahe Greis hofft auf ein besseres Jenseits (Str. 2). Und diese Hoffnung ist kein Wahn; die innere Stimme, die einen bessern Zustand uns verspricht, kann uns nicht täuschen (Str. 3). Am Schlusse von Str. 2 geht der Dichter zu einer ganz andern Hoffnung im raschen Sprunge über; denn der Greis hofft nicht mehr, wie der Knabe, Jüngling und Mann, auf Besserung seines irdischen Glückes, sondern auf das Jenseits. Daß diese Hoffnung des Greises allgemein sei, nimmt der Dichter zu seinem Zwecke an, und übergeht völlig, daß dem Greise auch noch immer die Lebenshoffnung blüht, gar manche noch weit aussehende Plane machen, deren Ausführung sie erwarten. Ebenso willkürlich läßt er Str. 3 die Hoffnung auf Verbesserung aus der Ueberzeugung hervorgehn, daß der Mensch zu etwas Besserm geboren sei, da doch die Hoffnung vielmehr auf das Verlangen nach höherm Genusse und die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande sich gründet, der unsern Wünschen nie ganz entspricht, immer noch etwas zu wünschen übrig läßt. Sonst wirkt das rasch hingeworfene und an manchem schiefen Ausdruck leidende Gedicht höchst anmuthig; es fließt im ganzen leicht und freundlich in die Seele, ergreift es diese auch nicht besonders innig und tief. Wie ganz individuell und lebendig wirkt dagegen die Hoffnung überschriebene Strophe Goethes, dieses einfache Hoffnungsgebet, das sich ihm im Juni 1775 aus des Dichters Brust rang.

Str. 1, 1. Reden wird durch träumen näher bestimmt, wie V. 4 rennen durch jagen, welches die Erreichung bestimmter andeutet. — V. 3. Goldenen, hier mit Beziehung auf das goldene Zeitalter, „die goldene Zeit, womit der Dichter uns zu schmeicheln pflegt", wie Goethes Prinzessin im Tasso sagt. (II, 1). — V. 5. Die Geschlechter auf der Welt erneuern sich immer wieder. — V. 6. Doch, im Gegensatz zu jenem ewigen Wechsel.

Str. 2, 1. Wunderlich ist der Ausdruck, die Hoffnung führe den Menschen ins Leben hinein, zur Bezeichnung, daß schon das Kind von Hoffnung beseelt sei,*) nicht weniger V. 4, daß sie mit dem Greise nicht begraben werde, da ja beim Todten (denn nur dieser wird begraben) von keiner Hoffnung mehr die Rede sein kann.**) Der Dichter will sagen, die Hoffnung reiche über das Grab hinaus, wie Goethe in dem Epigramm dem Ackermann: „Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht". — V. 4 bildet den Gegensatz.**) — V. 1. Er denkt sich das Grab als endliches Ziel des Lebenslaufes. Noch am Grabe (V. 6), in der Ruhe des Todes, hebt das in dem Zeitsatze Gemeinte noch einmal hervor, wozu es freilich nach dem im andern Sinne genommenen im Grabe nicht besonders geschickt ist. Daß beim Aufpflanzen an das Pflanzen, an die immergrüne Cypresse gedacht werde, ist wenig wahrscheinlich.

Str. 3. Vgl. Ged. 100, Str. 1 und 5. — Leerer wird

---

*) In der Handschrift zur Prachtausgabe änderte Schiller mit eigener Hand begeistert in das anschaulichere locket.

**) Mit der Vermuthung mit sei zu streichen wird nur verloren, nichts gewonnen; denn sie stirbt soll dann bildlich heißen, sie gehe nicht verloren, während gleich darauf vom wirklichen Grabe die Rede ist.

durch schmeichelnder näher bestimmt, dann aber V. 2 die Einbildung als eine thörichte Vorstellung bezeichnet. — V. 5. Die hoffende Seele, die Seele, die darauf hofft, weil sie den Drang dazu in sich fühlt, eine innere Stimme es ihr sagt. Vgl. Ged. 60 Str. 10, 5. 90 Str. 6, 1.

---

76. Die deutsche Muse.

Unser gerade nicht besonders gelungenes Gedicht, das Schiller selbst in das Jahr 1800 setzt, aber erst in das folgende Jahr fallen kann (vgl. Band I, 248 f.)*) spricht das Hochgefühl aus, daß die deutsche Muse nicht durch Fürsten gepflegt worden, sondern aus eigener Kraft sich erhoben habe, weshalb sie auch frei ihren Eingebungen allein folge. Man vergleiche dazu Klopstocks Oden unsre Fürsten (1766), Kaiser Heinrich (1764), die Roßtrappe (1771) und die Verkennung (1779). Das Versmaß ist dasselbe, womit die Strophe Ged. 57 beginnt. Gleichzeitig schrieb er darin Ged. 89.

Str. 1. Kein Augustus, kein Mediceer hat sich der deutschen Muse angenommen, keine Ehre und Gunst der Fürsten hat sie gehoben. — V. 1. Augustisch Alter ist hier wenig bezeichnend. — V. 2. Medizäer schrieb Schiller

*) Gödeke hält es sonderbar für einen Nachklang von Ged. 207 (An Goethe), und meint, die von uns gegebenen Bruchstücke (Heft I, 288 ff.) seien Vorarbeiten zu einem ähnlichen Gedichte, das für die beabsichtigte Säcularfeier bestimmt gewesen.

irrig statt Mediceer. Statt Mediceers sollte es eigentlich Medicis heißen, da nur die ganze Familie als Mediceer bezeichnet wird. Die Kunstliebe der Medicis ist sprichwörtlich. Vgl. Goethes Tasso I, 1. — V. 3. Kunst. Schiller denkt zunächst an die Dichtkunst, wie schon die Ueberschrift zeigt. — V. 4. Ruhm, hier von der Ehre, welche Fürsten ihr zu Theil werden lassen.

Str. 2. Selbst Deutschlands größter Fürst ehrte sie nicht; der Deutsche hat ohne alle Unterstützung von oben her die Dichtkunst so hoch gehoben. — V. 1—3. Schiller eifert nicht gegen Friedrich den Großen, wie es Klopstock in den genannten Oden (auch in den Oden am Gleim von 1752 und Delphi von 1782) in so bitter scharfer, höhnender Weise gethan; es schwebt ihm auch kaum Friedrichs Schrift de la littérature Allemande vom Jahre 1780 vor (deutsch von Dohm), gegen welche Jerusalem und Möser öffentlich auftraten, während Goethes Gespräch darüber (nur eines von den zwei beabsichtigten ward vollendet) verloren gegangen ist. In jener Schrift hieß es: „Noch sind die schönen Tage unsrer Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsere klassischen Schriftsteller bekommen." — Daß sie vom Throne Friedrichs geschieden, setzt voraus, daß sie sich vorgestellt; aber die Ramler und Gleim betrachtet Schiller doch nicht als wahre Vertreter der deutschen Muse, und daß die Muse dem Throne sich freiwillig genaht habe, konnte Schiller am wenigsten annehmen. — V. 4. Der Gegensatz würde besser mit einer neuen Strophe beginnen; dadurch gewänne das Gedicht an Symmetrie. — Rühmend, mit Stolz. — V. 5 steht parenthetisch. — V. 6. Den Werth, eine würdige Dichtung. Der Ausdruck leidet an höchster Unbestimmtheit. Klopstock singt:

Mit des Stolzes Tönen erschallt (ihr wurdet,
Dichter, sein Stolz!) Bragas freudiges Lied!
Ihr tranket mit ihm aus dem Quell
Der Begeisterung und der Weisheit;

Und ihr säumet noch? Singet ihm nach! Ihr siegtet
Ueber die Zeit! Deutschlands Fürsten . . . Sie rief
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;
Und allein schwangt, was auch obstand,

Ihr mit edler Kühnheit euch auf! — Uns macht
Unsterblich des Genius Flug
Und die Kühnheit des Entschlusses,
Von des Lohns Verachtung entflammt. —

Seid stolz! auch ihr saht Dichter, wo durch die Irr'
Ein steiler Pfad ging. Ohne die Frischung wuchs
Im Hain es fort, und neue Sprossen
Säuselten, rauschten von Frühlingslüften.

Auffallend bleibt es, daß Schiller in Weimar, dessen Herzog ihn nach Kräften unterstützte, an dessen Hofe Wieland, Goethe und Herder lebten, sich also aussprechen konnte.

Str. 3. Drum schwingt die deutsche Dichtkunst sich auch so frei auf und verachtet alle aufgezwungenen Regeln. — V. 1. Bogen, von dem aufsteigenden Wasserstrahle der sich erhebenden Quelle. — V. 2. Wogen, vom Strome. Vgl. Ged. 72 Str. 11, 41 f. — V. 3. Barden, der Name, den Klopstock, Denis u. a. für die deutschen Dichter wieder in Schwung gebracht hatten, der damals aber schon wieder veraltet war. — V. 4. In eigener Fülle, im Gegensatz zur Nachahmung fremder Dichter, wohl nicht mit Beziehung darauf, daß die Fürsten sich der deutschen Dichtung nicht angenommen. — V. 6. Zwang. Es muß Zwangs heißen; Zwang ist ebenso

fehlerhaft wie des All Ged. 47 Str. 4, 5. — Auffällt es, daß Schiller, der ſich doch mit Goethe gerade zur Schaffung einer wahren Kunſtdichtung verbunden hatte, ſich hier für geniale Regelloſigkeit erklären konnte, da er doch wohl wußte, wie die Mittelmäßigkeit und Leerheit die Berufung auf die volle Freiheit des Dichters zur Beſchönigung ihrer Pfuſcherei benutzte. Aber auch Uhland hat ja einen Freibrief allen Dichterkehlen geſchrieben in ſeinem:

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!

was er freilich nicht in der Weiſe genommen, wie man es gefaßt hat. An das Drama und den falſchen Regelzwang der franzöſiſchen Bühne (vgl. Schillers Stanzen an Goethe) iſt hier nicht zu denken, da ausdrücklich von Barden die Rede iſt. Dem Dichter galt es hier eigentlich nur, das hohe Selbſtbewußtſein auszuſprechen, daß die deutſche Dichtung ſich ohne fürſtliche Unterſtützung ſo mächtig erhoben, was freilich noch kräftiger und ſchwungvoller geſchehen konnte.

Inhalt.

		Seite
71.	Der Spaziergang	5
72.	Das Lied von der Glocke	54
73.	Die Macht des Geſanges	101
74.	Würde der Frauen	110
75.	Hoffnung	125
76.	Die deutſche Muſe	128

Druck von Emil Stephan in Plagwitz-Leipzig.

Erläuterungen

zu

den deutſchen Klaſſikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

44. 45.

15. 16.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1875.

74 49

Schillers
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

IV. Die Gedichte der dritten Periode. 5. 6.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1875.

77. Der Sämann.

Das Gedicht stand in der ersten Lieferung der Handschrift zum Musenalmanach, die Schiller den 7. August 1795 an Humboldt sandte. Dieser fand den Ausdruck desselben sehr vollendet. In den Gedichten folgt der Sämann nach dem Kaufmann (78). Das Ganze mahnt uns, daß tüchtige Thaten unsern Namen verewigen. An einen Lohn in der Ewigkeit, daß unsere Thaten, wie Klopstock sagt, uns vor Gottes Ritterstuhl begleiten, denkt Schiller nicht. Der Angeredete ist der Mensch überhaupt; die Ueberschrift umfaßt den wirklichen und den sinnbildlichen Sämann. Vgl. Ged. 72 Str. 15, 1 ff., Goethes Epigramm dem Ackermann, Salis in der 1789 gedruckten Ermunterung:

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise;
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit. —

Golden, von der Farbe (μῆλον), wie Ged. 53 Str. 8, 8. Ged. 71, 109. — Fröhlich, in frohem Vertrauen. Der Satz mit und enthält eigentlich die begleitende Stimmung, die zugleich der Grund des Säens ist.

78. Der Kaufmann.

An Humboldt wohl zugleich mit Kolumbus (Ged. 83) am 21. September 1795 gesandt*), erschien unser in griechischer Weise gehaltenes Epigramm im Musenalmanach auf 1796. Der Gedanke, daß der Handel Bildung verbreitet, ist hier eigenthümlich gewendet. — V. 1. Sidonische Männer, wie bei Homer (Ilias XXIII, 744) phönikische Männer. Sidon ist bei Homer als Stadt des Kunstfleißes bekannt,**) doch stammen auch die handeltreibenden Phöniker Odyssee XIII, 272 aus Sidon (285). Aehnlich stehen Ged. 80 die Tyrier. — V. 2. Bernstein, den nach Tacitus (Germ. 45) die Aestyer im nördlichen Meere fanden; eine Insel daselbst benannten die Römer von ihm (Glessaria). — Zinn. Zinninseln (Κασσιτερίδες) im höchsten Norden erwähnt schon Herodot (III, 115). — V. 3 f. Neptun. Vgl. Ged. 26 Str. 1, 12. — Bewirthender, freundlich aufnehmender. — V. 4. Schwebt vielleicht Homers Beschreibung der

*) Am 21. August theilte Schiller Humboldt mit, in welcher Ordnung seine Gedichte im Musenalmanach stehn sollten. Keines der nach S. 110 gedruckten Gedichte Schillers gehört einer frühern Sendung an. Den 31. sandte er die Ideale u. a., aber in der Lieferung zum Musenalmanach befanden sie sich erst in der Sendung vom 21. September. Nun hat der Musenalmanach unser Epigramm hinter den Idealen und dem Prolog Goethes, dessen Humboldt erst am 28. gedenkt, aber zwei Bogen früher als Kolumbus, der sich in der Lieferung vom 21. befand. Die letzte Lieferung erfolgte am 26., worauf Humboldt am 2. Oktober antwortete. Schwerlich befand sich der Kaufmann unter den Kleinigkeiten dieser Lieferung.

**) Sidonische der Webkunst kundige Frauen hatte Paris nach Ilios mitgebracht (Ilias VI, 289 f.)

Bucht auf der Insel der Kyklopen vor, an deren Ausgang eine Quelle sich findet (Odyssee IX, 140 f.)? — V. 5 f. Begründung des Wunsches. Der Kaufmann trägt die Bildung nach fremden Gegenden und verdient deshalb der Götter Schutz. — Nach Gütern. Vielleicht schwebte Odyssee I, 184 f. vor, wo Athene, die sich für Mentes ausgibt, äußert, sie sei zu Schiffe gekommen,

Steuernd auf dunkeler Flut zu andersredenden Männern,
Daß ich in Temesa Erz eintausch' und blinkendes Eisen.

Bei Homer steht unserm nach Gütern ganz entsprechend μετὰ χαλκόν.*) — Das Knüpfen an das Schiff ist ein unanschaulicher Ausdruck. Vgl. dagegen Ged. 52 am Ende. — Unser Epigramm, das Schiller in Nachahmung Herders schrieb, von dem manches ähnliche derselbe Musenalmanach brachte, geht vom absegelnden Schiffe aus. Die Freude des rückkehrenden Schiffers schildert Goethe in den Lehrjahren I, 10 am Ende. Vgl. Ged. 55 Str. 5. Die Versetzung in das Alterthum wirkt doch etwas erkältend.

---

79. Odysseus.

Am 29. August 1795 an Humboldt gesandt, der darin „einen großen und tiefen Sinn" fand. Der Musenalmanach brach

*) Aus metrischen Gründen änderte Schiller bei der Aufnahme in Gedichte die Schlußverse, die ursprünglich lauteten:

Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach.

Schiller spricht hier freilich nicht ganz entschieden vom verherrlichenden Liede, und doch kann unter dem Klaglied, besonders nach dem Schlußverse, nur eine dichterische Klage verstanden werden. Darauf deutet auch die Ueberschrift Nänie, obgleich unter diesem Worte das zur Flöte gesungene Lied bei der Leichenfeier verstanden wird. Daß die Veranlassung, welche dem Dichter diesen Gedanken auspreßt, nicht ausgesprochen ist, gibt dem Ganzen den Charakter des Zufälligen, Gemachten.

V. 1—4. Auch das Schöne erliegt trotz seiner mächtigen Gewalt dem Tode. Vgl. Theklas Klage (Wallensteins Tod IV, 12): „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" — V. 1. Muß als Kürze ist hart. Auch sterben ist zu gewöhnlich. — Zu dem vortretenden Relativsatz vgl. zu Ged. 8 Str. 1, 6. Zum Gedanken Ged. 21 Str. 13, 16 ff. Ged. 29 Str. 5 und 5*. — V. 2. Eherne, harte, unbewegliche, wie auch eiserne steht. Vgl. zu Ged. 87, 7. — Des stygischen Zeus, des Gottes der Unterwelt. Jupiter Stygius heißt er bei Virgil (Aen. IV, 638), aber auch auf Inschriften wird er so genannt. — V. 3 f. Die Erwähnung der einzigen Ausnahme ist hier nicht an der Stelle. — Die Liebe, des Orpheus sehnsuchtsvolle Liebesklage. Zur Sage vgl. Ged. 6 Str. 3, 1 f. 21 Str. 22. — Streng, auf seine Bedingung streng haltend. — Sein Geschenk, die Eurydice.

V. 5—8. Auch der schöne Adonis und der heldenstarke Achill erlagen dem Tode. — V. 5 f. Vgl. zu Ged. 29 Str. 4, 7 f. — Die Wunde. Eigentlich das Blut der Wunde. Der Dichter läßt die Göttin vergebens versuchen, das Blut zu stillen. Bei dem Dichter Bion jammert Aphrodite, als sie das Blut am Schenkel herabfließen sieht. — V. 7 f. Errettet, vermag zu erretten. — Göttlich, wie er bei Homer

zeichnend genug. Homer verbindet so „Skyllas Felsengeklüft (oder Felsen) und die grause Charybdis" (XII, 260. 430). — Schrecken, wie Ged. 57 Str. 19, 10. — Des feindlichen Meeres, mit Bezug auf die bestandenen Stürme. — Des Landes, bei den Kikonen und den Lästrygonen und in der Höhle des Kyklopen Polyphem. — Aides' Reich.*) Kirke verkündet ihm (X, 490 f.), daß er kommen müsse „hin in des Aides Reich und der schrecklichen Persefoneia". Die Fahrt dorthin beschreibt das elfte Buch der Odyssee. — Irrende Fahrt statt Irrfahrt, wie wandernder Stab Ged. 59 Str. 6, 3 statt Wanderstab. — V. 5 f. Das Schicksal hatte bestimmt, daß er von den Phäaken in seine Heimat zurückgebracht werde.**) Zur Nachtzeit fahren die Phäaken, und vor dem Aufgange des Morgensterns setzen sie den schlafenden Odysseus auf Ithaka aus (XIII, 79 f. 92). Schon VII, 318 f. hat ihm Alkinoos verkündet, daß er schlafend fahren werde. XIII, 187 ff. heißt es:

Da erwachte der Held Odysseus,
Schlummernd im Vatergefild; und nicht erkannt' er die Heimat,
Schon so lang ihr entfernt; denn ihm breitete Nebel die Göttin,
Ringsher, Pallas Athene, die Tochter Zeus'. —
Auf nun fuhr er und stand und schaute sein Vatergefild an;
Laut dann jammert' er auf, und die nervichten Hüften sich schlug er
Selbst mit der Fläche der Händ' (Hand) und rief wehklagend den Ausruf: —

*) Statt selber in stand ursprünglich selbst in des.

**) Der Musenalmanch hat am Ende des Gedichtes ein Ausrufungszeichen.

80. Karthago.

Schiller sandte das Gedicht am 15. Oktober 1795 an Cotta für die Horen, in deren Dezemberheft es erschien. Vom ersten Bande seiner Gedichte schloß er das schwache Epigramm mit Recht aus. Karthago hat das, was es mit Waffengewalt erworben, durch Bestechung erhalten, wogegen Rom seine Eroberungen mit Kraft behauptet hat. Aber dieser Gegensatz tritt nicht klar hervor, besonders da die zwischen Karthago und Rom und zwischen Karthago und ihrer Mutterstadt Tyrus dazwischen spielen. Tyrus soll deshalb menschlicher gewesen sein, weil es Waffengewalt gemieden und Bildung verbreitet, während Karthago erobernd aufgetreten und durch Bestechung regiert habe. Ob bestehlen oder bestechen weniger unsittlich sei, kann man wohl bezweifeln; freilich wirkt letzteres verderblicher, aber gerade diese Folge mußte dann auch V. 6 angedeutet sein. Die Bildung, welche die Tyrier brachten, war wahrlich von diesen am wenigsten beabsichtigt, da sie, je weiter diese sich wirklich verbreitete, um so weniger ihren Zweck erreichen konnten. — V. 1 erhält bessern seine Erklärung in menschlichen. — V. 2. Das lebhaftere Präsens, wie auch V. 5 f. (erwirbst, regierst), obgleich Rom und Tyrus als vergangen betrachtet werden (V. 3 f.) und Karthago der Geschichte verfallen erscheint (V. 5).*) — V. 3. Das gegensätzliche aber ist nicht an der Stelle, da der Vorwurf V. 1 f. begründet werden soll. Schiller dachte sich den Gegensatz: „Aber beide besaßen daneben auch Tugenden, die dir fehlen." — V. 5.

*) Statt Gewalt stand ursprünglich Trotz.

Statt als drittes Karthago dagegen zu stellen, wählt der Dichter eine lebhaftere Wendung. Rom und Tyrus erwarben nach Schiller sich wirklichen Ruhm, wogegen er bei Karthago nur die Untugenden beider findet, aber ihre Tugenden (kräftige Beherrschung und Belehrung) vermißt. — Wie der Römer, gewaltsam, tyrisch, listig. Auch hier ist das Präsens anstößig.

---

81. Die Johanniter.

Gleichzeitig mit Gedicht 79 an Humboldt gesandt, der am 11. November schreibt, die Ritter seien ja recht fromm geworden und machten gegen Goethes etwas leichtfertige venediger Epigramme am Ende des Musenalmanachs niedliche bunte Reihe. Man muß sich dabei erinnern, daß Schiller in seinem Drama die Malteser den Orden in einem Augenblicke darstellen wollte, wo er an allen weltlichen Lastern des Jahrhunderts litt. Zum Gedanken vgl. Band II, 284. Das Gedicht heißt im Musenalmanach auf 1796 die Ritter des Spitals zu Jerusalem. Der Schwerpunkt liegt darin, daß ein Orden, wie die Johanniter, nur im Christenthume, als der Religion der Duldung, möglich sei, was freilich treffender hätte bezeichnet werden können. Ob der Gedanke selbst durchaus richtig, kümmert den Dichter nicht.

V. 1—4. Schiller in der Vorrede zu Bertot: „Wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete." Kurz vorher hat er die Ritter „Löwen im Gefechte" genannt. — Des Kreuzes, von dem weißen Kreuze,

vor.*) Das dem Lächeln sich anschließende schuldlos bereitet die folgende Anrede schon vor. Sollte aber nicht ein freundlich an der Stelle des auch prosodisch bedenklichen schuldlos passender sein? — V. 5. Arkadien, das Land glücklicher Unschuld. Vgl. Ged. 28 Str. 1, 1. — V. 6. Frei, ungebunden durch andere Rücksichten. — V. 7. Erdichtete Schranken. Sie will aus dem Wege räumen, was ihr nicht entgegensteht. Schon hier schwebt der Gegensatz des feindlichen Lebens (Ged. 72 Str. 8, 20) vor. In den ästhetischen Briefen sagt Schiller, die Natur habe in das dunkle thierische Leben schon einen Schimmer von Freiheit gestreut; so erschaffe sich im Löwen, wenn ihn kein Hunger nage und kein Raubthier ihn zum Kampfe herausfordere, die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; „mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft." — V. 8. Fehlt noch, er wird nicht bestimmt durch. — V. 9. Bald als Kürze ist hart. — Hager, ein sonderbares Beiwort; soll es hager machend bedeuten (ähnlich wie bang bangmachend) oder die Arbeit personizirt gedacht werden? — V. 10. Gerader Gegensatz zu V. 8.

---

*) Ursprünglich stand der Mutter Arme, was Schiller auf Humboldts Bemerkung änderte, der Vers habe gar keinen der gewöhnlichen Abschnitte.

**) Körner setzte und ernste statt der ernste.

94. Die Geschlechter.

Das in den Juli 1796 fallende Gedicht (vgl. Band I, 162) erschien im folgenden Musenalmanach. Körner fand in demselben Schillers Talent zur Poesie der Betrachtung. Auch hier erscheine der Betrachtende durch den höhern Gesichtspunkt, von dem er den vielumfassenden Gegenstand überschaue, durch den treffenden Blick auf das Bedeutende in der gegebenen Masse und durch die Theilnehmung, mit der er bei den interessantesten Theilen des Stoffes verweile. Das Gedicht schildert das Auseinanderstreben der beiden Geschlechter und ihre Wiedervereinigung durch die Gewalt der Liebe, wie es später im Lied von der Glocke Str. 6 in anderer Weise geschehen ist. Vgl. auch Ged. 74. Humboldts Abhandlung über die männliche und weibliche Form war im vorigen Jahre erschienen. Die Trennung der Geschlechter ist mit schneidender Schärfe dargestellt, um die Vereinigung desto eindringlicher hervortreten zu lassen. Die Ueberschrift lautet zu allgemein.

V. 1—6. Die im Kinde noch unentschieden liegende Natur scheidet sich im Knaben und Mädchen. — V. 2. Das in Blumen angedeutete Bild führt der zweite Theil unseres Verses aus. Aber der Vergleich ist keineswegs klar. Wir müssen uns vielmehr zwei Knospen denken, nicht eine, unter welchen zwei Blumen liegen. Der Dichter nimmt das zarte Kind für das Kindesalter, was hier sehr hart. — V. 3 f. Hi tritt ein ganz anderes Bild ein; die Einheit wird als eine V bindung, als eine Umschlingung derselben gedacht. — H Scham und feurige Kraft (das letztere Beiwort steht

das sie im Kriege auf ihrem rothen Waffenrock an Brust und Schultern trugen. Vgl. zu Ged. 62 Str. 4, 7. 24, 12. Oder soll es allgemein auf das Christenthum gehn, wie V. 9? — Akkon, mit seinem alten Namen, im Mittelalter Ptolemais, von den Arabern Akka, von den Franzosen St. Jean d'Acre genannt, wurde von den Johannitern, die sich nach dem Verluste Jerusalems (1187) hierher begeben hatten, bis 1291 gegen die Ungläubigen gehalten. Von dort gingen sie nach Cypern, eroberten aber 1309 Rhodus, das sie bis 1522 tapfer gegen die Türken behaupteten. — Pilgrim. Vgl. zu Ged. 61 Str. 5, 2. — Mit der Cherubim Schwert, so treu wachend, daß die Pilger nicht überfallen werden. 1 Mos. 3, 24 ist von dem „bloßen hauenden Schwert" des Cherubs vor dem Garten Eden die Rede. Aus dieser Stelle bildete sich der sprichwörtliche Gebrauch der mit dem Schwerte Wache haltenden Cherubim. Goethes Götz sagt im dritten Aufzuge: „Wir wollten uns mit unsern Brüdern wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Gränze des Reiches lagern." — V. 5—8. Edler ist es für euch, wenn ihr dem Wärterdienste euch hingebt. Schiller a. a. O.: „Wenn nach vollbrachten Wunderthaten der Tapferkeit — diese Heldenschar heimkehrt und — ihre ritterliche Verrichtung ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das edelste Heldenverdienst verdunkelt", und er hebt darauf hervor, daß sie einem ekelhaften Kranken um Gottes willen Speise reichen und sich keinem der verächtlichen Dienste entziehen, die unsere verzärtelten Sinne empören. — V. 5. Zur Veränderung des Verses veranlaßten die aufeinander folgenden gleich endenden trochäischen Füße aber schöner. Früher prägte sich der Gegensatz zu V. 1 schärfer aus.

Das jetzt vorantretende ein schönerer Schmuck ist etwas hart, und der Gegensatz, daß die Schürze als Schmuck bezeichnet wird, dürfte zu spitz sein. Warum schrieb Schiller nicht: „doch weit schöner kleidet euch noch"? — V. 6. Auch hier ist der Gegensatz zu V. 2 äußerlich bezeichnet. Ihre edle Geburt wird treffend ihren niedern Diensten gegenüber hervorgehoben. Die Ritter waren mit nur seltenen Ausnahmen von Adel; die Deutschen mußten 16 Ahnen nachweisen. — V. 8 hebt ihre Absicht hervor. — Niedrige schrieb Schiller in den Gedichten für ruhmlose nicht allein des Verses wegen, sondern auch um den Gegensatz zu „Söhne edelsten Stamms" bezeichnender hervortreten zu lassen. Freilich häuft sich jetzt das i im Verse zu sehr, ohne daß man ihm bezeichnende Kraft zuschreiben könnte. — V. 9 f. Des Kreuzes, als Zeichen der Duldung. Das Bild eines vom Christenthum verliehenen Siegeskranzes dürfte zur Bezeichnung, daß nur das Christenthum die Vereinigung beider Tugenden möglich mache oder fördern könne, wenig passen. — Ebenso gut, wie die Johanniter, hätte Schiller die Tempelritter wählen können, von denen der heilige Bernhard schrieb, sie seien sanftmüthig wie Lämmer, gierig wie Löwen, vereinigten die Sanftmuth der Mönche mit der Tapferkeit der Ritter. Er selbst stellt a. a. O. die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens zusammen, welche den Vorwurf widerlegten, daß die christliche Religion den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt, das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe.

82. Deutsche Treue.

Unser Gedicht befand sich unter denjenigen, welche Schiller am 11. September 1795 Körner sandte. Höchst wahrscheinlich hatte er es mit den übrigen Gedichten zum neunten Heft der Horen bereits den 7. September zum Drucke nach Stuttgart abgeschickt. Humboldt, der das Stück erst im Drucke sah, bemerkte, es mache sich sehr gut; vorzüglich erscheine der Pontifex am Ende auf eine sehr charakteristische Weise. Auch Körner hatte besonderes Gefallen daran. Die Veranlassung zum Gedichte bot folgende Stelle aus J. M. Schmidts Geschichte der Deutschen (III, 536 f.): „Da Friedrich sah, daß er nicht Wort (Ludwig) halten konnte, stellte er sich von selbst zu München wieder ein und warf sich seinem Gegner in die Arme, der, durch diese Großmuth gerührt, nun mit Friedrichen als mit seinem besten Freund umging, mit ihm an einer Tafel speisete und in einem Bette schlief, ja sogar, da er seinem bedrängten Sohn nach Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, ihm die Statthalterschaft von Baiern auftrug. — Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem dieser Ueberrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden." Der Schwerpunkt soll in der deutschen Treue im Gegensatz zur italienischen Hinterlist liegen; an eine solche Treue und Brüderschaft kann der Papst eben so wenig glauben, wie Dionys in der Bürgschaft an die des Möros. Aber der Gegensatz tritt doch im Erstaunen des Papstes nicht so entschieden hervor, und auch Ludwig

ist über diese wunderbare Treue gerührt. Das Ganze wirkt mehr anekdotenartig. A. W. Schlegel meinte dagegen, die unerwartete dramatische Einführung fühlloser Kleinheit in dem Eindruck, welchen die Handlung der beiden Fürsten auf einen Dritten mache, habe einen kräftigen Stachel, den man nicht ungern fühle.

V. 1 f. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich bekämpften sich. — Gerufen, gewählt. Ludwig ward am 19. Oktober 1314 im frankfurter Salhofe, Friedrich am 20. zu Frankenhausen gewählt; drei unbestrittene Wahlstimmen waren für den erstern, zwei für den letztern, doch rechnete die Partei Ludwigs 7, die Friedrichs 4 für sich. Ludwig ward in Frankfurt und Aachen, Friedrich bei Bonn gekrönt. Papst Johann XXII. forderte Ludwig auf, der Regierung so lange zu entsagen, bis er seine Wahl bestätigt habe. Johann von Luxemburg, als König von Böhmen, stand an der Spitze der Gegner Oesterreichs. Die beiden in den Gedichten ausgeschiedenen Verse:

Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst,

leiten die Einmischung und den beabsichtigten Vortheil der Kirche ein; aber der Papst erkannte keinen der beiden als Kaiser an, er wollte sich freie Hand halten, den Zwiespalt nähren. — V. 3 f. Friedrich gerieth endlich (am 28. September 1322 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf) in die Hände seines [illegible] und frühern Jugendfreundes, der ihn auf das [illegible] bei Nabburg bringen ließ.*) Die Bezeichnung

*) V. 3 begann ursprünglich „Aber den Prinzen Oeste[illegible] metrischen Gründen änderte Schiller.

trifft nicht zu, da Friedrich und Ludwig gleich alt, beide 1286 geboren waren. — V. 5 f. Ludwig entließ den Gefangenen unter der Bedingung, daß er der deutschen Krone entsage, alles, was er und sein Bruder vom Reiche besaßen, zurückgäbe und gegen jedermann, besonders gegen Johann XXII, ihm beistehe.*) — V. 7 f. Da er weder seine Brüder noch den Papst bestimmen konnte, seine Entsagung anzuerkennen, kehrte er, wie er für diesen Fall gelobt, in seine Gefangenschaft zurück. — Sich den Banden darstellen ist ein wunderlicher Ausdruck. Es müßte heißen zu den Banden, wie Bürger sagt sich zum Pfand darstellen. Die Bande werden hier persönlich gedacht. — V. 9—12. Gerührt über diese Treue, schließt Ludwig mit ihm aufs neue den Bund der Jugendfreundschaft, theilt Tisch und Bett mit ihm. Den Vertrag vom September 1325, wonach beide gemeinschaftlich das Reich regieren, sich Brüder heißen und als Brüder zu halten versprachen, erwähnt Schmidt nicht. — V. 12 leitet V. 13 f. ein, wonach Ludwig ihm die Verwaltung von Baiern übertrug, während er gegen Friedrichs Völker ziehen mußte. Schiller verließ hier absichtlich seine Quelle, die nur von einem Zug zum Schutze des von Polen bedrängten Brandenburgs weiß. — Den er bestreitet, gegen dessen Völker er streitet. Noch schärfer hätte er sagen können der ihn bestreitet. Ersteres liegt schon deutlich im Anfange von V. 13 ausgesprochen. — V. 15 f. Die näherliegende briefliche Aeußerung konnte Schiller hier eben so wenig wie Ged. 55 brauchen. — Rief aus, gegen einen Bekannten,

*) Früher hieß es V. 5 „Mit dem Thron erkauft er die Freiheit"; den Gebrauch von Freiheit als Anfang eines Daktylus billigte Schiller später nicht mehr.

dem er dieses mittheilte, nachdem er kurz vorher den Brief gelesen hatte. Das Imperfektum vernahm ist nicht an der Stelle, da von einer vorhergegangenen Handlung die Rede ist; denn der Papst rief dies nicht unmittelbar nach Lesung des Briefes aus, sondern in einem darauf folgenden Gespräch, wir hören nicht mit wem. — Pontifex, wohl launig statt des gewöhnlichen Papst.

---

83. Kolumbus.

Am 21. September 1795 (vgl. zu Ged. 78) an Humboldt gesandt, der darin eine große und kühne Idee, den Schluß überraschend fand. Im Jahre 1830 zählte er diese die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ausdrückenden Verse zu dem Eigenthümlichsten, was Schiller gedichtet habe. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben müsse zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein könne, sei ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Schon 1786 in den philosophischen Briefen schreibt Schiller: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rück-

wärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?" Vgl. auch Band I, 250. In ähnlicher Weise hatte Schiller im März dieses Jahres in der Belagerung von Antwerpen von dem genialischen Instinkt gesprochen, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betrete oder nicht endige, mit glücklicher Sicherheit leite; dieser habe auch den Herzog von Parma über alle Zweifel erhoben, die eine kalte, aber eingeschränkte Kenntniß ihm entgegengestellt habe. Vgl. auch Ged. 137.

V. 1—4. Segle nur getrost vorwärts! das von dir im Geist erschaute Land muß sich zeigen. — V. 1. Der Witz, der Spott der auf seiner Fahrt ihn begleitenden Offiziere. Vgl. Ged. 91 Str. 1, 3. — V. 2. Die Verzweiflung. Der drohenden Meuterei gedenkt Schiller nicht. — V. 4. Die Wiederholung des liegt nach und möchte doch etwas anstößig sein; anders wäre es, wenn und wegfiele. — Verstand, der sie als nothwendig erschlossen hat. — V. 5 f. Verlasse dich getrost auf deinen Geist; sie muß sich zeigen. Statt des letztern sagt der Dichter mit kühnem Schwunge, sie müßte jetzt aus dem Meergrunde sich erheben (wie man von manchen Inseln es weiß), wäre sie bis jetzt noch nicht da gewesen. — Dem leitenden Gotte, in dir, hier von dem schließenden Verstande. Vgl. Ged. 71, 48. Ged. 11, 7. — Folge dem Weltmeer, fahre weiter. — Schweigend, das dir freilich keine Kunde gibt, im Gegensatz zu dem in ihm sprechenden Geiste. — V. 7 f. Begründung durch einen allgemeinen Satz. Der genialische Instinkt ist mit der Wirklichkeit ewig verbrüdert, stimmt mit ihr geheim überein.*) — Verspricht, ahnt und auf diese Ahnung hin der Welt zusagt. Der Dichter spricht hier dem

*) Der Druckfehler im ewigen statt in ewigem ist erst 1844 in die Ausgaben gekommen.

Kolumbus Muth zu, indem er sich lebhaft in die Lage desselben versetzt, als niemand mehr seiner Versicherung glaubte. Freilich in Wirklichkeit hätte ein solcher Muth Kolumbus nichts helfen können, wenn die Entdeckung des Landes überlang gesäumt hätte. Daß Kolumbus sich in Wirklichkeit vom geraden Wege abbringen ließ, kümmert den Dichter nicht, der eben nur seinen Gedanken frei an die Entdeckungsfahrt anknüpfen wollte.

---

86. Pompeji und Herkulanum.

Der Musenalmanach auf das Jahr 1797 brachte unser Gedicht auf dem ersten Bogen, der schon Ende Juli 1796 gesetzt war; am 5. August war bereits der zweite Bogen gedruckt, der dritte gesetzt, wie Schillers Brief an Herder von diesem Tage zeigt. Wenn Schiller am 8. August Goethe um eine Schrift über die herkulanischen Entdeckungen einiger Details wegen ersucht, und namentlich Volkmanns Geschichte*) erwähnt, so konnte er dies nicht unseres Gedichtes wegen thun; denn daß der erste Bogen so lange im Satze gestanden haben sollte, ist kaum anzunehmen. Auch gedenkt er ja Pompejis gar nicht. Wollte er vielleicht den Untergang Herkulanums zum Gegenstand eines besondern Gedichtes machen? Schon am 12. August sandte Schiller die drei ersten Bogen dem Freunde. Vgl. Band I, 164 f. Nach der Anfrage an Goethe ist es kaum möglich, daß Schiller das berühmte Prachtwerk: Le antichità d'Ercolano (1757—1792) oder dessen deutsche Bearbeitung von Murr benutzte; Goethe selbst

*) Historisch-kritische Nachrichten von Italien (1777).

Häuser und Zimmer in Pompeji zugleich enger und weiter schienen. Körner bemerkte, das Gedicht gehöre zur Gattung der bessern griechischen Epigramme; es stelle die Liebe des Alterthums in dem Augenblicke dar, da die unterirdischen Schätze entdeckt worden. Kaum kann man die Bedeutung des Gedichts, das nur das freudige Staunen über die wunderbare Entdeckung schildern soll, mehr mißverstehn. Auch lag die Schwierigkeit nicht, wie Körner meint, im Umfange des Gegenstandes, sondern in den Uebergängen, in denen Schiller nicht immer glücklich war.

V. 1—4. Welch ein Wunder begibt sich? Kommt ein unterirdisches Menschengeschlecht zum Vorschein, oder kehrt ein vergangenes zurück? Als der Prinz Emanuel von Elboeuf zu Portici einen Brunnen graben ließ, kam man auf die Asche des Vesuv und fand drei weibliche bekleidete Bildsäulen, aber das weitere Nachgraben wurde damals untersagt. Mehr als dreißig Jahre vergingen, ehe die Ausgrabung auf Kosten Karls VII. fortgesetzt wurde, wo man denn sofort auf das Theater stieß. Indeß betrieb man die Arbeit zunächst ungeschickt genug, bis sie in die Hand eines schweizer Ingenieurs kam. Auf die Entdeckung Pompejis führte im Jahre 1748 die Bearbeitung eines Weinbergs, bei welcher man auf altes Gemäuer stieß. Der Dichter muß die Entdeckung sofort auf das Graben des Brunnens erfolgen lassen und das Ganze als eine Entdeckung betrachten, obgleich die Orte nicht zusammen liegen. Nur Herkulanum ist mit einer starken Lava, Pompeji bloß mit einer leichten Asche (Papamonte) bedeckt. — V. 1. Trinkbare Quellen. Vgl. Ged. 78, 4. — V. 3f. sind etwas wunderlich. — V. 5f. Pompeji und Herkulanum erstehen von neuem. Griechen und Römer werden angerufen, als ob sie noch lebten, weil dies eine römische, das andere (Herkulanum, richtiger Herkulaneum, *Ἡράκλεια*, eigentlich

Stadt des Herakles) eine griechische Stadt war.*) Daß letzteres sich neu baue, ist stark übertrieben, da nur das Theater aufgegraben blieb.

V. 7—22 beschreiben den äußern Anblick der Städte oder vielmehr der einen Stadt; der letzte Theil des Gedichtes beschränkt sich auf das innere Haus. — V. 7 f. Häuser und Säulengänge erheben sich. Giebel hatten bei den Alten eigentlich nur die Tempel; das erste Wohnhaus mit einem solchen baute zu Rom Julius Cäsar. Aber das Wort steht hier von den senkrechten Vorderwänden des Hauses, wie auch bei Goethe. — Porticus. In den Säulengängen spazierte und unterhielt sich das Volk.**) — Räumig, geräumig, da er viele fassen kann. Wieland, Voß u. a. brauchen das Wort, welches Adelung für einen gemeinen Ausdruck gewisser Gegenden erklärt. — Das Vermissen einer lebenden Bevölkerung spricht sich von hier an in verschiedenen lebhaften Wendungen aus. — V. 9—12. Das Theater. Das zuerst in Herkulanum entdeckte Theater hatte sieben Ausgänge (vomitoria). Schon Winckelmann hatte es genau beschrieben. Daß man daselbst auch griechische Stücke gab, hat man irrig aus einem Täfelchen mit dem Namen des Aeschylus geschlossen. — Bei Mündungen (Oeffnungen) schwebt nicht das Bild von einem Flusse vor. — Flutend, wie Menschenwelle Ged. 56 Str. 10, 7. — Mimen, hier gegen den Gebrauch der Römer für Schauspieler, wie es Schiller auch im Prolog zu Wallenstein braucht. Als tragische Stoffe nennt er die Opferung der Iphigenia und die Verfolgung des

---

*) V. 5 stand ursprünglich O kommet und seht, mit schwächerer Zäsur.

**) Ursprünglich hieß es V. 7 „Giebel an Giebel richtet sich auf, der Porticus öffnet."

Frage zufällig, gerade ehe er ins Museum kommt? oder in Folge seines Betretens desselben? Keines scheint annehmbar. — Ernst, im Gegensatz zu dem Bade. — V. 48. Die Handschriften waren Rollen (κύλινδροι, volumina), aneinandergeleimte Streifen Papyrus, die um sich selbst oder um einen Stab gewickelt wurden. — Selten soll darauf deuten, daß es bis jetzt unbekannte Schriften sind, was aber kaum im Worte liegt. — V. 49. Die ersten Entwürfe schrieb man auf Holztäfelchen, die mit Wachs überzogen waren (cereae), mit Griffeln (stili) von Eisen oder Knochen; man bediente sich dazu des spitzigen Endes, mit dem flachen löschte man das Geschriebene, indem man das Wachs wieder zusammenstrich.*) — Hier deutet wohl darauf hin, daß er sich wirklich im Museum befindet. — V. 50 bildet den Uebergang. — V. 51—56. Endlich kommt er zur Hauskapelle (sacellum), die sich auch in Pompeji mehrfach im innersten Winkel des portieus befindet, wogegen häufig nur ein kleiner Altar vor einer Nische mit den Hausgöttern in Bildsäulen oder bloß gemalt vorkommt. — V. 51 f. Neben den eigentlichen Hausgöttern (vgl. Ged. 71, 90) nennt er die übrigen Götter. Die Erwähnung der Priester ist verfehlt, da der Hausvater selbst in seiner Kapelle opfert. — V. 53 f. werden zwei Bildsäulen von Göttern genannt. Hermes hält seinen Stab (caduceus, κηρυκεῖον), der ursprünglich mit Bändern, später mit Schlangen umwunden war, in der Rechten. In Herkulanum fand man eine vortreffliche Bronzestatue eines sitzenden Merkur in Lebensgröße, an welcher

---

schrieben werden. In den Gedichten steht sonderbar auch nach Männer ein Fragezeichen statt des ursprünglichen Komma.

*) Im Musenalmanach begann V. 49: „Griffel zum Schreiben findet ihr hier und". Die Veränderung geschah der bessern Zäsur zu Liebe.

aber der Schlangenstab abgebrochen war, was schon Winckelmann erwähnt. Volkmann hebt als schönste Bronzenstatue diesen „sitzenden Merkur in natürlicher Größe" hervor. Der Dichter gedenkt der so schönen Schenkel des Hermes. Jene Bronzestatue des Gottes hat besonders lange Schenkel, die ihn als Eilboten bezeichnen. Störend ist Viktoria neben dem griechischen Namen des Hermes. Mit der Siegesgöttin (Viktoria, Nike) auf der Hand erscheinen häufig Jupiter, Minerva, Mars, Venus, Ceres, Herkules, auch Roma. Der Dichter denkt sich die Siegesgöttin auf der Hand des Jupiter, was aber bestimmt angegeben sein mußte. — Haltenden, sie. Die Siegesgöttin schwebt auf der Hand. In der Braut sagt der Chor zu Beatricen, Hebe werde sie an der Schwelle des Palastes empfangen,

Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.

— V. 55 f. Auch die Altäre sind noch erhalten. Das Gedicht schließt mit einer Mahnung, worin deutlich noch einmal hervorgehoben wird, daß nur das hingeschwundene Geschlecht fehle, um die Wohnungen wieder zu beleben. An dieses ist die Anrede gerichtet. Die Lebhaftigkeit drückt sich in dem wiederholten o und zündet aus, zwischen welches der begründende Satz tritt. — Entbehrte, ihrer. Der absolute Gebrauch findet sich auch bei Klopstock (Ode 110, 2) und Goethe. — Der Gott, allgemein von dem besonders verehrten Gotte.*)

*) Die schwachen Versanfänge den Caduceus und die Altäre hätte Schiller um so weniger unverbessert lassen sollen, je leichter sie wegzuschaffen waren (seinen Caduceus, seht die Altäre). V. 54 hätte auch wohl und Viktoria den Vorzug verdient. Schiller hat eben bei der Durchsicht manches übersehen.

als einem Geschöpfe, einem bloß organischen Wesen, entgegen. — V. 10. Die Parze, sein Geschick, das ihm das Glück, die angeborene Gabe, versagte. Vgl. Ged. 111, 4. — V. 11. Die Charis erscheint hier als die Glücksgöttin, insofern die höchste Vollendung nur der angeborenen, vom Glücke verliehenen Gabe zu Theil wird. — V. 13 f. Der ernste Wille gibt dem Menschen Würde, er kann sich dadurch gegen alles seiner Unwürdige sichern, aber die angeborene Gabe verleihen nur die Götter. — Alles Höchste, die Vollendung in allen Dingen. Vgl. Ged. 115. — Frei, von selbst, ohne Mühe. Vgl. zu Ged. 35 Str. 2, 7 f.

V. 15—22. Nach bloßer Neigung theilen die Götter ihre Gaben aus. Diese Ausführung ist durch frei (V. 14) eingeleitet. — V. 15 f. Wie die Geliebte dich liebt, nach bloßer Gunst, wie es V. 16 ausführt. — In Jupiters Reich, bei den Göttern. Störend ist, daß die Liebe hier als Amors Reich bezeichnet wird, da Amor ja selbst zu den Göttern gehört. Vgl. V. 32. — V. 17—22 führen aus, was die Götter besonders anzieht, wobei der Dichter freilich mit dem Anfang in Widerspruch geräth, wo er alles Höchste als angeboren bezeichnet; hier wie im folgenden nähert er sich dem gewöhnlichen Begriffe von Glück. — V. 17 f. Sie lieben die frohe Jugend. — Grünend, blühend, frisch. Luther übersetzt Hiob 33, 25: „Sein Fleisch grüne wie in der Jugend." Vgl. Ged. 72 Str. 6, 30. — Lockigte (vgl. zu Ged. 56 Str. 2, 8) Scheitel. Es schwebt wohl Goethes Gedicht das Göttliche vor, wo es Str. 5 heißt: „Auch so das Glück Tappt unter die Menge, Faßt bald des Knaben Lockige Unschuld, Bald auch den kahlen Schuldigen Scheitel." Eine rechte Beziehung fehlt diesen Versen; vom Liebesglück könnte man dies eher sagen. — Die Fröhlichen. Vgl. Ged. 69 Str. 1. — V. 19—22. Sie lieben die Einfalt; dieser theilen sie ihre Gaben

Zeus den Herrscher. Bei den drei Göttern wählt der Dichter ein sinnbildliches Zeichen ihrer Wirkung. Boxbergers Ansicht, dem Dichter schwebe hierbei sein Freund Goethe vor, läßt sich nicht durch Schillers Aeußerung vom Jahre 1789 stützen, wie leicht Goethes Genie von seinem Schicksal getragen werde. — V. 5—8. Ein solcher ist des höchsten Erfolges sicher; ohne Mühe fällt es ihm zu. — V. 5 f. Er hat das höchste Glück erlangt, da der Sieg ihm schon bei der Geburt verliehen wurde. Das letztere drückt der Dichter dadurch aus, daß er schon den Siegeskranz auf seinem Haupte oder, wie die Alten sagten, auf seinen Schläfen sieht.— V. 7 f. Die höchste Vollendung ist ihm zugedacht.*) — Das volle Leben, die größte Vollkommenheit. — Gerechnet, zugerechnet, bestimmt. — Charis (vgl. Ged. 29 Str 5a), hier die höchste Vollendung, welche allem erst den wahren Reiz verleiht. Vgl. V. 11. In anderer Weise sagt Goethes Tasso, die Grazien seien bei Antonios Wiege ausgeblieben. — V. 9—12. Freilich ist derjenige hoch zu achten, der durch eigene Kraft aus ungünstigen Verhältnissen sich emporschwingt, aber nimmer wird ein solcher die ihm vom Glücke verweigerte höchste Vollendung erreichen. — V. 9. Bildner (vgl. zu Ged. 72 Str. 17, 7) und Schöpfer, insofern er alles durch eigenes muthiges Streben (V. 12), durch innere Tüchtigkeit (V. 10) erlangt hat. Schöpfer erklärt Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde „Selbsturheber seines Zustandes", aber dort setzt er den Menschen dem Thiere

*) V. 5 f. stehen ist ihm, sind ihm. V. 7 beginnt im Musenalmanach: „Eh' er es lebte, ist ihm". Die Veränderung ist bloß durch das Streben nach Abwechslung veranlaßt. V. 8 beginnt eh' er; jetzt ist der doppelte Gleichklang vermieden. Der Hiatus lebte, ist war kaum dem Dichter anstößig; mied er ja nicht Höchste, es (V. 14), wie in (V. 16). Humboldt hatte ihn sonst auf solche Mängel aufmerksam gemacht.

als einem Geschöpfe, einem bloß organischen Wesen, entgegen. — V. 10. Die Parze, sein Geschick, das ihm das Glück, die angeborene Gabe, versagte. Vgl. Ged. 111, 4. — V. 11. Die Charis erscheint hier als die Glücksgöttin, insofern die höchste Vollendung nur der angeborenen, vom Glücke verliehenen Gabe zu Theil wird. — V. 13 f. Der ernste Wille gibt dem Menschen Würde, er kann sich dadurch gegen alles seiner Unwürdige sichern, aber die angeborene Gabe verleihen nur die Götter. — Alles Höchste, die Vollendung in allen Dingen. Vgl. Ged. 115. — Frei, von selbst, ohne Mühe. Vgl. zu Ged. 35 Str. 2, 7 f.

V. 15—22. Nach bloßer Neigung theilen die Götter ihre Gaben aus. Diese Ausführung ist durch frei (V. 14) eingeleitet. — V. 15 f. Wie die Geliebte dich liebt, nach bloßer Gunst, wie es V. 16 ausführt. — In Jupiters Reich, bei den Göttern. Störend ist, daß die Liebe hier als Amors Reich bezeichnet wird, da Amor ja selbst zu den Göttern gehört. Vgl. V. 32. — V. 17—22 führen aus, was die Götter besonders anzieht, wobei der Dichter freilich mit dem Anfang in Widerspruch geräth, wo er alles Höchste als angeboren bezeichnet; hier wie im folgenden nähert er sich dem gewöhnlichen Begriffe von Glück. — V. 17 f. Sie lieben die frohe Jugend. — Grünend, blühend, frisch. Luther übersetzt Hiob 33, 25: „Sein Fleisch grüne wie in der Jugend." Vgl. Ged. 72 Str. 6, 30. — Lockigte (vgl. zu Ged. 56 Str. 2, 8) Scheitel. Es schwebt wohl Goethes Gedicht das Göttliche vor, wo es Str. 5 heißt: „Auch so das Glück Tappt unter die Menge, Faßt bald des Knaben Lockige Unschuld, Bald auch den kahlen Schuldigen Scheitel." Eine rechte Beziehung fehlt diesen Versen; vom Liebesglück könnte man dies eher sagen. — Die Fröhlichen. Vgl. Ged. 69 Str. 1. — V. 19—22. Sie lieben die Einfalt; dieser theilen sie ihre Gaben

mit. Auch hier vermißt man eine rechte Beziehung; denn daß die Einfalt das Richtige ahnungsvoll ergreife (Ged. 100 Str. 3, 5 f.), kann ebenso wenig gemeint sein als „die köstliche Unschuld" des aus sich schöpfenden Dichtergenius (Ged. 98, 45). Daß die Götter nur dem Blinden sich offenbaren, ist ein überstarker Ausdruck. — V. 19 f. wären wohl zu entbehren, da sie auf andere Weise ganz dasselbe sagen, wie die beiden folgenden Verse. Die Einfalt macht die Seele kindlich. — Bescheidne, anspruchslose. — Göttliches, Herrliches. Der Ausdruck ist anstößig, weil gerade von den Göttern die Rede ist.

V. 23—36. Zwingen lassen die Götter sich nicht, dagegen stehen sie allen wunderbar zur Seite, denen sie gewogen sind. — V. 23 f. Ungehofft, unverhofft. — Und, vom Gegensatze, wie Ged. 68 Str. 2, 3.*) — Herab, vom Olymp. Daß die indischen Büßer die Götter durch ihre starken Bußübungen vom Himmel herabzwingen können, war Schiller wohl noch unbekannt. Wie wunderbar sich die Götter ihrer Lieblinge annehmen, führt das Folgende aus. — V. 25 f. Nach reiner Gunst wählt er. Der Vater der Götter und Menschen, nach dem homerischen πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε, das Voß übersetzt „der Menschen und Ewigen Vater". Das Beispiel von der wunderbaren Entführung des Ganymed (vgl. Goethes Ode dieses Namens) tritt in den Hauptsatz ein; eine sonstige Beziehung liegt nicht im Vergleiche. — Trägt, läßt tragen. Führt wäre wohl weniger kühn.**) — V. 27—29. Blind greift er unter die Menge, um seine höchsten Gaben einem zu verleihen. Vgl. die zu V. 17 f. angeführten Verse Goethes. — Eigenwillen, von

*) Das Komma nach da steht mit Recht noch in den Gedichten.

**) Noch in der ersten Ausgabe der Gedichte schloß V. 26 zu himmlischen Höhn.

der unschädlichen Willkür der Launen. — Welches. Das Uebergreifen aus dem Hexameter in den Pentameter findet sich auch bei den Alten. — Gefüllet, unberechtigte Dehnung, wie empfänget Ged. 99, 10. — Statt der verliehenen Dichtergabe und Herrschaft werden Lorbeerkranz und Diadem genannt, die Zeus selbst um des Erwählten Haupt windet, wie in der alten Kunst häufig die Siegesgöttin Nike den Sieger kränzt. — V. 30. Zeus selbst hat nur durch Glück die Herrschaft gewonnen, da er vom Tode gerettet ward, seinen Vater stürzte und die Titanen besiegte. Daran, daß ihm beim Loosen mit seinen Brüdern der Himmel zufiel, ist wohl nicht zu denken. Die Erwähnung ist hier überhaupt wenig passend. — V. 31—36 fügen andere Gaben des Glücks zu den beiden von V. 27 an beispielsweise genannten hinzu. — V. 31 deutet auf den Sieg im Wettkampfe bei den großen griechischen Kampfspielen. Apollon, der in anderer Beziehung schon V. 3 erschien, heißt bei den Alten von seinem Sitze zu Python (Delphi) der pythische. Schiller nennt ihn den pythischen Sieger als Ueberwinder des zu Python hausenden gleichnamigen Drachens, und er macht ihn als solchen zum Gotte aller Sieger, ohne wohl an seine Gründung der pythischen Spiele zu denken. Dem Sieger läßt er ihn voranschreiten, wie sonst die Siegesgöttin diesen geleitet. — V. 32. Amor, der dem Siegenden Liebe verleiht, wird als lächelnder Gott bezeichnet, im Gegensatz zum ernsten Apollon. Oben V. 16 ward er den olympischen Göttern fast entgegengesetzt. — V. 34. Die besondere Beziehung auf Cäsar ist störend. Bekannt ist die Erzählung, daß Cäsar, der unbekannt ein Schiff bestiegen hatte, als die Schiffer des Sturmes wegen ans Land zurückkehren wollten, sich zu erkennen gab und zum Steuermann, dessen Hand ergreifend, sprach: „Auf, mein Bester! du fährst den Cäsar und Cäsars dich geleitendes Glück.“ Plut. Caes. 38. —

V. 35 f. Vor dem Glücklichen beugen sich auch die wilden Thiere. Bei dem Löwen schwebt die Geschichte von Androkles oder Androklus vor, der einem Löwen vorgeworfen wurde; da dieses aber derselbe Löwe war, dem er früher einmal einen Splitter aus dem Fuße gezogen, so erkannte dieser ihn und legte sich freundlich schmeichelnd zu seinen Füßen. Vgl. Aelian. Hist. Anim. VII, 48. Beim Delphin schwebt die Rettung des Arion vor (Her. I, 24), die A. W. Schlegel zu einer im vorigen Musenalmanach abgedruckten Romanze bearbeitet hatte. Delphin steht gegen allen Gebrauch hier sächlich. Das Wort ist jambisch, wird aber hier trochäisch gemessen, wie auch bei Hölderlin, Tieck, Platen, Rückert u. a. — Brausend bezieht sich auf das mondförmige Spritzloch am Hinterkopfe, aus welchem die Delphine, besonders die großen, die man davon Blaser (souffleurs) nennt, Wasser in die Höhe blasen, wie auch die Wallfische; das Geräusch davon gleicht bei den Delphinen einem Ruckſen, bei den Wallfischen einem Brausen. Vgl. zu Ged. 57 Str. 10, 1. Daß Arion durch die Macht der Töne den Delphin anzieht, konnte Schiller nicht benutzen.*) — Das auf V. 36 ursprünglich folgende Distichon:

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott,

ist erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte weggefallen. Der Gedanke, daß alles Schöne, sobald es erscheint, die Herzen ge-

*) Ursprünglich bezogen sich beide Verse ganz auf Arion; denn V. 35 begann: „Ihm gehorchen die wilden Gemüther". Unter den wilden Gemüthern sind die Schiffer verstanden, die dem Arion gestatteten, ehe er sich ins Meer stürzte, noch einmal ein Lied zur Zither zu singen. Dieses auch a besondere Gabe des Glückes darzustellen schien dem Dichter später doch denklich.

winnt, ist hier fremdartig: er schließt weder ab, noch beginnt er einen neuen Abschnitt; auch ist der Ausdruck matt.

V. 37—46. Dem Beglückten gereicht es nicht zum Vorwurf, daß ihn die Götter lieben; er verliert dadurch nichts an seiner Herrlichkeit, vielmehr gereicht dies ihm zur Ehre. — V. 37 f. Es ziemt sich nicht, dem Glücklichen sein Glück zum Vorwurf zu machen. Dem Dichter schwebt der Zweikampf des Menelaos mit Paris vor (Ilias III, 346 ff.). Menelaos hat den Paris beim Helm ergriffen; Aphrodite löst das Band des Helmes, so daß dieser ihm denselben vom Haupte reißt. Als aber Menelaos noch einmal anstürmt, entrückt sie den Paris,

Sonder Müh als Göttin, und hüllt in Nebel ihn ringsher.

Daß Aphrodite den Blick des Menelaos umnebelt habe, sagt Homer nicht. Das Beispiel paßt nicht recht, da es sich hier von keinem Sieg durch Göttergunst handelt, sondern nur von einer Rettung. — V. 39 f. bilden einen wenig passenden Zusatz, besonders da das Beneiden im Grunde eben so wenig sich ziemt als das Zürnen. Der Dichter deutet auf den Liebesgenuß hin, den die Göttin dem Paris bereitete, wogegen sie dem Menelaos seine Gattin entführte. Die lächelnde, wie Aphrodite bei Homer φιλομμειδής heißt, das Voß holdanlächelnd übersetzt. Hier ist die Bezeichnung etwas anstößig, da V. 32 Amor „der lächelnde Gott" hieß. — Nacht, nach homerischem Gebrauche vom Dunkel, wie in der Jungfrau V, 14 der König sagt: „Unser Auge war mit Nacht bedeckt." — V. 41—46. Achill verliert nichts an seiner Herrlichkeit dadurch, daß die Götter ihn begünstigten. — V. 41. Statt Achilles sollte es Achilleus heißen, da hier auch bei Hephästos die griechische Form gewählt ist. — V. 42.

Ueber den Schild vgl. zu Ged. 47 Str. 4. Nach dem Schilde machte Hephästos auch Harnisch, Helm und Schienen; des Schwertes wird hier (XVIII, 610 ff. vgl. 458 ff.) nicht gedacht, erst XIX, 372 f. — Verderblich. Bei Homer heißt das Schwert meist mächtig, spitz, goldbeschlagen. — V. 43. Sich bewegt, in Bewegung war. Die Götter selbst geriethen darüber in Streit. — V. 45 f. Zeus versprach der Thetis, ihrem Sohn Achilleus, den Agamemnon beleidigt hatte, so lange Ruhm zu geben und den Troern Sieg zu verleihen, „bis die Achäer ihren Sohn geehrt und hoch ihn mit Ehren verherrlicht". Im Anfange der Ilias heißt es (nach Voß), der Zorn des Achilleus habe „viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Aïs (?) gesandt". Schiller bedient sich der römischen Bezeichnung. Die beiden auf Hektor bezüglichen Verse:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten; denn ihm waren die Götter nicht hold

(vgl. Ged. 52 Str. 10), hat Schiller mit Recht schon in der ersten Ausgabe der Gedichte gestrichen; die Hervorhebung des Falles von Hektor durch Achilleus ist hier nicht an der Stelle, abgesehen davon, daß ja auch Hektor den Göttern nicht verhaßt, sondern von ihnen geliebt war (Ilias XXIV, 66 f.). — Fromme, eben weil er die Seinen schützte, nicht wegen seiner den Göttern dargebrachten Opfer, deren auch die Ilias (XXIV, 33 ff. 68 f.) gedenkt. — Dem Beglückten. Der Dativ steht hier sehr kühn. Der begründende Satz ist sehr matt.

V. 47—54. Wir müssen uns vielmehr der Gunst freuen, welche die Götter ihnen gewähren, da uns dadurch ein hoher Genuß zu Theil wird. Absichtlich bedient sich der Dichter derselben Wendung, wie V. 37, nennt aber, i

dort beispielsweise den Sieg, so hier zuerst die Schönheit als Göttergabe, dann die Dichtkunst. — V. 47 f. Der Schönheit in konkretem Sinne, wie auch Liebe steht. Venus, als Göttin des Reizes, verleiht Anmuth den Blumen wie den Menschen. Die Lilie wird ähnlich auch in der Bibel genannt. — Geschenk, von der Gunst, durch die sie mit ihrem Reize begabt hat. In der Klage der Ceres läßt Schiller die Blumen von der Ceres mit aller Farbenpracht ausstatten. — V. 49 f. Der Gegensatz zwischen glücklich und beglückt ist ganz willkürlich, wie V. 54 der zwischen glücklich und selig. Beide sind glücklich, der eine, weil er schön ist, der andere, weil ihm der Anblick der Schönheit zu Theil wird. — Zu entzücket ist ohne Verdienst zu ergänzen. — V. 51. Vom Himmel herabkommt, von den Göttern verliehen wird. Vgl. Ged. 43 Str. 4, 1. — V. 52. Die Muse lehrt den Sänger den Gesang, nach Odyssee VIII, 480 f. — V. 53. Er staunt ihn wie einen Gott an. So scheint dem Telemach der weise Nestor ein Gott zu sein (Odyssee III, 246).

V. 55—66. Den höchsten Genuß, wie die höchste Vollendung, kann uns eben nur die Gunst der Götter, das Glück gewähren. — V. 55—58 beziehen sich auf den Genuß. — V. 55 f. Bei gewöhnlichen Dingen kann man den Lohn nach der Mühe bestimmen. — Themis. Vgl. zu Ged. 54 Str. 15, 3. — V. 57 f. Aber der höchste Genuß wird nicht durch Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit uns zu Theil; nur ein Wunder kann uns seiner theilhaft machen. Der Ausdruck der Freude wird hier den Wangen, wie sonst der Stirn, den Augen, zugeschrieben. Vgl. Ged. 14 Str. 5. — V. 59—66. Das Höchste beruht auf einer Gabe der Götter, der Mensch kann es nicht durch sich gewinnen. — V. 59—62. Das Höchste wird nicht, wie eine menschliche Schöpfung, sondern es ist gleich voll-

endet da. Vgl. Ged. 43 Str. 6 ff. — V. 60 bezeichnet die mannigfachen Entwicklungen. — V. 61. Das Glückliche, die glückliche Begabung, ähnlich wie der Glückliche V. 37 steht und im Gegensatze dazu V. 47 die Schönheit. Das Schöne geht hier zunächst auf Dichtung und Kunst. — V. 63—66. Jede Schönheit, jeder herrliche Gedanke tritt urplötzlich hervor, was der Dichter bildlich durch die geheimnißvolle Entstehung der Venus und das urplötzliche vollendete Hervortreten der Minerva bezeichnet. Aphrodites Geburt aus dem Meerschaum ist eine Art Mysterium. Vgl. Hes. Theog. 188—202. — V. 63. Irdische Venus, hier von geistiger Schönheit, Dichtung und Kunst: ähnlich wird V. 65 f. angedeutet, daß jeder herrliche Gedanke eine Minerva sei; daher die erste Minerva, wie die erste (Venus) des Himmels. Venus von jeder anmuthigen Erscheinung wie bei den Römern venus geradezu von Anmuth steht, wie das davon hergeleitete venustas. Man weiß, daß die Venus aus dem Meere gestiegen, kennt aber nicht ihren Ursprung.*) — V. 64. Unendlich, homerisches Beiwort (ἀπείρων, ἀπείριτος) von Land und Meer; letzteres heißt sonst bei Homer weit (εὐρύς). Voß übersetzt die Beiwörter nicht genau. Unmöglich kann es darauf gehn, daß man nicht wisse, wo auf dem weiten Raume des Meeres Venus geboren sei. Vgl. Ged. 21 Str. 8. — V. 65 f. Mit der Aegis gerüstet aus des Donnerers Haupt gehört eigentlich in den Vergleichssatz, wie die erste Minerva; im Hauptsatze muß dies natürlich bildlich genommen werden, was aber kaum angeht, am wenigsten bei aus des Donnerers Haupt. Ebenso verhält es sich mit V. 64, wo aus dem unendlichen

*) Ursprünglich stand V. 63 steigt statt des wohlklingendern ersteht.

wegließ. Sonst hat er außer geringern Aenderungen nur einmal ein Distichon weggelassen und einmal vier Disticha in zwei zusammengeschmolzen. Philosophische Tiefe hat das Gedicht nicht. Schiller hat nur den Gedanken, daß der gesunde Sinn keiner philosophischen Sittenlehre bedarf, dichterisch belebt. Die gewählte Form von Frage und Antwort, wie in Ged. 87, ist gerade nicht besonders künstlerisch; Schiller nahm sie aus der epigrammatischen Dichtung, in welcher sie aber nur bei kürzerer Fassung an der Stelle ist, nicht bei einer solchen eingehenden Ausführung. In wirklicher lyrischer Form würde die Darstellung des Gedankens viel wirkungsvoller, freilich aber auch die Erfindung einer passenden künstlichen Form schwieriger gewesen sein. Uebrigens tritt die Person des Fragenden so wenig als die des Antwortenden irgend klar hervor.

V. 1—14. Frage an den mit der philosophischen Sittenlehre vertrauten Freund. — V. 1—8. Ist die Behauptung der Meister und Jünger der Weltweisheit wahr, daß man nur nach ihrer Lehre recht handeln und glücklich sein, daß die Stimme der Natur der Schule nicht entrathen könne? — V. 1. Höchst anstößig ist sprichst du. Der Dichter mußte ohne weiteres Frage und Antwort nebeneinander stellen, nicht den Antwortenden die gestellte Frage wiederholen lassen. — Glaub' ich, soll ich glauben. — Dem Wort, der Lehre. So spricht Schiller (über Anmuth und Würde) von dem „schulgerechten Zögling der Sittenlehre, so wie des Meisters Wort ihn fordert". Was er darunter verstehe, zeigen V. 3—6.*) — V. 2. Es schwebt

*) V. 1 begann früher: „Ist es denn wahr, sprichst du, was". Die Aenderung dürfte kaum als Verbesserung gelten. Warum schrieb Schiller nicht Soll (oder muß) ich glauben dem Wort?

das Horazische iurare in verba magistri oder das Wort des Mephistopheles an den Schüler vor:

Am besten ists auch hier, wenn ihr nur einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört. — *)

V. 3 f. Zuerst wird der wahre Friede als Streben des Fragenden bezeichnet, dann in näherer Bestimmung Glück und Recht. Man erwartete statt Glück eher Wahrheit, wie V. 14. Das Bild von dem Unterbau (vgl. Ged. 56 Str. 11, 2) ist etwas wunderlich, soll aber wohl die Abneigung des Fragenden kennzeichnen. — V. 5. Warum wird der Trieb bloß als leise (sanft) warnend bezeichnet? Mahnt würde bezeichnender sein, doch steht V. 38 ganz in gleicher Weise Warnung.**) — V. 7. Ewige, von der Natur von Anfang an in die Seele des Menschen geschrieben. So heißt alles, was die Natur geschaffen hat, wie Himmel, Sterne, Erde. — V. 8. Gefäß, worin der Geist aufbewahrt wird. Vgl. Ged. 124. Zwang oder ein ähnliches Wort würde treffender sein. — Bindet, verschlossen hält. Vgl. Ged. 101 Str. 4, 5 f. — Flüchtigen. Man erwartete eher freien, was der Vers nicht zuließ. Der Geist, von dem hier die Rede ist, die Stimme der Natur, ist nichts weniger als flüchtig. Auch hier spricht sich der Widerwille des Fragenden gegen die Schule aus, noch mehr im folgenden. — V. 9—12. Beantworte mir diese Frage; denn du hast dich in diese Lehre versenkt, ohne dadurch der Natur entfremdet worden zu sein.

*) Ursprünglich stand in diesem Verse statt sicher und als Daktylus nachspricht der, was Humboldt tadelte. Vielleicht steht aber in dessen Brief vom 21. August der irrig statt und.

**) Schiller hatte früher mißtrauen, der gesetzt. „Das Relativum soll doch wohl lang sein", bemerkte Humboldt, „obgleich es Voß sehr oft kurz hat. Ebenso haben Sie es noch ein paarmal in demselben Gedicht."

Der Dichter deutet an, weshalb der Fragende sich gerade an den Angeredeten wendet. — Diese Tiefen*), die Lehre der Schule, welche diese für tief eindringend hält; ihm selbst kommt sie wie ein modrigtes Grab vor, ihre Sprache wie eine Gruft dunkler Wörter, die Formeln als Mumien, denen der beseelende Odem fehlt. — Der Lebenden Trost, Trost, Hülfe für das wirkliche Leben. — V. 13 f. Wie sehr mich auch die Schule anwidert, ich will mich ihr hingeben, wenn man ohne sie nicht den wahren Lebenszweck erreicht. — Nächtlich, in Dunkel gehüllt, im Gegensatz zum frischen Leben. — Führt er, wozu allein gedacht wird. Schiller hatte früher den Pentameter geschlossen „ist dieses einzige Noth", worin Humboldt den Daktylus ist dieses tadelte.

V. 15—54. Erwiederung. Der Freund stellt die Nothwendigkeit der Schule für unsere Zeit dar, welcher der natürliche Sinn meist geschwunden sei, dagegen preist er diejenigen, in welchen, wie es beim Fragenden der Fall zu sein scheine, die unverfälschte Stimme der Natur sich erhalten hat, da diese sicherer als alle Schulweisheit uns leite.

V. 15—28. Einst sprach die reine Stimme der Natur mächtig in allen Menschen. — V. 15. Du kennst doch die goldene Zeit? Du hast von ihr vernommen? — Es haben, statt relativer Anknüpfung. — V. 16. Manche Sage, einzelne Züge. — Rührend und kindlich; das letztere als Grund des erstern. Kindlich von der natürlichen Einfalt. Vgl. Ged. 97, 21.**). Man darf rührend und kindlich nicht auf Sage beziehen. Bei den Dichtern schweben besonders Hesiod und Ovid

*) Tiefe hat erst Körner hereingebracht.
**) Statt kindlich stand ursprünglich einfach.

vor, kaum Aratus und Tasso, eher die goethesche Stelle im Tasso (II, 1). Vgl. Ged. 47 Str. 6. V. — 17—25. Beschreibung der goldenen Zeit. — V. 17. Jene Zeit, kennst du doch? — Das Heilige die Gottheit, wie heilig bei Schiller mehrfach statt göttlich steht. Die Götter mischten sich damals noch unter die Menschen.*) — Gewandelt, wie Piccolomini III, 4: „Die sonst im Leben freundlich mitgewandelt." Den Gebrauch des unpassenden Perfektums statt des Imperfektums (vgl. V. 24) hier und V. 22 hat bloß der Vers veranlaßt. — V. 18. Da noch das Gefühl in reiner Fülle herrschte. Zu bewahrt ist hatte zu ergänzen.**) — V. 19—22. Da noch die Nothwendigkeit, welche das Weltall lenkt, auch in der Brust des Menschen waltete und sein Handeln bestimmte. — Im Sonnenlauf. Vgl. Ged. 5 Str. 1—4. 14 Str. 1 f. 29 Str. 4. Sonnenlauf ist ein etwas harter Daktylus. — Den hüpfenden Punkt, das punctum saliens, den Keim. — V. 21. Still, im Verborgenen wirkend. — Stetig, gleich, das überall durchgeht und sich gleich bleibt.***) — V. 22. Freiere, als die sonstigen Geschöpfe, da er zur Freiheit bestimmt war, eine Andeutung, die hier weniger passend scheint. — V. 23 f. Da der Sinn des Menschen ihn noch nicht auf Abwege führte. Ovid sagt vom goldenen Zeitalter, es habe „ohne Gesetz" freiwillig Treue und Gerechtigkeit

*) Statt im Leben hatte Schiller ursprünglich in der Menschheit geschrieben, was den Gegensatz schärfer bezeichnete. Erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte änderte er.

**) Noch in der zweiten Ausgabe der Gedichte stand der Instinkt statt das Gefühl.

***) Durch den Zusatz des noch vor der Nothwendigkeit am Anfang hat der Dichter den ursprünglich lahm anlautenden Vers verbessert und deutlicher auf V. 19 zurückgewiesen.

gepflegt. Hart ist irrend der Sinn, wofür irrte der Sinn sich leicht darbot.*) — V. 25—28. Da bedurfte man keiner philosophischen Sittenlehre. — V. 25. Es gab keinen Unterschied zwischen Eingeweihten und Uneingeweihten, man hatte keine Geheimlehre. Die Bezeichnung Profaner (profanus, ἐμύητος) sähe man gern entfernt, auch das übelklingende kein Eingeweihter (⏑ – – – ⏑). — V. 26. Was. Eigentlich sollte es heißen, „da man alles lebendig empfand, so brauchte man nicht u. s. w." — Bei Todten, in Geheimlehren, mit Bezug auf V. 19 f. — V. 27 f. Jeder vernahm und befolgte im Leben das Gesetz der Nothwendigkeit (V. 21), ohne dessen Grund zu ahnen. Statt das zweite als Gegensatz (obgleich) darzustellen, tritt es ganz gleichartig neben das erste.**) — Belebend, im Gegensatz zur leblosen philosophischen Lehre, dem kategorischen Imperativ Kants (V. 47), dem Herder im folgenden Musenalmanach in dem Gedichte Verschiedene Weise der Moral zu Leibe ging.

V. 29—36. Aber diese Stimme ist verstummt; deshalb muß der Forscher sie erst heraufbeschwören. Die Schilderung, wie er dies thut, stellt freilich nichts weniger als anschaulich und wahr die philosophische Spekulation dar. — V. 29. Ist dahin.***) Goethes Tasso klagt: „Die goldne Zeit,

*) Früher lautete V. 23: „Da ein sichres Gefühl noch treu wie am Uhrwerk der Zeiger." Die Veränderung am Schlusse war rein metrisch, die am Anfange dadurch veranlaßt, daß das Wort Gefühl jetzt schon V. 18 angewandt war.

**) Schiller hatte für jegliches Herz das nüchterne alle Welt geschrieben. Humboldt bemerkte dagegen: „Der Trochäus ohne Abschnitt an dieser Stelle macht, dünkt mich, den Vers sehr schleppend. Ich habe es ein paarmal in Ihren Beiträgen (zum Musenalmanach) gefunden."

***) Ursprünglich stand ist nicht mehr, was der Dichter jetzt V. 31 mit

wohin ist sie geflohen?" — Vermessene Willkür, da der Mensch sich seiner Freiheit überließ. Vgl. Ged. 71, 139 ff. V. 30. — Frieden, da bei dem natürlichen Triebe kein Widerstreit bestand.*) Die Natur ist getreu, insofern sie dem Gesetze der Nothwendigkeit folgt. — V. 31 f. Das Gefühl ist entweiht, und die Simme der Natur schweigt. Das Gefühl war früher die Stimme der Götter, ein Orakel oder, wie es Ged. 71, 148 heißt, der Gott. Entweiht und entadelt beziehen sich auf die gierigen, die Reinheit und Würde des Herzens störenden Triebe. Die beiden Verse besagen auf kaum zu billigende Weise ganz dasselbe; sie sind an die Stelle von fünf andern Versen getreten, da der Dichter drei dazwischen liegende Verse unterdrückte, welche die Quelle näher bezeichneten, woran der Forscher jetzt die Stimme der Natur suchen müsse, Verse, die, freilich ohne klare Anschaulichkeit, die Spekulation beschrieben. Die Stelle lautete:

Wolkigt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell**), tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.***)
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel.

---

andrer metrischer Messung braucht. Humboldt hatte ist nicht als zwei Kürzen getadelt. Der Anfang des Verses lautete zuerst gleichfalls unprosodisch Aber ach! jene Zeit.

*) Der Vers schloß ursprünglich göttlichen Einklang entweiht. Schiller änderte wohl nur wegen des trochäischen Gebrauches von Einklang.

**) Das ursprüngliche diese Quelle tief hatte Humboldt als unprosodisch getadelt.

***) Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu hüten. Das natürliche Gefühl, „der himmlische Strom", ist durch Schuld getrübt. Aus dem Bild vom Strome geht das vom Quelle hervor.

Der Quell ist versunken, er sprudelt allein noch im Schachte des Verstandes, worein man nur ganz leidenschaftslos hinabsteigen kann; er selbst wird als klar und kühl bezeichnet.*) — V. 33 f. Nur in der Tiefe der Seele findet der Denkende es wieder und verkündet es in geheimnißvollen Worten. Auch hier vermißt man frische Lebendigkeit gar sehr; weshalb der heilige Sinn sich in abstrakte, den gesunden Sinn zurückstoßende Worte hüllen müsse, wird gar nicht angedeutet.**) — V. 35 f. Wer rein sich in die Tiefe der Seele versenkt, dem gelingt es, die Stimme der unverfälschten Natur hier wieder zu finden. — Hier, im innern Selbst. — Reines Herzens, wie gutes Muths, nach Luthers biblischem Gebrauche mit starker Form, während Schiller sonst gegen Luther, Klopstock, Voß u. a. in ähnlichen Fällen die schwache Form hat. Goethe schwankt darin, zieht aber mit Ausnahme der Pronomina, meist die schwache Form vor. Reines Herzens bildet hier den Gegensatz zur gierigen Leidenschaft, welche die Welt beherrscht. Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind." Schiller braucht es auch in einer unterdrückten Szene des Karlos, wo es heißt: „Wer reines Herzens in diesen Brunnen sich hinunterläßt." — Gibt zurück. Durch sein weises Forschen gewinnt er die uns verloren gegangene Stimme der Natur zurück.

V. 37—48. Lebt noch die Stimme ungetrübt in

*) Der Vers begann früher Das Orakel, was Humboldt tadelte.

**) Zwischen beiden Versen ist ein Vers ausgefallen, der von der Nothwendigkeit wissenschaftlicher Erschließung spricht („Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen"); V. 33 ist mit geringer Aenderung aus einem Pentameter („Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist") zum Hexameter geworden, wogegen die umgekehrte Verwandlung von V. 32 (dem oben gegebenen Verse: „Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel") eine völlige Umgestaltung erforderte.

dir, so bedarfst du freilich der Lehre der Schule nicht, du brauchst nur deinem Triebe zu folgen, er wird dich recht führen. Daß dies noch möglich sei, nimmt er trotz der Behauptung, daß diese glückliche Zeit vorüber sei (V. 29 ff.), ohne weiteres an; die Aeußerung und das ganze Wesen des Fragenden drängt ihn dazu. — V. 37. Glücklicher. Die Anrede statt eines adverbialen Zusatzes zum Zeitwort. — V. 38 Fromm, von der Natur uns eingeprägt und noch nicht von der Begierde getrübt. — Instinkts. V. 18 hatte Schiller Instinkt in Gefühl verändert. — Liebende, liebevolle, nicht strafende, wie leise V. 5 steht. — Verwirkt, durch Abirrung vom Rechten, durch Schuld verloren. — V. 39 f. Ist dein Inneres unverdorben und unschuldig, so daß die Wahrheit noch in ihm wirkt. Das Auge als Spiegel der Seele. Von der schönen Seele sagt Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen." — Rufen für Ruf*), wie Ged. 62 Str. 3, 3. zu Ged. 59 Str. 19, 6. — V. 41. Hat sich noch kein Zweifel, was du thun sollst, in dir geregt? — V. 42. Auffallend ist die Gewissensfrage nach der Ueberzeugung, ob dies auch in Zukunft der Fall sein werde, zu deren weiterer Ausführung V. 43 f. gehören und das schon in der ersten Ausgabe der Gedichte ausgefallene Distichon:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur? —

V. 43. Werden nie verschiedene Empfindungen in dir miteinander kämpfen? — V. 44. Wird nie leidenschaftliche Begierde

*) Statt ihr Rufen stand früher ihre Stimme.

Stimme der Wahrheit durch Vorspiegelungen trüben? — V. 44*. Wird nie der Spott über deine Zaghaftigkeit dein Gewissen zum Schweigen bringen? Der Witz ist verschlagen, insofern der Spott ein geschicktes Mittel ist, die Schwachen zum Bösen zu verleiten. — V. 44**. Das ewige Steur, die lenkende Stimme, das Orakel (V. 32). Das Distichon ließ der Dichter mit Recht weg, da es das bereits Gesagte in anderer Wendung wiederholt. — V. 45 f. Dann kannst du dich ruhig auf dich verlassen, du bedarfst der Wissenschaft nicht. — Gehe hin, ohne dich an die Schulweisheit zu kehren. — Köstlich, weil sie ein unschätzbares, durch nichts zu ersetzendes Gut ist. — Das Wort Wissenschaft war oben mit dem ganzen Verse, worin es stand, ausgefallen. — Sie lerne von dir! da du ein Beweis bist, was die reine Stimme der Natur vermag. — V. 47 f. Das strenge Sittengesetz, der kategorische Imperativ, ist für dich nicht vorhanden; du brauchst bloß deinem Triebe zu folgen. Vgl. Ged. 189. Ged. 30 Str. 7, 7. — Ehrnem, hartem. Vgl. Ged. 92, 2.*) Schiller sagt in der angeführten Abhandlung, in der kantischen Moralphilosophie sei die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschrecke und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Aszetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Schon die imperative Form des Moralgesetzes klage die Menschheit an und erniedrige sie; der Geist des Gesetzes, das mehr durch Furcht als durch Zuversicht leite, sei auster. Vgl. Herders S. 216 genanntes Gedicht. — Was gefällt. Goethes Tasso be-

*) Früher fand sich das in gleicher Weise gebrauchte eisernem. Man kann sehr zweifeln, ob der Vers jetzt durch die zwei aufeinanderfolgenden Trochäen ehrnem Stab den gewonnen habe.

zeichnet als Wahlspruch der goldenen Zeit: „Erlaubt ist, was gefällt."

V. 49—54. Was du bildest und redest, wird mit hinreißender Gewalt die Welt bewegen, ohne daß du selbst dessen Bedeutung ahnst, da es frei und leicht aus deiner Seele fließt. Daß dieser Schluß zum Ganzen nicht passe, ward S. 211 bemerkt. — V. 49. Es ist eine ewige Wahrheit. Ausdruck und Anknüpfung sind hart.*) — Geschlechter, wie Ged. 71, 199. — Nach ergeht hatte die erste Ausgabe der Gedichte ein Komma, das die zweite mit Absicht wegließ. Zu ergeht wird gedacht dadurch, während, wenn man das Komma liest, es zu ergänzen ist, wie auch bei der frühern Fassung zu wird. — V. 50. Bildest, als bildender Künstler. — V. 51. Redest, besonders als Dichter. Vgl. Ged. 40 Str. 4, 4. — Den erstaunten, durch deine Schöpfungen in Erstaunen gesetzten.**) — V. 52. Den Gott, den Genius. — Gebeut, dich zur künstlerischen Schöpfung treibt. In der Abhandlung über Anmuth und Würde bemerkt Schiller: „Die schöne Seele weiß selbst niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln

---

*) Freilich nicht weniger hart war die frühere Fassung des Verses: „Herrschen wird durch die ewige Zeit wie Polyklets Regel", wo der fünfte Fuß durch Schwerfälligkeit und falsche Betonung anstößig ist. Polyklet (*Πολύκλειτος*) der Meister der argivisch-sikyonischen Kunstschule, zeichnete sich durch die ersten Formen und die ebenmäßigsten Verhältnisse aus; eine seiner Bildsäulen der sogenannte Speerträger, galt als Regel (Kanon) der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Humboldt bemerkte Schiller, den Anapästen Polyklets hätte er sich nicht erlauben dürfen.

**) Auch metrisch war das ursprüngliche die Herzen der statt den erstaunten Sinn viel schlaffer.

und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, sowie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen." — V. 53. Des Siegels. Siegel (sigilla) oder Schlüssel (claviculae) heißen die Zeichen, bei denen man die Geister mit den zu jedem vorgeschriebenen Worten beschwört. Faust spricht bei der Beschwörung: „So sieh dies Zeichen, dem sie sich beugen, die schwarzen Scharen!" — V. 54. Eroberte, obgleich du sie dir erobert, sie bezaubert hast. — V. 55 f. In dem später weggefallenen Distichon:

Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt,

lautete der Hexameter, wie wir aus einem Briefe Humboldts ersehen, früher:

Aber blind gewinnst du den Kranz, den wir sehend verfehlen.

Humboldt tadelte hier den Daktylus Kranz den wir. Aber ist ohne rechte Beziehung, da der Gegensatz schon durch erobert angedeutet ist. Man muß sich eroberte und blind wegdenken, um den Gegensatz zu gewinnen. Im Lichte, trotz unserer Aufklärung. — Für den kindlichen Sinn (vgl. V. 40) steht hier sehr kühn das spielende Kind. Vgl. Ged. 100 Str. 3, 5 f. Schiller ließ das Distichon weg, weil es das schon Gesagte wiederholt, und außer aber ihm auch wohl anderes darin mißfiel.

99. Der philosophische Egoist.

Gleichzeitig mit Ged. 79 am 31. August 1795 an Humboldt gesandt, der darin eine sehr eigene und hohe Schönheit fand. „Die Beschreibung der Mutter und des Säuglings ist überaus zart und lieblich, und die Wendung des Ganzen schön und überraschend." Auch Herder hatte so großes Gefallen an dem ihm mitgetheilten Gedichte, daß er eine Abschrift davon behielt. Dadurch kam es, daß das Gedicht von Herders Gattin diesem zugeschrieben und in dessen Gedichte aufgenommen ward. Ursprünglich für den Musenalmanach bestimmt, wurde es Mitte September dem neunten Hefte der Horen zugewiesen. A. W. Schlegel bemerkte in seiner Anzeige der Horen von diesem und einigen andern kleinen schillerschen Stücken, es würden darin sittliche Verhältnisse des Menschen mit eben so tiefem Blick in sein Inneres als weiter Aussicht in die umgebende Welt gefaßt und ernste Wahrheiten mit der ihnen entsprechenden nachdrücklichen Würde an das Herz gelegt. Leider hat Schiller, als er das Epigramm in den ersten Band seiner Gedichte aufnahm, nur in drei Versen die metrischen Härten getilgt, andere gleich starke sind geblieben.

Das Epigramm trifft diejenigen Jünger der kantischen Philosophie, welche eine völlige Abgeschlossenheit von aller menschlichen Theilnahme als die höchste Stufe der Sittlichkeit betrachteten. Schon in der Abhandlung über Anmuth und [illegible] tritt Schiller gegen diese Rigoristen auf, die verkennt menschliche Natur in der Wirklichkeit ein verbunde sei. „Nimmermehr", bemerkt er hier, „kann die Ver

als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt.“ Hier hält er dem philosophischen Egoisten, der kein Bedürfniß des Anschlusses an andere kennt, den offenbaren Willen der Natur entgegen, welche die Geschöpfe zu gegenseitiger Hülfeleistung bestimmt habe, wobei er vom weit ausgeführten Bilde des der Mutter bedürftigen Säuglings und der diesen nährenden Mutter ausgeht. So erscheine die Natur bald empfangend, bald gebend. Diesem großen Naturgesetze wolle sich der Egoist entziehen und für sich allein stehn. Daß die Natur selbst bald gebe, bald empfange, hätte anschaulicher ausgeführt sein sollen. Viel wirksamer wäre das Gedicht, wenn der Dichter gleich vom Bilde des Kindes und der Mutter als einem Beweise gegenseitiger Bedürftigkeit zu seiner Mahnung übergegangen wäre, was Schiller ursprünglich beabsichtigt zu haben scheint.

V. 1. Den Säugling. Der bestimmte Artikel veranschaulicht. — V. 2. Von Arme zu Arm kann doch nur bezeichnen sollen, daß die Mutter ihn bald im einen, bald im andern Arme trägt, kaum daß er vom Arme des einen zu dem des andern wandert. — V. 3. Bis ist höchst auffällig, da ja das Kind nicht so lang Säugling bleibt und getragen wird, bis der leidenschaftlich erregte selbstbewußte Jüngling erwacht ist. Mir ergibt sich keine annehmlichere Deutung als Lösung des offenen Widerspruchs. — Nur in V. 5—7 hat der Dichter die metrischen Härten getilgt.*) — Der Ausdruck V. 8 f. ist auch noch jetzt

*) V. 5 lautet im Musenalmanach: „Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde.“ Die letzte nicht durch das Metrum bedingte Aenderung hebt das Bild sehr glücklich. Aus einem Briefe von Schiller an Humboldt vom 7. September, in welchem er bemerkt, eine sei hier besser als die und in ersterer Lesart sei sie lang gebraucht, ergibt sich, daß der Vers ursprünglich begann: „Hast du die Mutter gesehen, wenn sie den Schlummer.“—

etwas auffallend, besonders das Nähren mit dem eigenen Leben, als ob sie ihr Leben dadurch verkürze (oder sollte es gar das Verzichten auf Lebensgenuß bezeichnen?) und die zitternde Flamme (als ob dem Kinde jeden Augenblick das Lebenslicht auszugehn drohe). — V. 8. Der Vers bezeichnet die selige Lust bei aller Aufopferung. — V. 9. Du lästerst, durch deine starre Theilnahmlosigkeit. Sehr hart ist bald zweimal als Kürze gebraucht. Auch die bestimmte Rückbeziehung auf das ausgeführte Bild dürfte etwas gezwungen sein. — V. 10. Empfänget ist mißbräuchliche Dehnung für empfängt, wie gefället Ged. 97, 28, und die Kürze des zweiten jetzt hart. Schien dem Dichter durch empfängt, jetzt der Vers zu schleppend zu werden? — Durch Bedürfniß, um Bedürfnisse zu schaffen und zu befriedigen. Der Ausdruck ist wunderlich. — V. 11. Selbstgenügsam, indem du an dir genug hast. — Dem Ring, dem von der Natur bestimmten Kreise. — Vertraulichem, engem. — V. 13. Durch dich selber, wozu stehn ergänzt wird, aber im Sinne von bestehn, den es auch V. 14 hat. — Tausch, wechselseitige Mittheilung.*)

V. 6 stand Sorglose für Träumende, V. 7 begann „Nährt mit ihrem eigenen Leben".

*) Der Ausruf „Du armer" steht noch in den Gedichten richtig zwischen zwei Kommata. Auch ist am Ende von V. 12 das ursprüngliche Komma statt des Fragezeichens herzustellen. Seltsam forderte Hoffmeister nach stehn ein Komma.

100. Die Worte des Glaubens.

Das Gedicht fällt in den Mai oder Juni 1792.*) In demselben Versmaße (vgl. zu Ged. 74) hatte Schiller schon das Reiterlied für Wallenstein gedichtet, das er den 8. April an Körner sandte. Diesem fiel gerade an unserm Gedichte, als er es im Musenalmanach neben Goethes Erinnerung las, der Gegensatz zwischen beiden Dichtern lebhaft auf. Vielleicht höre man in Goethe mehr den Dichter, in Schiller mehr den Redner. „Aber alles, was Sprache, Verslaut, Rhythmus und Würde des Tons vermag, um einen Gedanken ohne Beimischung eines sinnlichen Stoffs im glänzendsten Lichte aufzustellen, hast du, däucht mich, geleistet.“ An leuchtender Klarheit und leichtem Flusse möchte doch manches zu vermissen sein.

Kant hatte gelehrt, die Freiheit, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes seien durch die reine Vernunft gar nicht zu erweisen, wohl aber unabweisbare Forderungen der praktischen Vernunft. Die Unsterblichkeit hatte er als Forderung der praktischen Vernunft gefunden, indem er von der Tugend ausging und Glückseligkeit in der Tugend als den höchsten Wunsch des Menschen betrachtete. Schiller ward dadurch veranlaßt, die drei Ideen, die als ursprüngliche in der menschlichen Brust liegen, deren der Mensch sich nicht entschlagen kann, so lange er nicht ganz entartet ist, mit bewegtem Gefühle gleichsam als die Grundtöne der menschlichen Seele darzustellen, Freiheit, Tugend und

*) Irrig meint Gödeke, Schiller habe es am 29. April dieses Jahres an den Buchhändler Spener gesandt. Vgl. B. I, 175.

Gott. Wenn er die Unsterblichkeit hier nicht nennt, so liegt diese ihm schon in der Idee der Gottheit, welche der in allem Wechsel beharrende, erhaltende Geist ist. Der Ton des Gedichtes ist der des begeisterten Volkslehrers.

Str. 1. Einleitende Hervorhebung der hohen Bedeutung der drei Ideen. Zunächst werden sie als bedeutungsvoll genannt, dann V. 2—4 ihre allgemeine Verbreitung und ihre Herkunft bezeichnet, so daß sie als Gegenstand des Glaubens erscheinen. — V. 2 tritt selbständig statt relativisch auf. V. 3 f. stehen V. 2 entgegen, V. 4 selbst ist Gegensatz zu V. 3 („sondern nur das Herz u. s. w.").*) Ihre Bedeutung für den Menschen sprechen V. 5 f. aus, die also eine nähere Bestimmung zu inhaltschwer sind.—V. 6 beginnt hier, wie Str. 2 und 4, anapästisch. Hart ist drei als Kürze, auch der Jambus wenn er.

Str. 2—4. Erklärung der drei Worte. — Str. 2. Freiheit steht hier im Sinne von freier Willensbestimmung, die, wie es in den ästhetischen Briefen heißt, dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt und ihm weder gegeben noch genommen werden kann. In diesem Sinne ist der Mensch auch frei, wenn er als Sklave geboren ist, so daß sein Herr über ihn als leibliches Wesen verfügen, ihm jede äußere Gewalt anthun kann. — V. 3 f. Diese Freiheit darf man nicht verwechseln mit jener vorgeblichen Freiheit, der Entfesselung wilder Leidenschaft, die Ged. 71, 141 ff. Ged. 72 Str. 16, 13 ff. ergreifend geschildert wird. Der Pöbel, der ewig blind ist, schrei nach Freiheit und läßt sich in seiner Verblendung zu den fürchter

*) Nach die Gedichte haben nach den fünf ersten Versen Kommata. Will man ein Semikolon setzen, so ist dies nur nach V. 2, nicht an der Stelle. Nach V. 4 muß Punkt stehn.

lichsten Greuelthaten hinreißen. — V. 5 f. Vor solchen, ihre Freiheit mißbrauchenden Menschen, dem Volke, das, „zerreißend seine Kette, zur Eigenhülfe schrecklich greift" (Ged. 72 Str. 16, 15 f.), muß man freilich zurückbeben, aber nicht vor dem wahrhaft Freien, der Macht über seine Triebe hat, während jener Sklave der Leidenschaft ist. Auf die wunderlichste Weise hat man die Stelle mißverstanden, indem man unter dem schreienden Pöbel den sinnlichthierischen, unter dem rasenden Thoren den Verstandesmenschen gedacht hat. Nur eine falsche Anwendung der genannten Briefe macht die Möglichkeit eines solchen Irrthums erklärlich. V. 3 f. bezeichnen nicht verschiedene Personen, sondern ganz dieselben. Das nachtretende nicht und das Aufsparen des auch zum ersten Gliede gehörenden erzittert auf den Schluß geben eine besondere Kraft.*) — Str. 3 f. 1. Anklang an den Anfang von Hallers Gedicht die Tugend:

Freund! die Tugend ist kein leerer Namen.

Die Tugend ist hier nicht „die Neigung zu der Pflicht", sondern das strenge Handeln nach den Vorschriften der Vernunft. Schiller erklärt, daß dieses kein Hirngespinnst sei, daß der Mensch darnach handeln, er das Streben, so immer zu handeln, lebendig in sich erhalten könne, wenn er auch häufig sich zu einem entgegengesetzten Handeln durch die Macht der Sinnlichkeit verleiten lassen sollte. Das „Straucheln überall" ist ein etwas überstarker Ausdruck, wobei dem Dichter wohl das biblische Wort vorschwebte, daß der Gerechte siebenmal am Tage falle. — V. 4. Mit gött-

*) Nach V. 2—4 hat der erste Druck Komma. Erst die zweite Ausgabe der Gedichte setzte nach V. 4 Punkt, Körner Ausrufungszeichen. Offenbar hängen V. 3—6 näher zusammen. Nach V. 4 ist Semikolon zu setzen.

lich wird die Tugend als der höchste Grad menschlicher Vollkommenheit, als der Sieg des in ihm lebenden und wirkenden göttlichen Geistes bezeichnet. — V. 5 f. fügen hinzu, daß die fromme Einfalt im Leben das Rechte unwillkürlich thue, zum Beweise, daß ein tugendhaftes Handeln wohl möglich sei. Vgl. Ged. 98, 38 ff. — V. 5 nach 1 Kor. 1, 19 („Und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen"), ist in seiner Allgemeinheit übertrieben; der Dichter will nur sagen, der Verständigste verkenne oft das Rechte. Die beiden letzten Verse beweisen, wie sehr der Trieb nach dem Rechten in der menschlichen Brust liege. Die Anknüpfung ist gar lose. Gern würde man das verbindende und getilgt und dann nach V. 4 Punkt gesetzt sehn. — Str. 4. Der göttliche Geist beherrscht die Welt; er ist das Beharrliche in allem Wechsel. — V. 1. Heilig, da er wegen der ihm innewohnenden unendlichen Vollkommenheit nie irren kann. Vgl. Ged. 54 Str. 26, 2. — V. 3. Ueber der Zeit und dem Raume, den nothwendigen Formen menschlicher Anschauung. — Webt, von der sich bewährenden Lebenskraft, wie in dem biblischen leben, weben und sein. — V. 4. Lebendig, im Gegensatz zum bloßen Denken. Gott heißt der höchste Gedanke, insofern der Mensch genöthigt ist, als äußerstes Wesen, über welches nichts hinausgehe, sich eine Gottheit zu denken. — V. 5 f. Daß dieses Wesen das einzige Beharrliche in allem Wechsel der Erscheinungen sei, wird lose angeknüpft. Auch hier sähe man und gern getilgt.

Str. 5. Mahnung, den Glauben an diese drei Worte nur stets zu bewahren und weiter zu verbreiten. — V. 1. Inhaltschwer steht hier ungefüger als Str. 1. — V. 3. Und schließt hier nicht so wohl an, wie doch Str. 1. — V. 4. Die Abweichung der Str. 1 wurde dadurch veranlaßt, daß nur hier nicht stehn konnte. Aber Innres ist weniger

anschaulich, und eben wegen des Gegensatzes von außen etwas gesucht. — V. 5 f. enthalten die Begründung der Mahnung. Im Musenalmanach lauteten die beiden letzten Verse ganz wie in der ersten Strophe.

---

101. Die Worte des Wahns.

Unser Gedicht schrieb Schiller als Gegensatz zum vorigen nach seiner eigenen Angabe im Jahre 1799, jedenfalls nach Vollendung des letzten Musenalmanachs (vgl. Band I, 237); es erschien in Cottas Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801 und im ersten Theile der Gedichte, wo es aber vom vorigen sehr weit getrennt steht, unmittelbar nach der Resignation (Ged. 28), erst an sechster Stelle nach dem Gedichte das Ideal und das Leben (Ged. 69), womit man es hat in Verbindung bringen wollen. Körner fand es vorzüglich. Der Dichter wendet sich hier an die guten und schönen Seelen, die, wie er in der Abhandlung über das Erhabene sagt, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideen dringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt werden. Der Mensch darf sich nicht dem Wahne hingeben, das Rechte müsse immer siegen, das Glück dem Guten zur Seite stehn, die Erkenntniß der vollen Wahrheit uns werden; es ist dies ein Ideal, das als Bedürfniß in unserer Seele lebt und leben muß, dessen Erfüllung wir aber auf Erden nicht suchen dürfen, weil wir darüber den wahren Zweck des Lebens versäumen, der in der vollendetsten Entwicklung

unserer Natur liegt, die durch die vergebliche Sehnsucht nach der besten Welt auf Erden gehemmt wird. Der Ausdruck ist nicht überall treffend, oft gezwungen; das Ganze schließt sich viel weniger einheitlich zusammen, wie das vorige Gedicht. Str. 1 finden wir die unreinen Reime Besten trösten, Frucht sucht; **i ü, ei eu** reimen Str. 2 und 3; Str 5 stehen bewahre und Wahre im Reime.

Str. 1. Die drei Worte oder vielmehr Hoffnungen bringen diejenigen, die an ihnen festhalten, um den Gewinn des Lebens. — V. 1. Bedeutungsschwer, nicht inhaltschwer; man legt ihnen eine hohe Bedeutung bei. — V. 3. Ihr Klang ist leer sagt dasselbe, wie sie schallen vergeblich. — V. 4 begründet V. 3. Helfen und trösten, wie eine gegründete Hoffnung. Der Ausdruck ist wenig bezeichnend. — V. 5 f. Wer ihnen nachhängt, vergeudet das Leben. Das Bild vom Schatten tritt in den Satz selbst ein. Statt verscherzt ist dem Menschen erwartet man es verscherzt der Mensch.*)

Str. 2—4. Ausführung der drei Worte. — Str. 2, 1 An die goldene Zeit, daß diese kommen werde. Eine solche Hoffnung auf die Zukunft ist hier eigentlich nicht an der Stelle; im Grunde meint der Dichter, daß man an die Gegenwart diese Forderung stelle, und sich betrübe, weil diese Forderung unerfüllt bleibe.**) — V. 3 f. Sonderbar wird der Streit, der Feind,

*) Der erste Druck hat nach jedem der fünf ersten Verse Komma, schon die erste Ausgabe der Gedichte nach V. 4 Punkt. Vielleicht setzt man am besten nach V. 2 Doppelpunkt, nach V. 4 Semikolon.

**) In der ersten Ausgabe der Gedichte steht nach V. 2 Komma mit Gedankenstrich, dagegen nach demselben Verse Str. 3 und 5 Punkt, Str. 4 wieder Gedankenstrich. Punkt ist an allen vier Stellen zu setzen, wie es der erste Druck in Strophe 5 hat.

nicht näher bezeichnet. Daß das Schlechte, das Böse, auf Erden immer Macht habe, wird V. 5 f. in einer etwas wunderlichen Weise mit Anwendung des auch Goethe geläufigen Bildes vom Erdensohn Antäus ausgedrückt, der, so lange er die Erde berührte, immer unüberwindliche Kraft besaß, so daß Herkules, um ihn zu besiegen, ihn aufheben mußte, wo er ihn dann leicht erwürgen konnte. Der Gedanke, den man darin hat finden wollen, daß nur im Reiche des Ideals das Gute obsiege, ist hier fremdartig. — Frei, indem du freie Gewalt über ihn hast. Oder soll es Beiwort zu Lüften sein? — Str. 3, 1. Buhlend, das sich seine Lieblinge aussucht. — V. 2. Sich vereinigen, zufallen. — V. 4 f. Der Gute darf nicht auf irdisches Glück hoffen; die Erde ist nicht seine Stätte, er muß seinen Blick auf das Jenseits richten. Der Ausdruck ist gezwungen. Man hat auch hier irrig an das Ideal gedacht. — Str. 4, 1 f. Diese dritte Hoffnung paßt wenig zu den beiden vorigen; man erwartet eher, daß die Wahrheit auf Erden anerkannt werde.*) — Wird, wogegen werde Str. 3, 2. — V. 2. Vgl. Ged. 66. — V. 5 f. Kein irdisches Wort kann sie aussprechen. Vgl. Ged. 98, 8. — Kerkerst, willst einkerkern. — Tönend, das ein leerer Schall ist. — Der Freie**), als ein Freier, frei. — Wandelt, im allgemeinen Sinne. — Im Sturme, unaufhaltsam, rasch.

Str. 5. Die Befriedigung, welche man auf diese Weise draußen sucht, kann man nur in sich finden. — V. 2. Den himmlischen Glauben, den Glauben an das Gute, Edle und Wahre. Anders kann die Stelle nicht verstanden

---

*) Statt glaubt hat der erste Druck wähnt.

**) In den Gedichten steht der freie. Gödeke meint, der große Anfangsbuchstabe des ersten Drucks solle nur, wie das Unterstreichen, betonen.

werden des folgenden wegen; sonst könnte man geneigt sein, dabei an die drei Worte des Glaubens zu denken. — V. 3. Was man draußen nicht finden kann. Nach dem freilich ganz anders bezogenen biblischen Ausdrucke 1 Kor. 2, 9. — V. 4. Es ist das, was der Mensch erstreben muß. Aber der Ausdruck „das Schöne, das Wahre" ist hier verfehlt, da eben vom Guten, Edlen und Wahren selbst die Rede ist. Der noch dazu gleichlautende Reim hat den Dichter gezwungen. — V. 6. Du bringst es ewig hervor, durch dein eigenes Thun und Denken. Das ist freilich beim Wahren in dem Sinne, wie es Str. 4 genommen wird, nicht der Fall.*)

---

102. Sprüche des Confucius.

Den ersten Spruch des Confucius dichtete Schiller im Juli 1795 Vgl. Band I, 123. Humboldt, dem er denselben in der ersten Lieferung zum Musenalmanach gesandt hatte, fand große Freude daran; Schiller habe diese Sprache in kurzen Sprüchen, di er gar sehr liebe, recht gut getroffen. Der zweite wurde zuerst im April 1797 entworfen und dem Buchhändler

*) Das Ausrufungszeichen hat schon der erste Druck nach V. 4; ein Semikolon wäre wohl deutlicher. Nach dennoch hat die erste Ausgabe der Gedichte das Komma irrig weggelassen. Das ursprüngliche Komma nach V. 5 ist beizubehalten, nht mit Körner Semikolon zu setzen; die Worte „da sucht es der Thor" (wo er der Thor sucht) stehen parenthetisch, wie Schiller solche eingeschobene Sätze liebt.

Spener gesandt (Band I, 175), erschien dann, wohl verändert, im Musenalmanach auf das Jahr 1800. In der Sammlung der Gedichte waren beide noch nicht unter einer Ueberschrift vereinigt, wie es durch Körner geschah, sondern zwischen ihnen standen noch sieben Gedichte; der erste Spruch folgte auf den Spaziergang, der zweite auf das Lied von der Glocke. Der chinesische Weise Confucius, eigentlich Kong-Fu-tse (451—479 v. Chr.), hatte seine Lehre in dem ersten Abschnitt des Buches Ta-hio (die große Lehre), fortgesetzt von Tseng-tse, in 205 Sprüchen zusammengedrängt. Die Unterredungen des Weisen mit seinen Schülern hatten zwei derselben in dem Buche Lün-ü (Gespräche) niedergeschrieben. Ein wirklicher Spruch des chinesischen Weisen schwebt nicht vor; Schiller wollte nur die mystische Ausdrucksweise durch die Ueberschrift bezeichnen, ähnlich wie Goethe später durch die Bezeichnung Weissagungen des Bakis.*)

Erster Spruch. An die Bezeichnung des verschiedenen Ganges der Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit schließen sich zwei Lehren an, 1) daß man diesen Gang nicht zu ändern vermöge, 2) wie man sich gegen sie zu stellen habe. Die Verse sind trochäisch, die Reimformen der Strophen, von denen die erste aus vier, die beiden andern aus sechs Versen besteht, von verschiedener Art.

Str. 1, 5 ist still steht die (– ⏑ –) sehr kurt. — Str. 2, 1 f. Durch Ungeduld verkürzen wir die Zeit der Erwartung nicht. — Verweilt, wie zögernd Str. 1, 2, vom langsamen Schritt. — V. 3 f. Die Gegenwart steht nicht still, wenn wir sie

*) Schiller kannte wohl die von Jesuiten unter dem Namen Confucius Sinarum philosophus (1687), herausgegebene Uebersetzung der Werke des Weisen.

zu benutzen säumen. Furcht, Scheu, Zweifel, Bedenken. — V. 5 f. Das Vergangene können wir nicht ändern. — Reue, über unser Handeln. — Zaubersegen, ein sehr starker Ausdruck für den Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen.*) — Str. 3, 1 f. Willst du dein Leben glücklich vollbringen.**) — V. 3 f. Achte auf die Folgen deiner That, sei aber nicht säumig, wo du handeln mußt. — V. 5 f. Ueberlaß dich nicht dem Genusse der Gegenwart, so daß du später, wenn sie vergangen ist, deshalb Reue empfindest. Der Dichter befolgt in allen drei Strophen dieselbe Folge der drei Zeiten.

Zweiter Spruch. Dieser Spruch vom Raume ist dem frühern von der Zeit nachgebildet. Bei Confucius spielt die Mitte eine bedeutende Rolle.***) Auch hier finden wir drei trochäische Strophen; nur hat die erste fünf, die zweite neun, die dritte bloß drei Verse, und der erste Vers der letztern reimt auf den vierletzten der zweiten, wie ähnliches sich auch Ged. 65 findet.†) Nach Str. 2, 5 stand nämlich ursprünglich noch der Vers mit allfassendem Gefühl, der in den Gedichten, vielleicht durch bloßes Versehen, ausgefallen ist. An die Bezeichnung der drei Ausdehnungen des Raumes schließen sich zwei Lehren an, die

*) Die stehende (Zeit), nicht die Stehende, hat richtig schon der erste Druck; das Participium gleich den Sätzen mit wem. Ebenso verhält es sich mit Str. 3, 3. 5 f.

**) Statt des ursprünglichen Fragezeichens nach V. 2 haben die Gedichte Komma.

***) Des Confucius Enkel Tseusse gab das Buch Tschong-yong (die unveränderte Mitte) heraus. Auszüge daraus gab Herder 1802 in der Adrastea.

†) Der Anfang einer neuen Strophe ist im ersten Drucke dadurch bezeichnet, daß der drittletzte Vers, gerade wie V. 1 und 6, herausgerückt ist. Auch steht nach V. 15 Punkt und Gedankenstrich. In den Gedichten ist freilich die Andeutung des Abschnitts verschwunden, und nach V. 15 steht bloßes Komma, wofür Körner wieder Punkt setzte.

aber durch einen besondern Vers eingeleitet werden, welcher diese Ausdehnung als Bild für das menschliche Handeln bezeichnet, und die zweite stellt sich als Begründung der ersten dar.

Str. 1. Die Unterscheidung der drei Ausdehnungen, die hier allgemein, nicht als den besondern Gegenständen anhaftend, gedacht werden, ist freilich nicht sehr bezeichnend. Bei allen wird das Unendliche in verschiedener Weise hervorgehoben, bei der Länge als ein Fortstreben, bei der Breite als ein Fortsichgießen (Ergießen), bei der Tiefe als ein Sichsenken; nur letzteres ist bezeichnend im Gegensatz zu den beiden erstern. Ebenso sind rastlos und endlos nicht treffend, nur grundlos, beiden gegenüber. Die Zusätze ohn' Unterlaß und ins Weite sind eigentlich müßig, und kommen nur auf Rechnung des Verses und Reimes.*) — Str. 2, 1. Der Ausdruck ist steif.**) — V. 2. Vorwärts sollte als Hauptpunkt voranstehn und rastlos aus Str. 1, 2 nicht wiederholt sein, also der Vers etwa beginnen vorwärts immer. Auch müßte hier die Länge wiederholt sein, wie V. 5 die Breite, V. 8 die Tiefe. — V. 4. Willst du dein Ziel erreichen. — V. 5–7. Nach allen Seiten mußt du dich umsehn, willst du die Welt kennen lernen. Der Ausdruck sich ins Breite***) entfalten ist keineswegs treffend, ebenso

*) Nach rastlos hat der erste Druck ein Komma zur Andeutung, daß rastlos von fort zu trennen ist, wie V. 4 endlos nach fort ins Weite steht. Körner setzte statt des Kommas nach Länge irrig ein Semikolon nach Weite.

**) Nach diesem Verse hat der erste Druck Punkt, die beiden Ausgaben der Gedichte Komma. Ersterer ist herzustellen.

***) Der Druckfehler Weite im Musenalmanach ist schon in der ersten Ausgabe der Gedichte verbessert, welche aber die unzureichenden Kommata nach V. 2—8 beibehalten, ja auch nach V. 9 bloßes Komma gesetzt haben.

wenig allfassend im Sinne von an allem theilnehmend. — V. 8 f. Um gründlich eine Sache zu erkennen, mußt du in die Tiefe steigen. — Str. 3, 1. Beharrung, Beharrlichkeit. Das Wort paßt wenig zum Vorwärtsstreben, da es zu sehr an seine ursprüngliche Bedeutung erinnert. Warum nicht nur der Fortschritt? — V. 2. Der Vers, der dazu dasselbe Zeitwort wiederholt, ist nicht gelungen. — Das zu vieldeutige Fülle drückt die allseitige Betrachtung nicht aus. — V. 3. Im Abgrund ist nicht bezeichnend. Warum nicht im Geheimen?

---

103. Licht und Wärme.

Gedichtet im Mai oder Juni 1797, in demselben Versmaß wie Ged. 100, nur daß der Anapäst nie an die Stelle des Jambus tritt. Vgl. Band I, 175. 180. Körner bemerkte, das Gedicht gehöre zu der Gattung, die mehr rednerisch als poetisch sei. Er tadelte die zu vielen Konsonanten des Schlußverses, nicht ohne Anerkennung der großen Schwierigkeiten, die besonders ein deutscher Dichter hier zu überwinden habe. Dem ganzen Gedichte fehlt es an lebendiger Frische und treffender Klarheit des Ausdrucks. Den Inhalt bildet die Ausführung des Wunsches, daß der Mensch durch die klare Erkenntniß der die Welt beherrschenden niedrigen Leidenschaften nicht sich abhalten lasse, mit freudigem Eifer für die Menschen zu wirken, daß er, wie es in der auffallenden sinnbildlichen Ueberschrift heißt, Licht und Wärme habe. Körner hatte einmal an Schiller geschrieben, Licht und Wärme

sei das höchste Ideal der Menschheit; beides im möglichsten Gleichgewicht zu halten sei der vollkommenste Zustand, ein würdiges Ziel unserer Bestrebungen.

Str. 1. Wir treten in die Welt mit dem edelsten Eifer, das Gute zu fördern. — V. 1 f. Die Bezeichnung der bessre Mensch ist etwas matt. „Die Begeisterung und Liebe gehört zu dem bessern Manne, aber sie vollendet ihn nicht", schrieb Schiller einmal. — V. 3. Was ihm die Seele schwellt, die edelsten Bestrebungen. Vgl. Ged. 40 Str. 2, 4. — V. 4. Außer sich, bei andern. — Zu schauen, zu finden. — V. 5. Warm, da er warm erfüllt ist. — V. 6. Der Wahrheit, dem, was er als recht erkannt hat, wie wahr häufig vom Rechten steht.

Str. 2. Aber wenn er die Niedrigkeit der Welt erkannt hat, wird sein Herz gegen die Menschen kalt. — V. 1. Ist, zeigt sich. — Klein, niedrig, eng, beschränkt, im Gegensatz zu großen, in die Weite gehenden Gedanken. — V. 2. Es, alles, das Treiben der Welt.*) — V. 3 f. Weltgedräng, bei dem vielfachen Zusammenstoßen mit andern. — Zu bewahren, vor Schaden. — V. 5. Kalt, der Gegensatz zur vorigen Wärme. — Stolz, verächtlich. — Ruh', da er nicht mehr für andere wirken will. — V. 6. Endlich möchte man gern getilgt, da wir V. 5 f. gleichzeitig mit V. 3 f. zu denken haben. Das Verschließen des Herzens liegt schon in der „kalten, stolzen Ruhe".

---

*) Noch in den Gedichten stehen nach V. 1 und 2 Kommata. Nach V. 1 mit Körner Semikolon zu setzen und V. 2 als Vordersatz zum folgenden zu ziehen, verbietet die Symmetrie; auch würde in diesem Falle statt da wohl so sich finden.

Str. 3. Möchte die Einsicht doch mit warmem Eifer sich verbinden! — V. 1 f. Geben Glut, verleihen Wärme. Der Satz ist allgemein von aller Erkenntniß ausgesprochen, obgleich der Dichter nur die Kenntniß der Welt im Sinne hat, die sogar die Wärme kühlt. In dem Hochzeitliede an Henrietten (Band I, 42 ff.) sagt Schiller, Weisheit tödte oft die Glut unserer schönsten Triebe. — V. 3. Des Wissens scheint doch nur auf Kenntniß der Welt allein bezogen zu sein. — V. 5. Paart. Die Anrede kommt etwas zu unerwartet. — Zu eurem schönsten Glück, wenn ihr wahrhaft glücklich sein wollt. Aber es liegt dies schon in dem auf V. 3 f. rückweisenden drum. — V. 6. Des Schwärmers, des warmen Eiferers. — Des Weltmanns, des besonnenen Betrachters der Wirklichkeit.

---

104. Breite und Tiefe.

Gleichzeitig mit Ged. 103 und im Versmaße von Ged. 100 Sonderbar genug bezeichnete Körner das Gedicht als eine Fabel (mit Bezug auf die Allegorie Str. 3), welcher die Moral (Str. 1 f.) vorangeschickt sei. Das Bild stellt den ausgeführten Gedanken noch einmal anmuthig dar, ganz wie im letzten Gedichte der Sammlung, Abschied. Wer etwas Großes leisten will, darf sich nicht in die Breite verlieren, er muß seine Kraft auf einen kleinen Punkt sammeln, sich in sich vertiefen. Der Dichter hat sich im Ausdruck sehr gehn lassen; treffende Bestimmtheit vermißt man hier, wie im vorigen Gedichte.

Str. 1. Viele machen sich durch vielseitige Kenntniß im Leben einen glänzenden Namen. — V. 2—4 enthalten die nähere Ausführung von viele. — Reizet, gefällt, von dem, was zur Zeit in der Welt Glück macht, sich besondern Beifalls erfreut. — V. 5. Dächte, sollte denken. Dieser Gebrauch ist kaum zu billigen. — Laut. Vielleicht wäre so laut vorzuziehen. — V. 6. Sie hätten das Höchste erreicht. Es schwebt das Sprichwort vor: „Wer's Glück hat, führt die Braut heim." — Erobert, launiger Ausdruck für erlangt.

Str. 2. Aber ihr Name schwindet mit ihnen, wogegen, wer etwas Tüchtiges schaffen will, seine Kraft sammeln muß. — V. 1 f. Ganz still ist wunderlich gesagt zur Bezeichnung, daß ihr Leben keine Folgen zurückläßt, vergebens gewesen ist. Statt war erwartet man ist. Vgl. Ged. 169. — V. 3. Treffliches leisten ist gar zu gewöhnlich.*) — V. 4. Hätt' geboren, sollte eigentlich heißen möcht' gebären. Der Dichter versetzt sich hier, wie V. 2, in die Zukunft. — V. 5. Die Wiederholung von still (V. 1) ist störend. Nur die Versnoth erpreßte unerschafft; es soll die unermüdliche Ausdauer bezeichnen. — V. 6. Im kleinsten Punkte, in einem, möglichst kleinen Punkte, von welchem aus er wirken will.

Str. 3. Der kleine Kern, aus dem der ganze Baum sich entwickelt, ist ein Bild einer auf diese Weise zu gewinnenden mächtigen Wirkung. Die Ausführung des Bildes ist verfehlt, wie schon Körner bemerkte, obgleich seine Aeußerung: „Ohne Stamm und Blätter gab es doch

*) Der erste Druck hat gerne, wofür in den Gedichten wohl durch Druckfehler gern steht.

weder Kern noch Früchte", nicht ganz zutrifft. Wenn Schiller den Baumstamm mit Zweigen und Blättern erwähnt, so mußte er bemerken, daß diese, wie stattlich sie sich auch erheben, nicht da sein würden ohne den kleinen im Boden verborgenen Kern, worin der ganze Baum verschlossen ruht. Die Erwägung, „doch können sie Früchte nicht zeugen", paßt nicht: sie soll einen Gegensatz zur Schönheit der Blätter bilden; aber wird bei ihnen auf das Nichttragen von Früchten Gewicht gelegt, so kann man ja doch von den Zweigen des Stammes wohl sagen, daß sie, wenn auch nur mittelbar, Früchte zeugen. Kaum würde wohl etwas einzuwenden sein, lautete V. 4: „Wer mochte sie wohl erzeugen?"

---

105. Die Führer des Lebens.

Schiller sandte das Gedicht am 17. Oktober 1795 zum Druck (Band I, 142 f.); es erschien im Dezemberheft der Horen. Herder verstand es nicht, wenn er meinte, die Darstellung erschöpfe hier nicht den vortrefflichen Sinn, und Schiller werde hoffentlich die Idee schöner und energischer wenden: stehe der erhabene Genius nur am Grabe (so faßte er V. 5 ff.), uns hinüberzutragen, so gehe er nicht dem Schönen während des Lebens zur Seite, und wir bedürften seiner vielleicht auch im Leben mehr als zuletzt. Und doch war damals das Gedicht leichter zu verstehn, wo es noch die auf seine Beziehung hindeutende Ueberschrift hatte Schön und Erhaben, wogegen es bei der in den Gedichten ihm gegebenen ganz räthselhaft geworden. Man hat

die Deutung des Epigramms längst in folgender Stelle der Abhandlung über das Erhabene gefunden, die erst fünf Jahre später geschrieben wurde und 1801 erschien. Dort heißt es: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns; denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindligte Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, im andern das des Erhabenen." Als Schiller im Jahre 1802 das Epigramm in den zweiten Band seiner Gedichte mit wenigen Veränderungen*) aufnahm, lag jene Abhandlung längst vor, was ihn vielleicht zur Aenderung der Ueberschrift bestimmte. Die jetzige dürfte kaum zu billigen sein, so lange nicht am Schlusse des Epigramms die kaum zu findende Lösung gegeben wird.

V. 1. Leiten. Sie sind die dem Menschen bestimmten Leiter. Statt dich, das im engern Sinne, als eigentliche Anrede, V. 2 steht, wäre hier den Menschen eher an der Stelle. — V. 2. Vereint, beide. — Helfend zur Seite stehn, Beistand leisten. — V. 6. Der Ausdruck ist irre führend, da man die Ewigkeit nicht auf das Jenseits der Sinnlichkeit, sondern auf das des

*) V. 1 schloß früher weniger fließend die durch das Leben dich leiten, V. 2 stand gehn, V. 9 ersten.

irdischen Lebens zu beziehen gewohnt ist. Vgl. Ged. 6 Str. 6, 4 ff. 28 Str. 3, 1 f. — V. 9 f. führen schließlich den Wunsch von V. 2 als dringende Mahnung in keineswegs klar treffender Weise aus. Zur Erläuterung dient folgende Aeußerung der genannten Abhandlung: „Ohne das Schöne würde zwischen unserer Naturbestimmung und unserer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit sein. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsere Menschheit versäumen, und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unserer Würde vergessen lassen. — Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsere Empfänglichkeit für beides in gleichem Maß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen." Das Glück ist demnach das Glück des Menschen als Sinnenwesen.

---

106. Archimedes und der Schüler.

Das Gedicht ward gleichzeitig mit 105 an Cotta abgesandt und erschien im Novemberhefte 1795 der Horen. Vgl. zu Ged. 218. Schiller hat hier folgende Stelle des Plutarch im Leben der Marcellus (17) gleichsam in Szene gesetzt: „Bei alle dem war Archimedes von so edler und erhabener Gesinnung und im Besitze

eines solchen Reichthums theoretischer Kenntnisse, daß er sich nicht entschließen konnte, über dasjenige, was ihm den Ruhm einer göttlichen, nicht bloß menschlichen Einsicht verschafft hatte, eine eigene Schrift zu hinterlassen; vielmehr betrachtete er die Beschäftigung mit mechanischen Arbeiten, und überhaupt jede Kunst, die sich mit nothwendigen Bedürfnissen abgibt, als ein unedles und niedriges Handwerk, weshalb er seinen ganzen Eifer nur auf solche Kenntnisse richtete, die das Gute und Schöne unvermischt mit dem Nothwendigen enthalten." Er läßt es hier den Weisen aussprechen, daß die Kunst sich selbst Zweck ist, daß sie ihren Werth in sich trägt, nicht von ihrer Nutzbarkeit erhält. Vgl. das Epigramm Wissenschaft (Ged. 210). In den ersten Theil der Gedichte nahm Schiller es mit zwei Aenderungen auf.*)

V. 4. Plutarch berichtet a. a. O. (15) von der großen Maschine, die Marcellus bei der Belagerung von Syrakus (287 v. Chr.) auf einer Brücke in die Nähe der Mauern der Stadt gebracht, und die den Namen Sambuca geführt wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Saiteninstrument: „Die Römer wurden, als sie zur Nachtzeit damit heranrückten, durch die von Archimedes getroffene Vorsorge in ärgster Verwirrung und mit großem Verluste zurückgetrieben. Marcellus hob die Belagerung auf, da er, wie er scherzhaft äußerte, nicht weiter mit diesem Briareus (Riesen) von Geometer sich einlassen wollte."**) — V. 5. Sie ist es nicht dadurch erst geworden, wie du glaubst,

*) V. 3 stand früher Früchte statt Frucht, V. 8 „Früchte, die kann auch eine Sterbliche."

**) Der Vers lautete ursprünglich anders. Schiller hatte Syrakus als Daktylus genommen; Herders Tadel bestimmte ihn zur Aenderung. Der Vers begann wohl Syrakus' Mauern, und es folgte darauf mit Macht oder etwas ähnliches.

daß sie die Stadt gerettet. — V. 7 f. Herder meinte, das Epigramm höre schon mit V. 6 auf; das letzte Bild oder Gleichniß komme unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da bloß doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führten. Er übersah aber, daß Archimedes hiermit den Schüler zurückweist, der die Wissenschaft nur ihres Nutzens wegen aufsucht. Freilich ist der Schluß V. 7 auch nach der jetzigen Fassung nicht ganz treffend; er könnte etwa lauten „so wirst du nimmer sie schauen".

---

107. Menschliches Wissen.

Gleichzeitig mit 105 und 106 abgesandt und erschienen im Dezemberhefte 1792 der Horen. Unverändert nahm Schiller es in den ersten Theil der Gedichte auf. Das Epigramm wendet sich gegen die Naturforscher, welche die Natur zu begreifen wähnen, weil sie gewisse Gesetze hineingetragen und die Erscheinungen darnach geordnet. Sie seien damit, sagt der Dichter, eben so wenig in den Geist der Natur gedrungen, wie der Astronom, der die Sterne in der willkürlichen Zusammenfassung als Sternbilder auf sein Planiglobium gezeichnet habe. Er wollte hier den hallerschen Spruch:

Ins Innre der Natur
Dringt kein erschaffner Geist;
Glückselig, wem sie nur
Die äußre Schale weist!

den Goethe später wegen seiner Scheidung von Schale und Kern verspottet hat, in anderer Wendung wiedergeben. Vgl. auch Goethes Aeußerung im zweiten Monolog des Faust. An die wahren Naturforscher denkt er hierbei nicht, sondern an diejenigen, welche mit ihrer angelernten hohlen Schulweisheit sich etwas wissen. Freilich ist die Fassung zu allgemein, und die Ueberschrift deutet sogar auf alles menschliche Wissen. An A. von Humboldt kann Schiller unmöglich gedacht haben, da er diesen erst später kennen lernte. Freilich schreibt Schiller in seiner bekannten Abneigung gegen diesen Heroen der Wissenschaft im August 1797, er sei der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich sei, schamlos ausgemessen haben wolle und mit einer Frechheit, die ihm unbegreiflich sei, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur leere Begriffe seien, zu ihrem Maßstabe mache. So wenig wußte er Humboldts wissenschaftliche Größe zu erkennen. Die Naturforschung weiß doch mehr als Schiller hier zugesteht, und wenn der Astronom die durch unendliche Fernen geschiedenen Sterne des Schwans und der Hörner des Stiers zu einer Figur verbindet, so weiß er doch wohl, daß sie nicht so nahe zusammenstehen, wie auf seinem Planiglobium, ja die „mystischen Tänze der Sphären" (vgl. Ged. 97, 30 f.), insofern damit die Bewegungen der Gestirne bezeichnet werden, sind ihm nicht unbekannt. — V. 2 fällt reihst neben den Perfektis (V. 1. 3) unangenehm auf. — V. 4 ist ahnend die übelklingend. — V. 10 müßte der Nominativ sein Planiglobium voranstehn, und gern sähe man den technischen Ausdruck gemieden. Planiglobium zog Schiller wohl bloß des Verses wegen der Bezeichnung Globus vor.

108. Die zwei Tugendwege.

Am 7. August 1795, gleichzeitig mit Ged. 77. 86 u. a. an Humboldt gesandt, dem das Epigramm sehr lieb war. Schiller nahm es in den ersten Theil der Gedichte auf.*) Das Epigramm wünscht dem Menschen eine Mischung von Glück und Unglück, damit er auf beiden Wegen seine Tugend bewähre. Es schwebte wohl die Stelle in der Ilias XXIV, 526 ff. von den zwei Fässern vor, aus denen Zeus Weh und Heil austheile:

> Wem nun vermischt austheilt der donnerfrohe Kronion,
> Solchen trifft abwechselnd ein böses Loos und ein gutes.

In dem Aufsatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen heißt es: „Man sagt richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde." Vgl. auch Ged. 114. Eine etwas deutlichere Bezeichnung des Gedankens hätte man gewünscht. — Sie V. 3 geht auf die Tugend, die Gedankensubjekt ist. Statt erringt wünschte man erreicht, da das Bild von den Wegen nach V. 4 beibehalten ist.

*) Er änderte bloß V. 1 das ursprüngliche Pfade in Wege, in Uebereinstimmung mit der Ueberschrift, und V. 4 dem in ihm.

109. Würden.

Gleichzeitig mit Ged. 108 an Humboldt gesandt, der durch den schönen epigrammatischen Sinn überrascht war. In den ersten Theil der Gedichte ward es mit ein paar Verbesserungen aufgenommen.*) Daß die Würde der Person, welche sie zufällig bekleidet, keinen Werth gibt, bezeichnet ein treffendes Bild. Der angefangene Vergleichungssatz wird durch die selbständig die Beschreibung ausführenden Sätze V. 2—4 unterbrochen. Vgl. Ged. 73 Str. 3 f. Auffallend ist die Säule des Lichts von den sich herabsenkenden Sonnenstrahlen. — Zu den fliehenden Wellen vgl. Goethes Lied Wechsel. — Vor schnell ist ein um zu ergänzen.

---

110. Zenith und Nadir.

Spätestens im September 1795 gedichtet. Das Epigramm findet sich im zweiten Theile der Gedichte mit den vier folgenden, und zwar unter der Ueberschrift Kleinigkeiten; vorangehen

*) V. 3 begann früher: „Aber die Welle flieht mit dem Strom". V. 4. „Nicht der Mensch", V. 6 „Nicht der Mensch, nur der Platz". V. 3 hatte ursprünglich Welle entführt gestanden „Dieser Hiatus hat mich gewundert", schrieb Humboldt; „aber da das Stück von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist, habe ich nicht gewagt „Well' entführt" zu setzen. Halten Sie jenes für flüssiger und darum dem Sinn für angemessener?"

dort die acht Distichen, wie sie jetzt Ged. 192 stehen; jene fünf Epigramme sind offenbar als eine zweite Reihe von Kleinigkeiten an die erstere gereiht. Im Inhaltsverzeichnisse werden beide Reihen unter der Ueberschrift Kleinigkeiten zusammengefaßt, und ihnen die Jahrszahl 1795 gegeben. Alle Gedichte der zweiten Reihe gehören nachweislich in das genannte Jahr. Auch Hoffmeister gibt dieses Jahr an, behauptet aber, durch die gemeinsame Ueberschrift getäuscht, die fünf Epigramme fehlten in den Gedichten. Schon am 18. September schrieb Schiller an Cotta, Zenith und Nadir solle in den Horen da eingerückt werden, wo hinter einer Abhandlung weißer Raum übrig bleibe. Am 27. November führt Schiller in einem Briefe an Cotta es unter den Gedichten für das zwölfte Heft an; es wurde aber zurückgelegt und später vergessen.

Der Dichter mahnt, bei allem Handeln zugleich der höhern geistigen Bestimmung bewußt zu bleiben; aber der Spruch ist gar wunderlich gewandt. Daß wir dem Himmel und der Erde angehören, soll dadurch angedeutet sein, daß wir überall auf Erden einen Scheitelpunkt (Zenith) am Himmel über uns haben, dem auf der andern Halbkugel ein Fußpunkt (Nadir) entspricht, deren Verbindungslinie durch die Erde und uns selbst geht, daß also diese Achse uns mit Himmel und Erde in Verbindung setzt. — V. 1. Im Raum ist zu unbestimmt. — Dein Zenith und Nadir, durch ihre Verbindungslinie. Im Deutschen wird Zenith auf der letzten Silbe betont, aber Schiller hatte schon in der Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis das Wort auf der ersten Silbe betont. — V. 3. Handelst in dir, die Handlungen in deiner Seele bestimmst. — Es berühre den Himmel, halte deine höhere Bestimmung im Auge. — V. 4. Daß die That die Welt, auf welcher wir wirken sollen, ins Auge fassen müsse,

wird hier in sonderbarer Weise bezeichnet. Der Hauptnachdruck liegt natürlich auf dem ersten, dem Berühren des Himmels, wie auch der ganze Gedanke zunächst durch den Scheitelpunkt veranlaßt ist.

---

111. Ausgang aus dem Leben.

Am 17. Oktober 1795 an Cotta gesandt (vgl. Band I, 142 f.) und erschienen im Dezemberheft der Horen 1795. Als Schiller es im zweiten Theile der Gedichte unter den Kleinigkeiten aufnahm, erinnerte er sich nicht, daß er es bereits im ersten unter der Ueberschrift die idealische Freiheit den Votivtafeln einverleibt hatte, wo V. 3 Zeiten statt Zeit steht. Nur so sollte es auch jetzt in den Gedichten stehn, unmittelbar nach Ged. 150, wie es auch in der körnerschen Ausgabe der Fall war. Der Dichter ertheilt uns die Mahnung, uns zum Ideale zu erheben. Vgl. Ged. 69. Die Fassung ist etwas wunderlich, als ob derjenige, welcher sich zum Ideale erhebt, dadurch dem Tode entgehn könne, wir bloß einen oder den andern Weg zu wandeln hätten. Auch das Entführen durch die Parze, die den Lebensfaden abschneidet (V. 4), ist anstößig. Vgl. Ged. 97, 10.

---

112. Das Kind in der Wiege.

Vgl. zu Ged. 110. Das Distichon ward mit dem Briefe vom 21. August 1795 (vgl. zu Ged. 85), zugleich mit Ged. 93, an Humboldt gesandt, der es für ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinne hielt. Auch Körner zeichnete es aus. Derselbe Gegensatz, welchen wir Ged. 93 finden, ist hier anders gewendet. Der sorglose Säugling und der spielende Knabe erinnern den Menschen, der selbst des Lebens Mühen und Leid erfahren, daß dieses ruhig behagliche Dasein, diese herzliche Heiterkeit und Lust nur dem frühesten Alter verliehen ist. — V. 2. Werde Mann fällt auf, da gerade dem Jüngling die Welt zu enge wird, der Mann sich wieder zu beschränken, seine Thätigkeit mehr auf einen Punkt zu richten weiß. Vgl. Ged. 40 Str. 5—7. 72 Str. 6, 10 ff. Warum schrieb Schiller statt dessen nicht wachse heran?

---

113. Das Unwandelbare.

Vgl. zu Ged. 110. Das Epigramm ward schon am 7. August 1795 an Humboldt gesandt (vgl. zu Ged. 77), der den Gedanken schön und sehr glücklich gesagt fand. Die Zeit kann

man nur dadurch fesseln, daß man in sich immer beständig bleibt; denn sie flieht nur, weil sie den so allgemeinen Wechsel scheut, Beständigkeit liebt. Das Ganze ist etwas scharf auf die Spitze gestellt.*)

---

114. Theophanie.

Gleichzeitig mit 111 an Cotta gesandt, erschien es im Novemberheft 1795 der Horen. „Der ununterbrochen glückliche Mensch", sagt Schiller am Schlusse der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, „sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil — keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. — Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu bewahren." Und im Aufsatze über Anmuth und Würde heißt es, die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich bestehe, werde, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und seiner moralischen Freiheit. Vgl. Ged. 108. Der behaglich Genießende

*) Die zweite Ausgabe der Gedichte hatte den Druckfehler ew'ge statt ewige.

erweckt in uns keinen Gedanken an unsere höhere geistige Bestimmung, wogegen im Leidenden sich die Macht des Geistes zeigt. Daß hier von einem tugendhaften Leidenden die Rede sei, durfte nicht verschwiegen bleiben. — Theophanie, Gotterscheinung, wird insbesondere die Geburt Christi genannt.

---

115. Das Höchste.

Gleichzeitig mit Ged. 108. Humboldt rühmte daran „die Diktion". Schiller gab das Epigramm in das Septemberstück der Horen, von der Sammlung seiner Gedichte schloß er es aus. A. W. Schlegel zählt es zu derselben Klasse mit Ged. 99 und 116. Der Mensch muß darnach streben, in sich so vollendet sich zu entwickeln, wie es jede Pflanze durch die Wirkung der Natur ist. Die organische Entwicklung der Pflanze hatte Goethe in der Schrift die Metamorphose der Pflanzen (1790) in herrlichster Weise dargethan. — Das Höchste, das Größte ist hier zu unbestimmt, und die Erklärung durch das ähnliche Wort schleppend. Vgl. Ged. 97, 14. — Der Schluß wollend — das ist's leidet an Härte.

---

118. Die verschiedene Bestimmung.

Wenn auch nur wenige die Menschheit wahrhaft fördern, die meisten bloß die Gattung fortpflanzen, diese wenigen wirken dafür desto mächtiger. Den letztern Gedanken sprechen V. 3—6 bildlich aus. Der Herbst streut eine Masse Samenkörner aus, von denen nur wenige aufgehen. In einem später unterdrückten Gespräche seines Geisterſehers sprach Schiller von dem „Luxus der Kräfte", den er beispielsweise am Baume nachwies. „Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen." — Zum Element zurückkehren, sich in das Element wieder verlieren, aus dem sie als Einzelwesen sich entwickelt haben. Schiller a. a. O.: „Wie viele Keime und Embryone, die sie (die Natur) mit so viel Kraft und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Element aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen?" „Die Zeit kommt doch bald", schreibt Goethe einmal an Lavater, „wo wir zerstreut werden, in die Elemente zurückkehren, aus denen wir genommen sind." Vgl. unsere Erläuterung zu Goethes Faust Heft XIII, 139. — Ewig heißen die Bildungen, wie alles, was nach festen Naturgesetzen besteht. Vgl. Ged. 94, 34.*)

V. 1 begann früher Millionen sorgen dafür, V. 5 schloß der einzige streuet.

119. Das Belebende.

Zur Erläuterung dient eine anderweitige Aeußerung Schillers: „Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben als durch die selbständige Bildungskraft. Nichts, als was in uns schon lebendige That ist, kann es außer uns werden; und es ist mit den Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüte geht die Frucht hervor.“ Vgl. Goethes Metamorphose der Pflanze 59 ff.

---

120. Zweierlei Wirkungsarten.

Das Schöne setzt uns in eine Gemüthsstimmung, welche das Streben, Vernunft und Sinnlichkeit in Einklang zu bringen, in uns erregt, wogegen das Gute unmittelbar auf die Bildung der Menschheit wirkt. Vgl. Ged. 118, 1.

---

121. Unterschied der Stände.

Schöne Naturen sind der Adel in der sittlichen Welt. Schöne Seelen nennt Schiller diejenigen, bei welchen nicht bloß einzelne Handlungen, sondern der ganze Charakter sittlich ist, und die somit die höchste Bestimmung des Menschen erfüllen; sie wirken durch ihre bloße Gegenwart. In der letzten Anmerkung zu sei-

nem zwanzigsten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen sagt er, wir beurtheilten einen Menschen ästhetisch, wenn er ohne Rücksicht auf ein Gesetz oder einen Zweck „in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart" uns gefalle. Vgl. Ged. 178, 3. — Statt die edlen Naturen gleich zu bezeichnen, stellt er ihr Wirken dar. Der Gegensatz zwischen Adel und gemeinen Naturen, als ob es keine Zwischenstufen gäbe, und das Bild vom Zahlen fallen auf.*

---

122. Das Werthe und Würdige.

Werth erhält der Mensch durch das, was er leistet, Würde durch das, was er ist; den Werth schätzen wir, insofern er nützt, Würde lieben wir ihrer selbst wegen. In der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung heißt es: „Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sei, und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sei, und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind." — Etwas haben ist ein irre führender Ausdruck, da er sich auf äußern Besitz bezieht.**)

---

*) V. 1 hieß es früher „Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel", was Schiller wohl änderte, um das Wort Adel mehr hervorzuheben. V. 2 stand das im Gegensatz weniger passende schöne statt edle.

**) Ursprünglich stand V. 1 das niedrige so gib es her.

123. Die moralische Kraft.

Feine Empfindung ist nicht jedem gegeben, aber die Kraft, das Gute zu wollen, liegt in jedem, sie bedarf nur der Ausbildung. Der Wille gehört dem geistigen, vernünftigen, die Empfindung dem sinnlichen Menschen an; wem feine Empfindung für das Schöne fehlt, der kann sie durch nichts erwerben. — Als Geist zu thun, zur Vollkommenheit zu gelangen. Die Vernunftbestimmung ist unser Geisterberuf, die Naturbestimmung unsere Menschheit. — Dir bleibt, du hast die Kraft.*)

---

124. Mittheilung.

Schiller schrieb das Epigramm zuerst mit vier andern auf einen eine größere Anzahl von Xenien enthaltenden Bogen Ende Januar 1796.**) Es war dort Wahrheit und Schönheit überschrieben und V. 1 stand die Wahrheit, V. 2 der Schönheit. Bei der Wahrheit kommt es allein auf den Stoff an, beim Schönen liegt der ganze Zauber nur im Schein. „Es ist niemals der Stoff", sagt Schiller in der Beurtheilung von Matthissons

---

*) Vor diesem Epigramm stand in den Tabulae votivae noch:

Der moralische und schöne Charakter.
Repräsentant ist jeder der ganzen Geistergemeine;
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

**) Ueber die Xenienblätter aus dem Januar 1796 vgl. meine „neuen Goethestudien" S. 276 ff. 282 ff.

Gedichten, „sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht.“ Die Form ist die Art der Mittheilung. — Aus der schlechtesten Hand ist freilich etwas sonderbar, aber von der mittheilenden Person kann doch kaum die Rede sein.

125—127. An*. An**. An***.

Das erste Distichon wurde von Schiller selbst im Januar 1796 auf einen Xenienbogen geschrieben, wo es überschrieben ist: „An X X X“, wie X X X auch in der Ueberschrift mancher andern frühern Xenien steht. Bei dem einen zieht das Wissen, nicht die Persönlichkeit an (vgl. Ged. 122), bei dem andern die besondere Geisteseigenthümlichkeit, derentwegen man gern seine Ansichten vernimmt, worin diese sich abspiegelt; der dritte gewinnt zugleich durch seine geistige Eigenthümlichkeit und durch seine Belehrung. Wie er den einen nicht zum Freunde, den andern nicht zum Lehrer haben mag, so ist ihm jener als Freund und Lehrer gleich willkommen. Das lebendige Bilden ist nicht auf dichterische Thätigkeit, sondern auf lebendige Selbstentwicklung zu beziehen, die den Umgang mit ihm so belehrend macht. Der Gegensatz hat den Dichter verleitet, den eigentlichen Antheil, den er als Freund an ihm nimmt, weniger bezeichnend hervortreten zu lassen. Man hat hier irrig an bestimmte Personen gedacht. Aus der Prachtausgabe sollten diese Epigramme wegfallen. Die drei zusammengehörenden Xenien wären besser unter einer Ueberschrift vereinigt.

---

128. Die jetzige Generation.

Das Epigramm steht für sich am Anfang des dritten Bogens des Musenalmanachs, von welchem Schiller schon am 5. August 1796 eine Korrektur an Herder sandte. Schiller schrieb es im Januar 1796 nebst fünf andern auf einen Bogen, auf welchem 14 Xenien Goethes standen. Die Jugend ist altklug geworden, während jugendliche Frische in den herangereiften Männern sich erhalten hat. Es ist nicht an die neuere Menschheit im Gegensatz zu den Alten, wovon der sechste ästhetische Brief handelt, sondern an die wirkliche Jugend der Zeit von 1796 zu denken.*)

---

129. An die Muse.

Die Dichtung gibt Frische und Wärme der Seele. „Ein durch die Schönheit veredeltes Gemüth", sagt Schiller einmal, „trägt in sich selbst eine innere unversiegbare Fülle des Lebens." Vgl. Ged. 175.

---

130. Der gelehrte Arbeiter.

Die Ueberschrift lautete früher: Der Philister.**) Die Gelehrsamkeit müht sich ab, um zu Ergebnissen zu gelangen, von

*) V. 1 hieß es früher: „War es stets so, wie jetzt?"
**) V. 1 stand ursprünglich belohnt statt labt.

133. Das eigene Ideal.

Trotz der Ueberschrift muß sich das Gedicht auf Gott beziehen, den alle als das höchste Wesen sich denken, aber jeder nach seinem Gefühl sich anders vorstellt. Der Gott ist für jeden das höchste Ideal seiner Seele. Vgl. Ged. 146.

---

134. An die Mystiker.

Das wahre Geheimniß ist das offenbare, das ihr aber als solches nicht erkennt, weil ihr nach etwas Uebernatürlichem strebt. Das Geheimniß liegt in der Natur selbst. Goethe sagt einmal von einer neuen Entdeckung, diese werde noch einige Zeit als offenbares Geheimniß vor den Augen der Welt da liegen, wie er auch sonst den Ausdruck „ein offenbares Geheimniß" liebte. Vgl. im Divan II, 9.

---

135. Der Schlüssel.

Nur durch Vergleichung mit andern erkennst du dich selbst; die andern aber würdigst du nur dann recht, wenn du sie mit den Forderungen vergleichst, die in deine eigene Brust eingegraben sind. So bilden also die Außenwelt und unser eigenes

Herz den Schlüssel zur Selbsterkenntniß. In anderm Sinne sagt Goethes Antonio im Tasso (II, 3):

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen; nur
Das Leben lehret jedem, was er sei.

---

136. Der Aufpasser.

Das Epigramm steht für sich auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs (vgl. zu Ged. 128), wo darauf das goethesche der Freund (Herbst 63) folgt, von dem, der mit dem Strebenden wandelt. Es bezeichnet den Nutzen des die Fehler auffpürenden Kritikers. Vgl. Ged. 148. Der Herzog in Goethes Tasso (I, 2) bemerkt von der Welt:

Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.

---

137. Weisheit und Klugheit.

Ende August 1795 zugleich mit Ged. 79. 99 u. a. an Humboldt gesandt, der, wie auch A. W. Schlegel, das Epigramm auszeichnete. Es erschien im Septemberstück der Horen.*) Der Forscher nach Weisheit muß dem ahnungsvollen Drange seiner Seele folgen, ohne sich um den Spott solcher zu kümmern, die

*) V. 2 schloß dort Ufer, von welchem du scheidest. Im folgenden Verse hatte Schiller ursprünglich verzagte statt kurzsichtige geschrieben.

nur an das glauben, was sie mit eigenen Augen sehen. Vgl. Ged. 83. — V. 3 beginnt metrisch lahm die kurzsichtige. — Dir, während du vorwärts blickst. Vgl. Goethes Alexis und Dora 9 f.

---

138. Die Uebereinstimmung.

Der Realist und der Idealist finden beide auf ihrem Wege die Wahrheit, wenn es gesunde Naturen, wenn die Organe, deren sie sich bedienen, bei dem einen das Auge, bei dem andern das Herz, gesund sind. An eine Beziehung auf Goethe hätte man nicht denken sollen. — Dem Schöpfer, indem es das in der ganzen Natur herrschende Gesetz, sie selbst als „Gottes Handschrift" erkennt.

---

139. Politische Lehre.

Auf dem zweiten, schon den 5. August 1796 ausgedruckten Bogen des Musenalmanachs. Nicht alles, was wir für recht erkennen, dürfen wir auszuführen versuchen, nur darauf müssen wir halten, daß alles, was wir thun, recht sei. Wollten wir überall das, was wir für recht halten, vollbringen wollen, so mühten wir uns vergebens ab, vergeudeten Kraft und Lust. In anderer Beziehung heißt es in der Abhandlung über das Erhabene: „Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit

rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen." — Man hat das Epigramm wohl richtig auf Fichte bezogen, den Schiller damals für die „reichste Quelle von Absurditäten" hielt. Vgl. Ged. 141. 213. Hart sind V. 3 daß das als zwei Längen in der Thesis des dritten und der Arsis des vierten Fußes und V. 4 der Daktylus falsche will.

---

140. Majestas populi.

Auf demselben Bogen, wie das vorige Epigramm, gedruckt. Zwischen ihnen standen Ged. 171 f. und ein unterdrücktes, Würde des Menschen:

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Schon in den Gedichten ist die Ueberschrift irrig mit deutschen Buchstaben gedruckt. Die Majestät eines Volkes hatte Schiller früher anerkannt; hier spottet er darüber, da eigentliche Majestät nur wenigen Menschen gegeben sei. In der Abhandlung über Anmuth und Würde wird die Majestät als höchster Grad der Würde bezeichnet, den nur das Heilige habe; könne ein Mensch uns dieses repräsentiren, so habe er Majestät. Eine solche Majestät darf Schiller den einzelnen im Volke nicht zuschreiben, da die meisten im Haufen leer sind, es nur wenige Treffliche gibt. Aber hat das alte Wort, daß die Volksstimme Gottes Stimme sei, keine Berechtigung, und spricht in der Stimme des Volkes

schrift der astronomische Himmel*) und bezog sich auf die kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend von Wünsch, welche den Himmel zum Gegenstand der Unterhaltung des Zeitvertreibs herabwürdigten.

---

145. Der beste Staat.

Im August 1795 ward das Epigramm an Humboldt gesandt zur Aufnahme in den Musenalmanach, wo es auf dem achten Bogen steht. — Spricht, natürlich nicht im eigenen Staate. Der treffende Spruch ist freilich cum grano salis zu verstehn.

---

146. Mein Glaube.

Der Dichter bekennt sich zu keiner von allen Religionen, weil keine ganz seiner Ueberzeugung entspricht; er würde das religiöse Gefühl entweihen, wenn er das als wahr bekennte, woran er nicht glaubt. Jeder hat seine eigene Vorstellung von der Gottheit. Vgl. Ged. 133. 194. Es ist dieselbe Ansicht, die Lessing hegte und die seinem Nathan zu Grunde liegt. Vgl. Ged. 168. Anderwärts sagt Schiller: „Unter der Hülle aller Religion liegt die Religion, die Idee eines Göttlichen."

*) V. 1 lautete: „So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!" V. 2 schloß fand auch bis dahin den Weg.

---

147. Inneres und Aeußeres.

Das Epigramm war zuerst auf demselben Bogen gedruckt, wie Ged. 143, unter der Ueberschrift Innerer Werth und äußere Erscheinung. — Gott nur siehet das Herz*) versteht der Redende, der sich auf seine gute Absicht beruft, im Sinne, Gott sehe auf nichts als das Herz (das Sprichwort lautet: Gott sieht das Herz an), aber nur müßte vor das Herz stehn. Spottend erwiedert der andere, der Redende solle aber machen, daß auch die Welt etwas wenigstens Erträgliches sehe, daß er etwas Rechtes thue, während in Wirklichkeit sein äußeres Leben nicht erbaulich sei.

---

148. Freund und Feind.

Unmittelbar nach Ged. 147 gedruckt. Vgl. Ged. 136. Der Freund lobt das Gelungene, der Feind weist auf die Mängel hin.

---

149. Licht und Farbe.

Die Farben, als die wechselnden Brechungen des Lichts, geziemen dem immer wechselnden Menschen. Schillers Gattin schrieb

*) Siehet ist mißbräuchliche Form. Schiller würde sie hier leicht haben entbehren können, sollte nicht der Erwiedernde ganz derselben Worte sich bedienen. Gott nur sieht das Herz schien ihm hart und metrisch schwach.

das Epigramm Goethe zu, worauf freilich kein Verlaß ist, aber das einzige, was man dagegen vorbringen kann, ist der nicht streng beweisende Umstand, daß Schiller es in seine Gedichte aufnahm. Vgl. Räthsel 9 (Ged. 70). Die versuchten sinnbildlichen Deutungen von Licht und Farbe auf Wahrheit und Schönheit oder auf die letzte Wahrheit und Schönheit und die verschiedenen Erscheinungen derselben sind verfehlt.

---

150. Schöne Individualität.

Stand unter den Tabulae votivae unmittelbar nach Ged. 133. Die bestimmte Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen liegt nicht in der Vernunft, die bei allen dieselbe ist, sondern im Herzen, in dem Triebe der Seele, dessen Uebereinstimmung mit der Vernunft die schöne Individualität bildet. „Einheit fordert zwar die Vernunft", heißt es im vierten ästhetischen Briefe, „die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von den beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen." Vgl. Ged. 133.

V. 1 würde man zwar gern getilgt sehn. — V. 2. Das zu beiden Satztheilen gehörende mit ihm (dem Ganzen) ist etwas schleppend, hart das doppelte als zwei Kürzen gebrauchte bist du. — Auf unser Epigramm folgte in den Votivtafeln die idealische Freiheit (vgl. Ged. 111); in den Tabulae votivae standen zwischen ihm und 151 zwei später weggelassene, welche sich gegen die Unterdrückung des innern Triebes erklären.*)

*) Der Vorzug.

Ueber das Herz zu siegen ist groß; ich verehre den Tapfern.
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

150 a. Die idealische Freiheit.

Vgl. oben zu Ged. 111.

---

151. Mannigfaltigkeit.

Das Epigramm geht gleichfalls auf die schöne Individualität, deren Gegensatz V. 1—4 schildern. — V. 2. Der Begriff ist hier das Gesetz der Vernunft, das liebende Herz das natürliche Gefühl. — V. 3 f. Die tausendfach wechselnden Formen gehen auf die bei den Menschen so verschiedenartigen Gefühlsweisen. Dürftig und leer sind diejenigen, bei denen das natürliche Gefühl statt gebildet unterdrückt ist. — V. 5. Rauscht, wie Ged. 49 Str. 3, 1. — Die Schönheit, im Gegensatz zum starren Gesetz, insofern sie eben die Individualität heranbildet.*)

---

152. Die drei Alter der Natur.

Das Epigramm erschien, wie Ged. 161 und 165, zuerst 1800 in den Votivtafeln; ob diese Epigramme erst bei der Zu-

Die Erzieher.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

*) V. 3 stand ursprünglich das zweideutige spielenden statt wechselnden, V. 4 immer statt ewig, wodurch die vielen r gemieden wurden (aber V. 6 folgt ewige), V. 5 liebend statt bildend, das wenigstens wegen der vielen d übelklingender ist.

sammenstellung der Gedichte entstanden oder früher zurückgelegt waren, wissen wir nicht gewiß. Vgl. zu Ged. 110. Die einst in der Kindheit der Menschheit vergötterte Natur ward durch die Beschränktheit philosophischer Schulen entseelt; die wahre Philosophie gibt ihr höheres Leben. — Schaffendes Leben steht wohl im Gegensatz zum Leben der Fabel, obgleich dann zurück nicht streng richtig ist. Schelling trat schon 1797 mit seiner Naturphilosophie auf, aber eine bestimmte Beziehung auf diesen ist nicht anzunehmen. Schiller meint wohl die vernünftige Auffassung der Natur im allgemeinen, wie sie auch durch Goethe erstrebt ward.

---

153. Der Genius.

Der schaffende Geist des Künstlers bildet neue Gestalten, die, wie die der Natur, seelenhaft belebt sind. Den Gegensatz bilden der nüchterne Verstand, der nur Vorhandenes wiedergeben, die Wirklichkeit darstellen kann, und die frischschaffende Einbildung, welche hier etwas willkürlich als Vernunft bezeichnet wird, statt als Phantasie. In den Tabulae votivae gehen drei Epigramme vorher.*)

---

*) Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

Schillers Gattin schrieb das Epigramm Goethe zu. Hart wird hinaus V. 3 als zwei Kürzen gebraucht.*)

---

154. Der Nachahmer.

Von Schillers Gattin wird das ursprünglich der Nachahmer und der Genius überschriebene Epigramm Goethe beigelegt. Es hebt einen doppelten Gegensatz zwischen dem Nachahmer und dem Genius hervor. Der Genius schafft auch aus einem schlechten, widerstrebenden Stoffe etwas Treffliches; auch das schon von andern Gebildete behandelt er wie einen noch rohen Stoff.**)

---

155. Genialität.

Die Werke des Genius sind unbegreiflich, wie die Werke Gottes. Das zweite Distichon geht vom Genius zu seinen Schöpfungen über, führt aber den Gedanken nur in dem Bilde von einem der Werke Gottes aus. — V. 3. Aether, wie häufig bei Schiller, vom Himmel. Sollte die frühere Lesart unergründlicher nicht vor dem in den Gedichten gegebenen unermeßlicher den Vorzug verdienen? Doch vgl. Ged. 143. 144.

---

*) In ist noch in den Gedichten richtig gesperrt gedruckt.

**) V. 4 begann früher „Selbst das Gebildete"; den Artikel strich Schiller weil er auch V. 3, wie bei Gutes und Schlechtes V. 1 f., fehlt.

---

156. Die Forscher.

Das Epigramm geht auf die in die mittelmäßigsten Köpfe gefahrene Sucht, in der Wissenschaft, besonders in der Philosophie, Entdeckungen zu machen. Vgl Ged. 174. Im Musenalmanach bildet jedes der beiden Distichа ein besonderes Epigramm; das erste ist Metaphysiker und Physiker, das andere die Versuche überschrieben. Schillers Gattin hielt beide für Goethes Eigenthum.*) — Stangen, um sie bei einem Fluchtversuche gegen den Gefangenen zu brauchen. Dem Dichter schwebt die Erzählung der Evangelisten vor, wonach die große Schar, welche, von Judas geleitet, den Heiland gefangen nimmt, „mit Schwertern und Stangen" kommt.

---

157. Die schwere Verbindung.

Goethe hat das von Schillers Gattin Schiller zugeschriebene Epigramm in seinen Herbst (Jahreszeiten 60) aufgenommen. Es ist nicht auf Jean Paul zu beziehen, dem in demselben Musenalmanach Goethes Chinese in Rom galt. Auffällt hier der Gebrauch von Genie, da das eigentliche Genie auch die

---

*) Ursprünglich stand V. 2 grausamen statt wüthenden, V. 3 greifen statt fangen, das einen wohl kaum beabsichtigten, etwas störenden Gleichklang mit Stangen bildet, V. 4 leisem Tritt. Die erste Aenderung ist bloß metrisch. Die zwei Trochäen am Anfang von V. 3 hätten auch einer Verbesserung bedurft.

Maßhaltung in sich trägt. Man erwartete dafür eher Phantasie. Vgl. Ged. 158 und zu Ged. 153. Der Name Genie war in Verruf gekommen.

---

158. Korrektheit.

Auch dieses Epigramm legt Schillers Gattin Goethe bei. In schärfster Wendung spricht es der Dichter aus, daß Freiheit von Fehlern kein Beweis von dichterischer Kraft sei, wenn auch dem wahren Genie höchste Korrektheit eigen sei. Letzteres dürfte im vollsten Sinne kaum für wahr gelten, wenn auch freilich der Drang nach höchster Vollendung dem Genie innewohnt, wie Schiller selbst zeigt, der doch häufig genug es an der letzten Feile fehlen ließ. Kaum ist zu denken, daß Korrektheit in Bezug auf das Genie von der innern Formvollendung stehe. In den Tabulae votivae folgten hier noch vier Epigramme ähnlichen Inhalts.*)

---

*) Lehre an den Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh!

Das Mittelmäßige und das Gute.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler;
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab.

Das Privilegium.

Blößen gibt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf die Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

---

159. Das Naturgesetz.

Es ist natürlich, daß die Schwäche sich auf die Regel beruft, nach welcher sie alles gebildet, das Genie dagegen auf die Wirkung, da es nur dem innern Triebe folgt. Anderswo nennt Schiller die Regeln die Krücken der Schwachheit, den Zuchtmeister der Verkehrheit, die Natur und den Instinkt den schützenden Engel des Genies. Vgl. Lessings berühmte Aeußerung am Schlusse der Dramaturgie.

---

160. Wahl.

Schillers Gattin schreibt das Epigramm Goethe zu. Das Schwierigste ist allen gefallen, den Sinn des Volkes treffen und zugleich den Anforderungen der Kunst genügen; schlimm ist es vielen gefallen, da die Mehrzahl der Menschen geschmacklos ist. In der Beurtheilung von Bürgers Gedichten heißt es: „Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr."

---

161. Tonkunst.

Erschien zuerst 1800 in den Votivtafeln. Vgl. zu Ged. 152. Wie die bildende Kunst das sinnliche Leben darzustellen hat, so die Dichtkunst Ideen, die Tonkunst Empfindungen. Die

Musik hat, wie Schiller in der Beurtheilung von Matthissons Gedichten sagt, kein anderes Objekt als die Form der Empfindungen, sie ist Darstellung des Empfindungsvermögens, indem sie die innern Bewegungen des Gemüths durch analogisch äußere begleitet und versinnlicht.

---

162. Sprache.

Wir müssen uns leider zur Darstellung unserer Gefühle immer der Vermittlung durch den Gedanken bedienen, dessen Ausdruck die Sprache ist. Die Seele kann nicht unmittelbar sprechen, nur mittelbar, so daß sie eigentlich selbst gar nicht spricht.*) Vgl. die für den Karlos bestimmten Verse in unserer Erläuterung des Stückes S. 69 f.

---

163. 164. An den Dichter. Der Meister.

Schon in den Tabulae votivae folgen diese Epigramme unmittelbar auf Ged. 162. Das zweite schreibt Schillers Gattin Goethe zu. Der Körper trennt nicht die Seelen der Liebenden, vielmehr vermittelt er ihre Verbindung. Bei dem Genie, äußert Schiller (über naive und sentimentalische Dichtung), springe wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem

*) Nach V. 1 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen wieder herzustellen.

Gedanken hervor und sei so sehr mit demselben eins, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheine. — Der zweite Spruch besagt, der Schriftsteller zeige eine besondere Kunst darin, daß er durch das, was er sagt, manches im Leser anregt, was er ihn hinzudenken lasse. Einen ähnlichen Gedanken hatte der Coadjutor von Dalberg am 16. Januar 1796 in einem Briefe an Schiller ausgesprochen, nach Lesung seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. — Styl steht hier in engerm Sinne.

---

165. Der Gürtel.

Erschien zuerst 1800 in den Votivtafeln. Vgl. zu Ged. 152. Der Gürtel, den die Liebesgöttin schon bei Homer besitzt, wird hier als Zeichen der Scham gedacht, wodurch auch die Schönheit erst ihren vollen Reiz erhält. Jedes Prunken mit Reizen entstellt diese. Vgl. Ged. 95, 10 Dem Dichter schwebt hier wohl die Beziehung auf die Sprache vor, die nicht mit farbenvollen Bildern prunken, nicht durch Ueberfülle glänzen dürfe. Am Anfange des Aufsatzes über Anmuth und Würde deutet Schiller den Gürtel des Reizes als Schönheit der Bewegung. Vgl. Ged. 21 Str. 19.

---

166. Dilettant.

Das in den Tabulae votivae unmittelbar auf Ged. 164 folgende Epigramm wird gleich diesem von Schillers Gattin

Goethe zugetheilt. Schiller schrieb es eigenhändig auf einen Bogen, der mit 14 Xenien Goethes begann, wobei freilich die Möglichkeit besteht, daß es bei einem Besuche Goethes entstand, und beide daran betheiligt waren. Die ursprüngliche Ueberschrift lautete Poetischer Dilettant und V. 2 stand rühmst du dich statt glaubst du schon. In dem unter Schillers Theilnahme im Jahre 1799 von Goethe ausgearbeiteten Aufsatz über den sogegenannten Dilettantismus heißt es vom Dilettantismus der lyrischen Poesie: „Impudenz des neuesten Dilettantismus, durch Reminiszenzen aus einer reichen kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und unterhalten."

---

167. Die Kunstschwätzer.

Auch dieses Epigramm wird von Schillers Gattin Goethe zugesprochen. Die, welche ohne lebendige Einsicht über Kunst das große Wort führen, würden die wahre Kunst völlig zu Grunde richten, thäte diese nicht das gerade Gegentheil von dem, was sie fordern.

---

168. Die Philosophien.

Daß die philosophischen Systeme so rasch wechseln, kümmert den Dichter nicht. Das allen zu Grunde liegende Streben, in

das Weſen der Dinge einzudringen, wird bei allem Wechſel beſtehn und die Menſchheit fördern, da es ein nothwendiger Drang des Geiſtes iſt. Die Wendung iſt ähnlich wie Ged. 146.*)

---

169. Die Gunſt der Muſen.

Die Tabulae votivae haben dieſes Epigramm unmittelbar nach Ged. 130 unter der Ueberſchrift das ungleiche Schickſal. Schillers Gattin theilt es gleich Ged. 130 Goethe zu. Die vom Genius Begeiſterten genießen ewigen Nachruhm, wogegen die vom Geiſte Verlaſſenen, mögen ſie auch zur Zeit ſich einen Namen gemacht haben, ihren Tod nicht überleben. Vgl. Ged. 104. Mnemoſyne (Gedächtniß) iſt die Mutter der Muſen. Es ſchwebt die Erzählung vom armen Lazarus vor, der nach ſeinem Tode von den Engeln in Abrahams Schoß getragen ward (Lukas 16, 22). Boxberger bezieht auch unſer Epigramm, wie Ged. 130, auf den großen Philologen Fr. A. Wolf.

---

170. Der Homeruskopf als Siegel.

Wunderlich hat Schiller dieſes Diſtichon, das als Lückenbüßer auf dem vierten, ſchon am 12. Auguſt 1796 geſetzten Bogen des Muſenalmanachs ſteht, gleichſam als Siegel auf die Votivtafeln gedrückt. Es iſt ein Epigramm im griechiſchen

) V. 2 ſtand immer ſtatt ewig. Vgl. S. 227.

Sinne, das die Liebe zum alten treuherzigen Sänger verräth, in welchem die Natur so rein zu uns spricht, ein sinniger Einfall, der nichts mit den Votivtafeln zu thun hat. Einen Homerkopf zu einem Petschaft bestellte sich Schiller am 14. März 1790 durch den Buchhändler Göschen.

---

171. Die beste Staatsverfassung.

Folgte im Musenalmanach unmittelbar auf das Epigramm Politische Lehre (Ged. 139). Dieses und die folgenden Epigramme bis 191 nahm erst Körner in die Sammlung der Gedichte auf. — Die Staatsverfassung darf nicht auf der Voraussetzung beruhen, daß die Menschen sittlich handeln (denn der Mensch steht vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung), aber sie muß die sittliche Erziehung möglichst befördern. Vgl. Ged. 172. Im dritten ästhetischen Briefe bemerkt Schiller, der Staat müsse einen Charakter erzeugen, der, mit dem natürlichen und mit dem sittlichen verwandt, von der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bilde und, ohne den sittlichen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem Pfande unsichtbarer Sittlichkeit diene. Vgl. auch Ged. 143. Die Ueberschrift ist hier ein nothwendiger Theil des Epigramms, wie in dem das Mittelmäßige und das Gute. (S. 279*) und sonst, was kaum zu billigen. Der Ausdruck erscheint etwas schlaff.

---

172. An die Gesetzgeber.

Der Musenalmanach bringt es unmittelbar nach dem vorigen Epigramm. Vgl. zu 171. „Auf den sittlichen Charakter kann, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden", heißt es im angeführten Briefe. Den Drang zur Sittlichkeit gesteht Schiller hier dem Menschen zu, aber dieser weiche im Handeln häufig dem sinnlichen Triebe. — Im ganzen, im allgemeinen.

---

173. Das Ehrwürdige.

Auf demselben Bogen des Musenalmanachs unmittelbar nach Ged. 140. Vgl. zu Ged. 171.*) In anderer Wendung drückt der Dichter denselben Gedanken aus, als in Ged. 140. Ehrwürdig findet er nicht die ganze Masse des Volks, sondern nur einzelne Menschen, in welchen die eigentliche Höhe der Menschheit zur Erscheinung kommt. Ist der Wechsel zwischen ehren und achten hier an der Stelle? — Im letzten Verse ist der Ausdruck absichtlich zweideutig. Das eigentliche Ganze ist die Masse, aber im höhern Sinne, als edle Menschheit gefaßt, tritt sie in den einzelnen hervor.

*) Durch Körner wurde V. 2 der Druckfehler im einzelnen statt in einzelnen verbreitet.

---

174. Falſcher Studirtrieb.

Auf dem dritten Bogen des Muſenalmanachs, unmittelbar nach dem Epigramm Jetzige Generation (Ged. 128). Vgl. zu Ged. 171. Die Maſſe unfähiger Köpfe, welche ſich zur Philoſophie drängt, um ſie zu verbreiten und auf eigene Hand auszubilden, ſchadet der Menſchheit unendlich. Vgl. Ged. 156. Beſonders die Anhänger der kantiſchen Philoſophie ſind gemeint. Vgl. Ged. 98. Der beginnende Daktylus o wie viel iſt hart. Die Bezeichnung des zweiten Verſes dürfte kaum glücklich ſein. Eulen heißen ſie wegen ihres Mangels an Einſicht, und doch iſt die Eule der Vogel der Göttin der Weisheit, und das Drängen zum Lichte paßt nicht auf die Eulen, ja es fallen uns dabei die Mücken ein, die vom Lichte ſo angezogen werden, daß ſie in den Flammen umkommen. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyriſchen Gedichten I, 209 Eulengeſchlecht, wie Menſchengeſchlecht, ja ſogar der Pappeln Geſchlechter Ged. 70, 63.

---

175. Quelle der Verjüngung.

Auf demſelben Bogen des Muſenalmanachs, unmittelbar nach dem unterdrückten, Jugend überſchriebenen Epigramm:

Einer Charis erfreuet ſich jedes im Leben, doch flüchtig,
Hält nicht die himmliſche ſie, eilet die irdiſche fort.

Vgl. zu Ged. 171. Die wahre Anmuth liegt im Geiſte; dieſe bleibt auch, wenn die leibliche ſchwindet. Man vergleiche die

rührende Klage der Prinzessin in Goethes Tasso (II, 1). In der Beurtheilung von Bürgers Gedichten bemerkt Schiller, im verjüngenden Lichte der Dichtkunst entgehe der Geist der Erstarrung eines frühzeitigen Alters, sie sei die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Haus die unsterblichen Götter bediene. Vgl. Ged. 130. Einen Verjüngungsbrunnen, einen Jungbrunnen kennt auch die deutsche Sage; im Wolfdieterich badet die rauhe Els sich darin. Bei den Persern läßt Chiser, des Moses Reisegefährten, aus dem Quell des Lebens trinken. Vgl. Goethes Divan I, 1: „Soll dich Chisers Quell (früher Jugendquell) verjüngen."

---

176. Der Naturkreis.

Auf demselben Bogen des Musenalmanachs steht unser unbedeutendes Epigramm als Lückenbüßer nach Ged. 94. Vgl. zu Ged. 171. Die angeredete Natur wird in diesem Epigramm nicht genannt, ähnlich wie Ged. 171 die Staatsverfassung. — Du ruhige*). Vgl. Ged. 70, 193 ff. — Schließt sich, sonderbar im Sinne „bildet einen Kreis". Das Kind wird zum Greise und dieser wieder zum Kinde. — Kindisch und kindlich, indem er kindisch und kindlich wird. Das Sprichwort sagt: „Alte Leute sind zweimal Kinder." Vgl. Goethe im Vorspiel auf dem Theater zum Faust.

*) Der Musenalmanach schreibt das Wort klein.

177. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Auf dem vierten Bogen desselben Musenalmanachs als Lückenbüßer, zwei Seiten nach Gedicht 170. Vgl. zu Ged. 171. Der Gedanke an den Tod ist doch immer ein trüber, obgleich die Griechen ihn als lieblichen Genius darstellten. Vgl. zu Ged. 29 Str. 9. 30 Str. 18. Die Fackel des Todesgenius ist noch nicht erloschen, er will sie eben ausdrücken oder ausschleudern.

---

178. Tugend des Weibes.

Auf demselben Bogen, unmittelbar nach der Macht des Weibes (Ged. 95). Vgl. zu Ged. 171. Zum Gedanken zu Ged. 95, 1, zur Bezeichnung des Mannes Ged. 72 Str. 8, 19 ff. — V. 1. Stärkeren. Das Glück, das Schicksal, ist mächtiger als der Mensch, wenn er auch dasselbe zuweilen bewältigen kann. Vgl. Ged. 216 Str. 4, 6.*) — V. 3. Sie ist da, sie erscheinet, die Gegenwart; darin besteht ihre einzige Tugend. Vgl. zu Ged. 121. — V. 4 schließt den Wunsch an, daß die Frau immer zugleich dem Herzen und dem Auge anmuthig erscheinen möge.**)

*) Im Musenalmanach steht stürzet.

**) Nach V. 3. ist Punkt zu setzen. Der Musenalmanach hat Kommata nach Weib und erscheinet.

---

179. Die ſchönſte Erſcheinung.

Im Muſenalmanach gingen unmittelbar voran Ged. 95. 178. 181. 180. 182. Die von Körner, welcher dieſe Gedichte zuerſt aufnahm, eingeführte veränderte Folge iſt rein willkürlich. Das Versmaß fanden wir ſchon in einem dem vorigen Jahre angehörenden Epigramme, dem Gedichte Ilias (85), angewandt. Wie die Schönheit durch den Zug des Leidens zur vollendetſten Erſcheinung gelangt, ſo malt ſich die Freude am reinſten auf einem ſchönen Geſicht. Das letztere, nicht auch das erſtere, erklärt der Dichter hier für die ſchönſte Erſcheinung. Die Faſſung iſt etwas ſpielend und unklar. Unter der Schönheit verſteht der Dichter hier nicht die bloß ſinnliche, ſondern eine ſeelenvolle, ſprechende Schönheit, was freilich nicht beſtimmt ausgedrückt iſt. — Zu V. 1 f. vgl. Ged. 114, zu V. 3 Ged. 14 Str. 5.

---

180. Forum des Weibes.

Vgl. zu Ged. 171. 179. Die Gerichtsbarkeit des Weibes erſtreckt ſich über den ganzen Charakter des Mannes, da ſein feines Gefühl es hierzu befähigt (vgl. Ged. 74 Str. 5**), aber nicht auf einzelne Thaten deſſelben, da dieſe aus dem Standpunkte des Mannes gewürdigt werden müſſen, welcher gerade von dem des Weibes ſehr verſchieden iſt. Vgl. Ged. 181 und 93.*)

*) Körner gab irrig V. 1 nur nie ſtatt mir nie.

---

181. Weibliches Urtheil.

Vgl. zu Ged. 171. 179. „Das weibliche Geschlecht", sagt Schiller in der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen, „zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren." — Der zweite Vers beginnt sehr schwach mit einem Trochäus und nachfolgendem starken Sinnabschnitt.

---

182. Das weibliche Ideal. An Amanda.

Vgl. zu Ged. 171. 179. Eine bestimmte Person schwebt ebenso wenig vor wie bei Ged. 125—127. Den Namen der Amanda (die Liebenswürdige) nahm Schiller aus Wielands Oberon, wo Rezia also heißt. In einem Xenion (274) wird der Amanda die Almansaris aus demselben wielandischen Gedicht entgegengesetzt. In der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen führt Schiller Hüon und Amanda am Marterpfahle als Gegenstand eines „himmlischen" Vergnügens an. Das Weib in seiner größten Reinheit wird hier als Ideal, als das Edelste der Menschheit dargestellt. Vgl. Ged. 115. 121. 150.

V. 1. Ueberall. Es wird hierbei an die Wirkung auf dem Gebiete geistigen und staatlichen Lebens gedacht. Vgl. Ged. 95.

*) V. 6 war der Druckfehler macht statt malt durch Körner hereingekommen.

— V. 3. Des Sieges, über das Schicksal, den sie ohne Kampf gewinnt. Vgl. Ged. 54 Str. 26, 3 f. 69 Str. 1, 7 ff. — V. 5 f. Es schwebt das Bild des Mondes vor, welcher die ihn umhüllenden Wolken vergoldet und so seine Gewalt selbst in der Trübe des Himmels zeigt. Vgl. Ged. 74 Str. 5*, 5. Das Gleichniß tritt in den Hauptsatz; nur der Gram ist eigentlich zu verstehn, was freilich etwas wunderlich ist. — V. 7 f. Vgl. Ged. 74 Str. 13*. Ged. 98, 35 ff. — Ewig nothwendig, da du immer nach innerer Nothwendigkeit handelst. — Keiner Nothwendigkeit, keinem Gesetze der Pflicht. Vgl. Ged. 74 Str. 13*, 3 f. 98, 47 f. — V. 9 f. In allem, auch dem geringsten, was du thust, spricht sich dein ganzes Wesen aus, das in sich den schönsten Einklang bildet. Vgl. Ged. 95, 7 f. 178, 3 f.*) — V. 11 f. Nie altert die Schönheit, kein Nachlaß findet bei ihr statt, Blüthe und Frucht vereinigen sich hier. Auffallend ist es, daß die vollendete Weiblichkeit selbst Blumen und Früchte bricht. — Goldene, herrliche, wie wenn Goethe im Faust sagt des Lebens goldner Baum.

---

183. Erwartung und Erfüllung.

Diese und die drei folgenden Epigramme stehen auf dem fünften Bogen des Musenalmanachs 1797, der auch die am 12. August 1796 geschriebene Dithyrambe (Ged. 46) brachte, zuerst 183 und 184, darauf 185 und 186, unmittelbar hintereinander. Vgl. zu Ged. 171. — Voll gespannter Erwartung betritt

*) V. 10 steht im Musenalmanach zärtester.

der Jüngling das Leben (Ged. 40 Str. 5), der Greis begnügt sich mit dem wenigen, was ihm zu Theil geworden. Vgl. Ged. 185. — V. 1. Die tausend Masten sollen eine große Flotte bezeichnen. Vgl. Ged. 55 Str. 6, 6. — V. 2. Still, ruhig, im Gegensatz zu dem leidenschaftlich bewegten Jüngling. — Auf gerettetem Boot! Alle seine Schiffe hat er eingebüßt, nur ein Boot ist ihm geblieben. So verliert Odysseus alle seine Schiffe, auch das letzte zerschmettert ihm der Blitz; nur dessen Mast und Kiel dienen ihm zur Rettung.

---

184. Das gemeinsame Schicksal.

— Vgl. zu Ged. 183. Die Menschen hassen und streiten sich, während das Leben dahin flieht. Der nahe liegende Gedanke, daß der Mensch sein Leben in würdigerer Weise verwenden möchte, wird nicht ausgesprochen. Aehnlich schreibt Goethe einmal: „Wir sind nur einmal so beisammen."

---

185. Menschliches Wirken.

Vgl. zu Ged. 183. Der Jüngling will ins Unendliche wirken, aber auch der Weiseste muß sich am Ende auf den engsten Kreis beschränken, wie der alte Attinghausen im Tell, der sonst überall voran war, sich jetzt ruhig zu Hause halten muß (II, 1):

Und so in engem stets und engerm Kreis
Beweg' ich mich dem engsten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu. —

V. 1 ist Eingang als Trochäus hart, der vierte Fuß sehr matt; eine Länge zwischen liegt und die wäre erwünscht.

---

186. Der Vater.

Vgl. zu Ged. 183. Die Ueberschrift deutet die Beziehung des Epigramms an. Erst dadurch, daß der Mann ein Kind erzeugt hat, schließt er sich an die ewige Kette der Natur selbstthätig an, welche diese Kraft in ihn gelegt hat. Vgl. Ged. 99, 11 ff. Goethe sagt von Wilhelm Meister (Lehrjahre VIII, 1), mit dem Gefühl des Vaters habe er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. — Der Ausdruck ist V. 2 etwas wunderlich. — Die gewaltige, deren Macht überall waltet.*)

---

187. Liebe und Begierde.

Dieses und das folgende Epigramm stehen unmittelbar hintereinander auf dem sechsten Bogen des Musenalmanachs 1797. Vgl. zu Ged. 171. J. G. Schlosser, Goethes Schwager, neigte sich zu den Frommen, namentlich zu den Stolbergen. In

*) Im Musenalmanach findet sich V. 1 stehst, wofür Körner stehest wohl nur durch ein Versehen gab, V. 2 Gewaltige, nicht gewaltige.

seiner, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gewidmeten Schrift Fortsetzung des platonischen Gespräches von der Liebe (1796) heißt es S. 33 f.: „Hätten Sokrates und seine Diotima nicht die Liebe selbst mit der Begierde zur Liebe verwechselt, so würde weder diese fragen können, was dann dem wird, der da liebt, noch würde jener in Verlegenheit gekommen sein, was er antworten sollte; denn beide würden dann gesehen haben, daß, wer liebt, schon wirklich alles hat, und daß nur, so lang er noch zu lieben begehrt, ihm etwas werden kann." Hierauf bezieht sich, wie schon A. Nicolovius bemerkte, Schillers nichts weniger als feiner und treffender, vielmehr Schlossers Aeußerung verzerrender Spott, dieser habe insofern ganz recht mit seiner Behauptung, als nur ein wirklich reiches Gemüth der Liebe fähig sei, welche eine völlige Hingabe an den geliebten Gegenstand bedinge. Boxberger will hier seltsamer Weise keinen Spott auf Schlosser sehn. Was soll es denn aber anders sein? Daß Schiller es nicht unter die Xenien stellte, ist freilich auffallend, aber es ist ja auch das einzige Gedicht außer den Xenien, in welchem eine bestimmte Person vom Dichter selbst angeredet wird; und die Xenien begannen erst auf dem drittfolgenden Bogen. Hätte der Dichter im Ernste Schlosser Recht gegeben, so sieht man gar nicht, weshalb er dieser Uebereinstimmung gedacht, nicht vielmehr den Gedanken ohne eine solche Beziehung ausgesprochen hätte. — Hart ist der Daktylus Recht gesagt! Warum nicht Recht so!

188. Güte und Größe.

Vgl. zu Ged. 171 und 178. Möchten Güte des Herzens und Kraft des Geistes sich immer vereinigen! Die Bezeichnung beider als der beiden einzigen Arten der Tugend ist etwas auffallend. In anderer Weise werden zwei Tugendwege Ged. 109 bezeichnet.

---

189. Die Triebfedern.

Das Epigramm stand unter den Tabulae votivae, unmittelbar vor Ged. 134. Vgl. zu Ged. 171. Gemeine Naturen werden durch Furcht getrieben, edle durch die Lust, die Freude. Vgl. Ged. 98, 47 f. Die Freude wird in ähnlicher Weise Ged. 25 Str. 4 genannt. — An rosigtem*) Band, an leichten Blumenketten. Vgl. Ged. 221 Str. 2, 10.

---

190. Naturforscher und Transzendentalphilosophen.

Das Distichon stand unter den Xenien unmittelbar nach dem astronomische Schriften überschriebenen (Ged. 144). Vgl. zu Ged. 171. Die Naturforschung und die Philosophie dürfen noch nicht gemeinschaftlich zusammen wandeln, sondern

*) Körner gab rosigem.

jede muß ſich für ſich entwickeln, keine darf durch die andere ſich beeinfluſſen laſſen. Vgl. Ged. 152. Auch hier iſt die Ueberſchrift ein Theil des Epigramms. Vgl. zu Ged. 171. Körner hätte auch die unmittelbar darauf folgende Xenie aufnehmen ſollen:

An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich und wiſſe nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad, finden ſich beide gewiß.

---

191. Deutſcher Genius.

Schillers Gattin ſchreibt dieſes vorletzte Epigramm der Tabulae votivae Goethe zu. Kraft und Schönheit zu erringen iſt dem Deutſchen nicht verwehrt, ſagt unſer Dichter, wohl aber die franzöſiſche Leichtigkeit, ſein esprit, als deſſen Vertreter hier die körperliche Beweglichkeit ſteht. Sprung, von der Fertigkeit im Tanzen. Die Tanzſprünge haben wir ſammt den Namen von den Franzoſen, ſo die Jettes, Chassés, Contretemps, Caprioles, Entrechats. In dieſer leichten Beweglichkeit ſind dieſe ganz einzig, wie ſich denn ihre Tanzkunſt und ihre Tanzmeiſter über die ganze gebildete Welt verbreiteten. Herder bezeichnete einmal den Franzoſen als Tanzmarcell von jenem durch Diderot berühmten Tanzmeiſter Marcell. Schiller läßt die Franzoſen über den Rhein hüpfen (Ged. 213, 1). Der Schluß iſt eigenthümlich gewandt.

Und so in engem stets und engerm Kreis
Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu. —

V. 1 ist Eingang als Trochäus hart, der vierte Fuß sehr matt; eine Länge zwischen liegt und die wäre erwünscht.

---

186. Der Vater.

Vgl. zu Ged. 183. Die Ueberschrift deutet die Beziehung des Epigramms an. Erst dadurch, daß der Mann ein Kind erzeugt hat, schließt er sich an die ewige Kette der Natur selbstthätig an, welche diese Kraft in ihn gelegt hat. Vgl. Ged. 99, 11 ff. Goethe sagt von Wilhelm Meister (Lehrjahre VIII, 1), mit dem Gefühl des Vaters habe er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. — Der Ausdruck ist V. 2 etwas wunderlich. — Die gewaltige, deren Macht überall waltet.*)

---

187. Liebe und Begierde.

Dieses und das folgende Epigramm stehen unmittelbar hintereinander auf dem sechsten Bogen des Musenalmanachs 1797. Vgl. zu Ged. 171. J. G. Schlosser, Goethes Schwager, neigte sich zu den Frommen, namentlich zu den Stolbergen. In

*) Im Musenalmanach findet sich V. 1 stehst, wofür Körner stehest wohl nur durch ein Versehen gab, V. 2 Gewaltige, nicht gewaltige.

seiner, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gewidmeten Schrift Fortsetzung des platonischen Gespräch's von der Liebe (1796) heißt es S. 33 f.: „Hätten Sokrates und seine Diotima nicht die Liebe selbst mit der Begierde zur Liebe verwechselt, so würde weder diese fragen können, was dann dem wird, der da liebt, noch würde jener in Verlegenheit gekommen sein, was er antworten sollte; denn beide würden dann gesehen haben, daß, wer liebt, schon wirklich alles hat, und daß nur, so lang er noch zu lieben begehrt, ihm etwas werden kann." Hierauf bezieht sich, wie schon A. Nicolovius bemerkte, Schillers nichts weniger als feiner und treffender, vielmehr Schlossers Aeußerung verzerrender Spott, dieser habe insofern ganz recht mit seiner Behauptung, als nur ein wirklich reiches Gemüth der Liebe fähig sei, welche eine völlige Hingabe an den geliebten Gegenstand bedinge. Boxberger will hier seltsamer Weise keinen Spott auf Schlosser sehn. Was soll es denn aber anders sein? Daß Schiller es nicht unter die Xenien stellte, ist freilich auffallend, aber es ist ja auch das einzige Gedicht außer den Xenien, in welchem eine bestimmte Person vom Dichter selbst angeredet wird; und die Xenien begannen erst auf dem drittfolgenden Bogen. Hätte der Dichter im Ernste Schlosser Recht gegeben, so sieht man gar nicht, weshalb er dieser Uebereinstimmung gedacht, nicht vielmehr den Gedanken ohne eine solche Beziehung ausgesprochen hätte. — Hart ist der Daktylus Recht gesagt! Warum nicht Recht so!

des breiten, starken Pfeilers zur Spitze des ägyptischen Obelisken, dem sogenannten Pyramidion, drückt das Epigramm treffend aus. Das Pyramidion steht fest und sicher, und freut sich so hoch zu stehn. Schiller hatte wohl, vielleicht durch Goethe, von dem großen Obelisken auf dem Petersplatz zu Rom gehört. — In Epigramm 5 berichtet der Triumphbogen nur die Rede seines Baumeisters, welche die großartige Weite des Bogens bezeichnet. Der Umfang und die Pracht der Triumphbogen stiegen unter den Kaisern außerordentlich; in Rom sind noch die des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin erhalten, von denen Schiller wohl durch Goethe vernommen hatte; der des Septimius Severus war damals noch bis zur mittlern Wölbung verschüttet. — In Epigramm 6 wird die Leichtigkeit der kühn übersetzenden Brücke treffend bezeichnet. Vgl. zu Ged. 71, 127 f., wonach Schiller wohl an den Rialto zu Venedig dachte. Die geräuschvolle rasche Bewegung drücken auch Vers, Klang und Wortstellung in V. 1 bezeichnend aus. Die Aufschrift die schöne Brücke dürfte nicht ganz entsprechend sein. — 7. Das Thor als Ein- und Ausgang wird mit Beziehung auf die hohe Bedeutung desselben für die Entwicklung der Menschheit hervorgehoben, wobei es freilich bedenklich, daß von Wilden jetzt nicht mehr die Rede sein kann. Vgl. Ged. 54 Str. 23, 1 ff. 25, 1 ff. 71, 86 ff. 171 f. 72 Str. 20, 5 f. — Zum Gesetze, zu bürgerlichem Verbande. Die Alliteration in V. 2 wirkt sehr glücklich. — Froh. Der Bürger ist froh, einmal die Stadt hinter sich zu haben. Vgl. Ged. 71, 171 f. — Epigramm 8 hebt hervor, daß die Peterskirche in Rom nicht durch ihre ungeheuern Maße so groß sei, sondern durch die Größe des Gedankens, der dem Meister den Bau eingegeben und der auch den Beschauer daraus anspreche. Vgl. Ged. 49 Str. 4, 5 f. Schiller sagt in den zerstreuten Betrach-

jede muß sich für sich entwickeln, keine darf durch die andere sich beeinflussen lassen. Vgl. Ged. 152. Auch hier ist die Ueberschrift ein Theil des Epigramms. Vgl. zu Ged. 171. Körner hätte auch die unmittelbar darauf folgende Xenie aufnehmen sollen:

An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad, finden sich beide gewiß.

---

191. Deutscher Genius.

Schillers Gattin schreibt dieses vorletzte Epigramm der Tabulae votivae Goethe zu. Kraft und Schönheit zu erringen ist dem Deutschen nicht verwehrt, sagt unser Dichter, wohl aber die französische Leichtigkeit, sein esprit, als dessen Vertreter hier die körperliche Beweglichkeit steht. Sprung, von der Fertigkeit im Tanzen. Die Tanzsprünge haben wir sammt den Namen von den Franzosen, so die Jettes, Chassés, Contretemps, Caprioles, Entrechats. In dieser leichten Beweglichkeit sind diese ganz einzig, wie sich denn ihre Tanzkunst und ihre Tanzmeister über die ganze gebildete Welt verbreiteten. Herder bezeichnete einmal den Franzosen als Tanzmarcell von jenem durch Diderot berühmten Tanzmeister Marcell. Schiller läßt die Franzosen über den Rhein hüpfen (Ged. 213, 1). Der Schluß ist eigenthümlich gewandt.

---

194. An die Proselytenmacher.

Auf dem achten Bogen des Musenalmanachs 1796 erschien das Epigramm in folgender Gestalt in jambischen Versen verschiedener Länge:

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

Die jetzige Gestalt erhielt es im ersten Theile der Gedichte. So wenig Archimedes (vgl. zu Ged. 106) einen Punkt außer der Erde finden konnte, um von da aus die Welt zu bewegen (bekannt ist sein Wort: „Gib mir, wo ich stehe!"), so wenig kann ich von der in mir liegenden Vorstellung von der Gottheit mich entfernen und auf euern Standpunkt mich stellen. In der neuen Fassung ist nur in der Ueberschrift, aber nicht deutlich genug, bezeichnet, daß es sich um die Ansicht von der Gottheit handle. Vgl. Ged. 133. 146. — V. 3 f. Vergönnt, ein launiger Ausdruck, als ob die Macht dazu ihm von den Proselytenmachern verliehen werden könnte. — Außer mir mich begeben, eine ganz neue Verbindung nach den stehenden Redensarten außer sich kommen, gerathen, setzen, wo sich Dativ ist, wenn auch außer sonst wohl mit dem Akkusativ verbunden wird. Schiller hat auch sonst so außer für aus. Sollte nicht das frühere gleich für schnell (oder sofort statt und schnell) den Vorzug verdienen?

195. Das Verbindungsmittel.

Dieſes und die folgenden vier Diſtichen hat erſt Körner aus den Xenien ganz willkürlich aufgenommen. Unſer Diſtichon war urſprünglich die zwölfte Xenie. Goethe benutzte es für ſeinen Herbſt (Jahreszeiten 66). Schillers Gattin theilt es Schiller zu. Es geht auf Lavater, dem auch das Xenion 21 galt:

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig; doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier ach! nur zu innig vermiſcht.

Die Eitelkeit macht es allein möglich, daß ein hoher, reiner Geiſt ſich zu niedrigem, gemeinem Handeln hinreißen läßt. Im Intermezzo zum Fauſt läßt Goethe Lavater, der im Klaren und auch im Trüben fischen möge, „ſich auch mit Teufeln miſchen".

---

196. Der Zeitpunkt.

Xenion 31. Vgl. zu Ged. 195. Schiller bemerkt in den äſthetiſchen Briefen von dem jetzigen Zeitalter, da das Gebäude des Naturſtaates wanke, ſcheine eine phyſiſche Möglichkeit gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. „Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige

Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht." — Klein bezieht sich auf den Mangel eines moralischen Charakters, da, wie Schiller sagt, hier Verwilderung, dort Erschlaffung herrscht.

---

197. Deutsches Lustspiel.

Xenion 136. Vgl. zu Ged. 195. — Nur sollte am Anfang von V. 2 stehn. — Selbst, nicht einmal. Launig, als ob dies nicht viel sei. Schiller denkt hier an rein komische (lustige) Charakterstücke. Goethe äußerte, als er nach Berathung mit Schiller im Jahre 1800 einen Preis auf ein Intriguenstück setzte, es sei eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in rein komischen Charakterstücken nie sehr glänzend erscheinen werde. „Charakterstücke stellen uns entweder Gattungen (die molièresche Komödie), oder Individuen (die englische Komödie) dar. Für die letztere ist der deutsche Charakter an Originalen zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters, und von Seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern heutigen Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen." Vgl. Ged. 206, 21. 25 f.

---

198. Buchhändleranzeige.

Xenion 293. Vgl. zu Ged. 195. Spott auf die Naivetät mancher Verlegeranzeigen, welche den Nutzen der anzuzeigenden

Bücher nicht genug hervorheben zu können meinen. Veranlaßt ist er durch die Anzeige der weidmannschen Buchhandlung in Leipzig vom Erscheinen der dreizehnten Auflage (1794) der Schrift J. J. Spaldings über die Bestimmung des Menschen.

---

199. Gefährliche Nachfolge.

Xenion 329. Vgl. zu Ged. 195. Das Distichon bezieht sich auf die unbesonnene Erhebung der Griechheit, dnrch welche Fr. Schlegel in der Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie in Reichardts Zeitschrift Deutschland (Juni 1796) die gute Sache verdarb. Die hohe Vollendung der griechischen Dichtung hatte Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung hervorgehoben. Schlegel ging in deren Vergötterung so weit, daß er behauptete, sie sei ein Vorbild und Kanon der Poesie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und gewesen, in ihr sei der ganze Kreislauf der organischen Entwicklung der Kunst abgelaufen und vollendet, ja auch jedes einzelne Erzeugniß derselben sei das vollkommenste in seiner Art. Vgl. Ged. 200, 5 f. — Auf den Kopf stellen soll bezeichnen, daß er die Wahrheit durch seine Uebertreibung zur Unwahrheit verzerrte. Goethe spricht von Schlegels „Rodomontaden von Griechheit".

---

200. Griechheit.

Von Schiller zum zweiten Theile der Gedichte aus den Xenien 320 (die zwei Fieber), 321 (Griechheit) und 322 (Warnung) nicht glücklich zusammengesetzt. — V. 1. Die sklavische Nachahmung der in ihre sogenannte Klassizität eingezwängten Franzosen war durch Klopstock und Lessing überwunden worden, und es hatte sich eine neue, echt deutsche Dichtung gebildet. Vgl. Ged. 220 Str. 1 f. — V. 2. Hitzig ist das neue Fieber, weil Schlegel in dithyrambischem Schwunge die Griechen vergötterte, von nichts anderm wissen wollte. — V. 3 f. deuten darauf, daß es dem Lobpreiser selbst gerade noch an dem fehlt, was den eigentlichen Vorzug der griechischen Dichtung begründet. — In den Xenien folgte auf diese drei Xenien zunächst:

Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt!

und nach mehrern auf einzelne Aeußerungen Schlegels bezügliche Xenien gefährliche Nachfolge (Ged. 199).

---

201. Die Sonntagskinder.

Dieses aus den Xenien 331 (die Sonntagskinder) und 330 (Geschwindschreiber) zusammengesetzte Epigramm [illegible] der zweite Theil der Gedichte unmittelbar nach Ged. 20[illegible] geht auf die Gebrüder Schlegel, denen auch, als Kritike[illegible]

beiden Frage und Antwort überschriebenen Xenien in der Unterwelt (341 f.) galten:

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten und wie? —
Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Der Dichter Johann Adolf Schlegel war der Vater der beiden Brüder. — An Sonntagen, besonders an den Sonntagen nach dem Quatember, den sogenannten goldenen Sonntagen, geborene Kinder galten als Glückskinder.

---

202. Die Philosophen.

Aus einzelnen Xenien (371—389) für den ersten Theil der Gedichte zusammengesetzt, wo zwischen 201 und 202 Ged. 204 steht.*) Vgl. zu Ged. 212. Das Ganze ist ein heiterer Spott über die philosophischen Anschauungen, die eine sichere Befriedigung nicht gewähren. Vgl. Ged. 168. Von der Prachtausgabe wollte Schiller diese Distichen ausschließen. Der Dichter läßt einen vom Verlangen nach gewisser Auskunft Begierigen, der freilich eine nichts weniger als tiefe Natur ist, in die Unterwelt zu den Philosophen herabsteigen, bei denen er aber die erwünschte

*) Im Musenalmanach hat das erste Distichon die Ueberschrift Die Philosophen, das dritte heißt Dringend, das vierte Einer aus dem Haufen, das fünfte, zwölfte und vierzehnte Ich, das sechste bis elfte Ein zweiter, Ein Dritter u. s. w., das letzte Decisum (Beschlossen), der entsprechende technische Ausdruck. Die übrigen sind, wie hier, überschrieben. Schiller hätte auch dem sechzehnten und achtzehnten Epigramm die Ueberschrift Lehrling geben müssen.

faßliche Auskunft nicht findet. Die beiden letzten Fragen stimmen nicht wohl zu den frühern. Die Bezeichnung Lehrling ist eben so wenig recht bezeichnend, als die frühere Ich genügte.

Die beiden ersten Distichen enthalten die Einleitung zu dieser luftigen und lustigen Unterhaltung im Philosophenquartier der Unterwelt.*) — Das eine, was Noth, die Gewißheit über Gott und Welt, nach dem biblischen Ausdruck (Lukas 10, 42). — Aristoteles tritt gleichsam als Vorsteher des Philosophencollegiums auf, deutet aber zugleich an, daß es sich hier nur um neuere Philosophie handle. Die in Jena erscheinende allgemeine Literaturzeitung brachte auch über die neueste Philosophie weitläufige kritische Berichte. — Hölle, wie es Schiller auch sonst von der Unterwelt braucht. Schon Goethe in der Iphigenie.

3—5. 3. Der Lehrling, der einen Grundsatz verlangt, woran er sich halten könne, weist des Carteſius (Descartes) Lehre mit leichtfertigem Spotte zurück. — V. 2. Die Philosophen geben manche Sätze für allgemein gültig aus, die nichts weniger als allgemein gelten.**) — 4, 1. So ist nach mithin überflüssig und störend, will man nicht annehmen, daß der Redende etwas stocke, was doch sonderbar wäre.***) — V. 2. Diese weitere Begründung leitet eigentlich nur die Erwiederung des Lehrlings ein; im Munde von Descartes nimmt sie sich sonderbar aus. — 5. Launiger Einwurf, daß Sein nicht nothwendig mit Denken verbunden sei.

6—11. Sechs andere Philosophen sprechen nacheinander ihre Ansichten über das wirklich Seiende aus, wobei

*) Körner gab Herrn statt Herren.

**) V. 1 stand ursprünglich vom Leibe statt vom Halse.

***) Statt des Kommas nach mithin wäre ein Gedankenstrich passender.

bestimmte Philosophen vorschweben, doch nimmt es der Dichter hierbei nicht genau, sondern läßt seiner Laune freies Spiel. — 6. Spinoza, der von Cartesius ausging, nahm eine unendliche Substanz mit unendlichen Attributen an, welche die innere Ursache alles dessen, was ist und geschieht; die Welt ist ihm Selbstdarstellung dieser einzigen untheilbaren Substanz, welche die Gottheit ist*). Die Darstellung der Grundansicht Spinozas ist nichts weniger als genau und treffend, der Ausdruck schlaff, der Rhythmus hart. — 7. Berkeley leugnete die Wirklichkeit der äußern Dinge; das Wirkliche sei bloß der Geist, die Körperwelt nur ein aus unsern Vorstellungen entspringender Schein, der in ursprünglichen, vom Geiste aller Geister, von Gott selbst bewirkten Vorstellungen seinen Grund habe. Karlos sagt II, 8, sein Gehirn treibe öfters wundersame Blasen auf. — 8. Leibniz nahm an, daß die körperlichen Erscheinungen von denen der Seele völlig unabhängig seien; alles körperliche und geistige Leben führte er auf Monaden zurück, die sämmtlich Ausstrahlungen einer ursprünglichen Monade, der Gottheit, seien. Hart ist der Daktylus keins weiß vom. — 9. Nach Kant kann die theoretische Vernunft über die Seele, Gott und die Welt zu keiner Sicherheit gelangen, vielmehr führt diese zu entgegengesetzten, scheinbar gleich berechtigten Sätzen, die von ihm als Antinomien bezeichnet wurden; wir erkennen durch die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes nicht die Dinge selbst, wie sie an sich sind (Noumena), sondern nur wie sie erscheinen (Phänomena), wobei eine wirkliche Grundlage zugestanden wird. Auffallend nennt Schiller hier die Welt (8, 1) geradezu das Ding. Vgl. oben 6. — 10. Fichte lehrte, wirklich sei nur das sich selbst und auch das Nicht-Ich setzende Ich; er

*) Seit Körner steht V. 1 doch irrig vor statt nach Dinge.

Pflicht erfülle. Er ſelbſt ſtimmte darin mit Kant überein, daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit derſelben nichts beweiſe, behauptete aber, der Menſch dürfe nicht bloß, ſondern ſolle Luſt und Pflicht in Verbindung bringen, Tugend ſei gerade nichts anderes als Neigung zur Pflicht. Wer die Frage beantwortet, iſt nicht angedeutet. Vgl. Ged. 98. 99. 142. 189. In den Tabulae votivae waren manche Epigramme hiergegen gerichtet; ſo das Der Strengling und [illegible] überſchriebene:

Jener fordert, daß [illegible] Gute mißfalle,
Dieſer will, daß du [illegible] dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, ſo ſei's [illegible] Namen die Tugend;
Denn ich kann' einmal nun [illegible], was abgeſchmackt iſt. —

Hart iſt 19, 1 d[illegible], du mußt.

---

203. G. G.

Xenion 288, von Schiller in den zweiten Theil der Gedichte nach 202 aufgenommen. Der Dichter trug es im Januar 1796 eigenhändig zwiſchen die Xenien ein, mit der Ueberſchrift Gelehrte Societäten. Urſprünglich hieß es V. 1 ſteht er nur einzeln, V. 2 ſtehn ſie zuſammen, ſogleich; aber Schiller änderte ſchon in der Handſchrift V. 1 ſiehſt du ihn einzeln, V. 2 ſind ſie beiſammen. Für letzteres ſchrieb Goethe ſind ſie in corpore, gleich. In dieſer Form erſchien das Diſtichon im Muſenalmanach, nur daß Schiller nach wird ein dir hinzufügte. In den Gedichten ward dir in

euch verändert. Unter den gelehrten Gesellschaften sind besonders Akademien gemeint, von deren Wirksamkeit Schiller nicht viel hielt, aber auch manche städtische Gesellschaften dieser Art gab es schon damals. Einer von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gestellten Preisaufgabe galt ein unmittelbar vorhergehendes Xenion.

---

204. Die Homeriden.

Im zweiten Theile der Gedichte (vor Ged. 202) aus den Xenien 366—368 (Rhapsoden. Viele Stimmen Rechnungsfehler) zusammengesetzt. In die Prachtausgabe wollte Schiller sie nicht aufnehmen. Es folgten aber darauf noch die Xenien:

Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu rezitiren.)

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind,
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —*)

Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang,**) nehme noch diese von mir.

Irrig nimmt Schiller hier an, Heyne sei für die Einheit der Ilias, da dieser vielmehr behauptete, schon vor Wolf die Ansicht

*) Nach dem Anfange des neunten Buches der Odyssee mit großer Freiheit bearbeitet.

**) Astyanax heißt hier seltsam die Begegnung Hektors und der Andromache im sechsten Buche der Ilias, wo auch Astyanax auf rührende Weise erscheint.

Pflicht erfülle. Er ſelbſt ſtimmte darin mit Kant überein, daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit derſelben nichts beweiſe, behauptete aber, der Menſch dürfe nicht bloß, ſondern ſolle Luſt und Pflicht in Verbindung bringen, Tugend ſei gerade nichts anderes als Neigung zur Pflicht. Wer die Frage beantwortet, iſt nicht angedeutet. Vgl. Ged. 98. 99. 142. 189. In den Tabulae votivae waren manche Epigramme hiergegen gerichtet; ſo das Der Strengling und Frömmling überſchriebene:

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieſer will gar, daß du liebſt, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, ſo ſei's in Gottes Namen die Tugend;
Denn ich kann' einmal nicht lieben, was abgeſchmackt iſt. —

Hart iſt 19, 1 der Daktylus Rath, du mußt.

---

203. G. G.

Xenion 288, von Schiller in den zweiten Theil der Gedichte nach 202 aufgenommen. Der Dichter trug es im Januar 1796 eigenhändig zwiſchen die Xenien ein, mit der Ueberſchrift Gelehrte Societäten. Urſprünglich hieß es V. 1 ſteht er nur einzeln, V. 2 ſtehn ſie zuſammen, ſogleich; aber Schiller änderte ſchon in der Handſchrift V. 1 ſiehſt du ihn einzeln, V. 2 ſind ſie beiſammen. Für letzteres ſchrieb Goethe ſind ſie in corpore, gleich. In dieſer Form erſchien das Diſtichon im Muſenalmanach, nur daß Schiller nach wird ein dir hinzufügte. In den Gedichten ward dir in

euch verändert. Unter den gelehrten Gesellschaften sind besonders Akademien gemeint, von deren Wirksamkeit Schiller nicht viel hielt, aber auch manche städtische Gesellschaften dieser Art gab es schon damals. Einer von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gestellten Preisaufgabe galt ein unmittelbar vorhergehendes Xenion.

---

204. Die Homeriden.

Im zweiten Theile der Gedichte (vor Ged. 202) aus den Xenien 366—368 (Rhapsoden. Viele Stimmen Rechnungsfehler) zusammengesetzt. In die Prachtausgabe wollte Schiller sie nicht aufnehmen. Es folgten aber darauf noch die Xenien:

Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu rezitiren.)

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind,
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —*)

Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang,**) nehme noch diese von mir.

Irrig nimmt Schiller hier an, Heyne sei für die Einheit der Ilias, da dieser vielmehr behauptete, schon vor Wolf die Ansicht

*) Nach dem Anfange des neunten Buches der Odyssee mit großer Freiheit bearbeitet.

**) Astyanax heißt hier seltsam die Begegnung Hektors und der Andromache im sechsten Buche der Ilias, wo auch Astyanax auf rührende Weise erscheint.

von der Zusammensetzung der homerischen Gedichte aus einzelnen Liedern verschiedener Sänger gehabt zu haben. Vgl. zu Ged. 85.

V. 1. Ihm, Heyne. Es geht allgemein auf das Gedicht, die Ilias. — V. 2. Göttinger Würste, als heimische Gabe, da Heyne in Göttingen lebte. — V. 3 f. Unter dem Zwiste der Könige versteht er das erste Buch der Ilias, das Pest. Groll überschrieben ist; die Könige sind Agamemnon und Achill, auf die sich der horazische Vers bezieht (epist. I, 2, 14): Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi („Was von den Königen Tolles geschieht, bringt Leid den Achivern".) — Die Schlacht bei den Schiffen heißt das dreizehnte Buch. — Unter dem, was auf dem Ida geschah, ist das vierzehnte Buch gemeint, das des Zeus Trug (durch Here) überschrieben ist. — V. 6. Vierundzwanzig Würste, eine für jeden Gesang, scheinen hier doch nicht angenommen werden zu können, wie es ursprünglich in dem zweitfolgenden Xenion geschah.

---

205. Der moralische Dichter.

Xenion 11, von Schiller, gleich den folgenden sechs Epigrammen, in den zweiten Theil der Gedichte aufgenommen, wo aber das unsere mit Recht erst nach Ged. 207 sich findet. Schiller sandte es am 22. Januar 1796 an Goethe.*) Unter dem mora-

*) Es ist dort, wie im Musenalmanach, An einen gewissen moralischen Dichter überschrieben.

lischen Dichter ist wohl Lavater gemeint, nicht sowohl sein in Prosa geschriebener wunderlicher Pontius Pilatus oder sein Joseph von Arimathia, sondern seine gereimten Gedichte. Das unmittelbar darauf folgende Xenion (oben Ged. 195) geht unzweifelhaft auf Lavater. In die Prachtausgabe wollte Schiller unser Xenion nicht aufnehmen.

---

206. Die Danaiden.

Xenion 45, wo seine nähere Beziehung sich durch die Ueberschrift Bibliothek schöner Wissenschaften verräth. Vgl. zu Ged. 205. Unser von Schillers Gattin diesem beigelegtes Gedicht gehört wahrscheinlich Goethe an; denn in den aus dem Januar 1796 stammenden Xenienblättern steht es nach den von Schiller selbst geschriebenen Xenien von anderer Hand, wahrscheinlich von Goethes Schreiber, eingetragen. Es führt dort die Ueberschrift Dyk und seine Gesellen. Der Buchhändler Dyk führte die von dem Dichter und Kinderfreunde Weiße gegründete neue Bibliothek der schönen Wissenschaften fort; einer seiner Hauptmitarbeiter war der geistvolle Fr. Jacobs. Auch andere Xenien treffen jene Bibliothek; so das zweitfolgende:

Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student.

Die jetzige verallgemeinernde Ueberschrift ist ganz verfehlt, da das Füllen eines am Boden durchlöcherten Fasses als Strafe der

Danaiden in der Unterwelt bekannt ist, aber das Aubrillen eines Steines statt eines Eies, das ein anderes Bild vergeblicher Anstrengung ist, mit den Danaiden nichts zu thun hat. Das Faß wird hier als ein Sieb bezeichnet. Unser Xenion bezeichnet, daß jene schon länger als dreißig Jahre bestehende Bibliothek, die „leipziger Geschmacksherberge", wie sie Schiller einmal nennt, nichts Gesundes zu Tage fördern könne. Aehnlich klagen in der Walpurgisnacht des ersten Theiles des Faust mehrere eben darauf deutende Hexen:

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

---

207. Der erhabene Stoff.

Xenion 22. Vgl. zu Ged. 205. Es befindet sich schon auf den aus dem Januar 1796 erhaltenen Xenienblättern unter der Aufschrift Klopstock, welche die Beziehung auf den Messias unzweifelhaft macht, welcher „der sündigen Menschen Erlösung" besingt. Der bittere Spott trifft nicht recht. Vgl. Goethes Gedicht die Kränze (antiker Form sich nähernd 30).

---

208. Der Kunstgriff.

Xenion 14. Vgl. zu Ged. 205. Schiller schrieb es im Ja
nuar 1796 auf den von Goethe ihm mitgetheilten Xenienbog

(vgl. zu Ged. 128), wo es die Ueberschrift Hermes' Romane hat und V. 1 willst du, V. 2 male steht. Es geht auf die zur Zeit beliebten, beim Streben nach sittlicher Wirkung schlüpfrigen Romane von Johann Timotheus Hermes, besonders auf den 1787 erschienenen Für Töchter edler Herkunft. Eine Geschichte, dem das unmittelbar vorhergehende Xenion galt:

Für Töchter edler Herkunft.
Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luft schnell sich befördert zu sehn.

Schiller rechnete die Romane von Hermes unter jene „geist-, geschmack- und sittenverderbende" Romane, „die den letzten Rest gesunder Grundsätze, den unsere Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten".

---

209. Jeremiade.

Aus den Xenien 309—318 für den zweiten Theil der Gedichte zusammengestellt.*) Bittere Stoßseufzer der Freunde der

*) Die zehn einzelnen Xenien führen im Musenalmanach die Ueberschriften: 1) Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger, 2) Böse Zeiten, 3) Skandal, 4) Das Publikum im Gedränge, 5) Das goldene Alter, 6) Komödie, 7) Alte deutsche Tragödie, 8) Roman, 9) Deutliche Prosa, 10) Chorus. Der allgemeine deutsche[illegible] anzeiger von N. Z. Becker galt Schiller und Goethe als [illegible] deutscher Plattheit, woher Schiller von Wielands platt Xenien sagte, es fehle nichts, als daß es im Reichsan- Xenion 252 traf dieses „edle Organ".

Vergangenheit über die in der Literatur vorgegangene Veränderung. Gleim, Wieland, Klopstock waren über die neuere so glänzend sich erhebende Literatur sehr verstimmt, doch führt der Dichter hier nicht ihre Klagen, sondern die beschränkter Geister uns vor. Wieland hatte 1794 im Vorberichte zu der neuen Ausgabe seiner Werke die später sehr bereute Aeußerung gethan, er habe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, als die Sonne unserer Literatur aufgegangen, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange. Als im Dezember 1798 Garve gestorben war, schrieb Schiller an Goethe: „Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Literatur weniger! wird uns Wieland sagen."

V. 3 f. klagen über die Schwierigkeit, die Philosophen und Dichter der Neuzeit zu verstehn, da der platte Menschenverstand dazu nicht mehr ausreiche. — V. 5 f. Auch Schiller war gegen die Ansicht aufgetreten, daß der Zweck der Dichtung in der sittlichen Wirkung liege, und er hatte die Bewährung der Tugend in dem ethischen Staate der Pflichten hervorgehoben, wo der einzelne Wille sich dem allgemeinen unterwerfe und sich selbst beschränke. — V. 7 f. Das Publikum wird als platt und abgeschmackt von der neuern Kritik verschrieen. Dieses klagt, es wisse sich bei der jetzt herrschenden Geschmacksrichtung gar nicht zu helfen; es dürfe weder sich natürlich gehn lassen, noch sich sittenstreng zeigen. — V. 9 f. Der damals in der Dichtkunst herrschende Ton witziger Einfalt wird als echter leipziger Witz bespottet, wie er den dortigen Stubenmädchen zu Gebote steht. An die Lustspiele Weißes, Gellerts u. a. möchte kaum zu denken sein. — V. 11 f. Die Komödie war damals so ehrbar, wie ein ehrbarer Wochenbesuch, wo nur die gewöhnlichsten Redensarten mit der Wöchnerin gewechselt werden. Siegmund, wie in Gellerts zärtlichen Schwestern. Maskarill, wie der Be-

diente in Lessings Schatz heißt. — V. 13 f. Das Distichon trifft die Nachahmung französischer Trauerspiele, wie sie von Gottsched und seiner Schule ausgingen, ihre witzigen Antithesen und ihren unendlich sich dehnenden einförmigen Alexandriner. — V. 15 f. Romane, wie Hallers Usong, Alfred und Fabius und Kato, schweben vor. Feßler nahm sich in einem im Märzhefte 1796 des Archivs der Zeit erschienenen Aufsatze an die ästhetischen Kunstrichter der Deutschen des philosophisch-geschichtlichen Romans an, indem er bemerkte, solche historische Gemälde würden immer dankenswerth bleiben, wenn sie die geschichtlichen Lücken durch psychologische Kombinationen ausfüllten und so lehrreiche Charakterbilder darstellten. Gegen den Alcibiades von Meißner und den deutschen Alcibiades von K. G. Cramer ist Xenion 363 gerichtet. Die Natur wehrt sich gegen eine solche Mißbildung, aber der vom Romanschriftsteller aufgestellte Gliedermann muß sich alle diese Verrenkungen gefallen lassen. — V. 17 f. Die breitspurige, nichts verschweigende Prosa war nicht allein bei den Meistern der Kunst einer geistvollern Darstellung gewichen. Vgl. Ged. 164. Goethe war im vorigen Jahre in einem Aufsatze in den Horen der Klage über die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen klassisch prosaischen Werken scharf entgegengetreten, indem er auf die vielen Beispiele des Stils hinwies, an welchen junge Männer sich jetzt bilden könnten.

210. Wissenschaft.

Xenion 62. Vgl. zu Ged. 205. Der Dichter deutet auf die Fachgelehrten, denen die Wissenschaft vor allem als Broderwerb dient. Vgl. Ged. 106.

---

211. Kant und seine Ausleger.

Xenion 53. Vgl. zu Ged. 205. Erläuterungen, Prüfungen, Grundrisse, Wörterbücher und andere an Kant sich anlehnende Schriften hatten Schulze, Schmid, Kiesewetter, Tieftrunk, Reinhold und viele andere geliefert.

---

212. Shakespeares Schatten. Parodie.

Bereits zum ersten Theile der Gedichte hatte Schiller die Xenien 390—412 zusammengestellt.*) Schon am 31. Januar 1796 hatte er daran gedacht, die Xenien mit einer Komödie zu endigen. Unsere Xenienreihe schließt sich an die in Nachahmung der Unterwelt im elften Gesange der Odyssee gedichteten (332—393) an (vgl. Ged. 202). Bereits am genannten Tage hatte er

*) Die Ueberschriften der drei ersten Distichen lauteten: Herkules, Herakliden, „Pure Manier"; bei den folgenden wechselten Er und Ich.

in der homerischen Unterwelt eine prächtige Quelle zu Parodien entdeckt, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Wie wenig das neuere deutsche Drama den Forderungen wahrer Kunst genüge, spricht sich hier mit heiterstem Humor aus. Schiller schrieb diese Parodien im Vorgefühl seiner eigenen künftigen Leistungen.

V. 1—4. Nach der Stelle der Odyssee XI, 601 ff.:

> Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
> Sein Gebild; denn er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
> Freut sich der festlichen Wonn' und umarmt die blühende Hebe. —
> D esen umscholl ringsher der Todten Geräusch, wie von Gevögel,
> Wild durcheinander gescheucht.

A. W. Schlegel war eben mit einer metrischen Uebersetzung Shakespeares beschäftigt; die neueste, eschenburgische konnte Schiller nicht leiden, besonders wegen Eschenburgs „lächerlicher Anmaßung als Kritiker und Aesthetiker". Diese Erzphilister, die sich doch einbildeten, Menschen zu sein, sollte man nicht so gut behandeln, wie es Schlegel gethan, meinte er; käme es auf sie und ihre Hohlköpfe an, sie würden alles Genialische in Grundsboden zertreten und zerstören. Um Shakespeares Schatten läßt er nun die gestorbenen neuen Tragödienschreiber und Dramaturgen sich versammeln, natürlich nicht Lessing, den trefflichen Dramaturgen und Dichter, der nicht bei dem leeren Schattenbilde weilt.*) — V. 5 f. Die Odyssee fährt fort:

> Er selbst, der düsteren Nacht gleich,
> Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne,
> Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets Abschnellenden ähnlich.

*) V. 1 f. stand im Musenalmanach „erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine Uebersetzung." Herakläs schrieb Schiller, um das griechische η zu bezeichnen, aber dann mußte auch statt des ersten e ä stehn.

Die frühere Ueberschrift des Distichons spottete auf die Aeußerung Fr. Schlegels in der zu Ged. 199 angeführten Abhandlung, Shakespeares Darstellung sei nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. Schiller deutet an, daß Shakespeare selbst in der Uebersetzung immer die Seele treffe. Der Pfeil traf noch (selbst in der Uebersetzung) das Herz. — V. 7—12 bilden den Uebergang zum neuern Drama; die vier ersten sind eine Parodie der Frage des Achilleus an den Odysseus und der Antwort des letzten (XI, 474 ff.):

Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden?
Welch ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte
Wohnen, besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen! —
Wegen Tiresias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathschluß
Oeffnete, heimzukehren in Ithakas felsiges Eiland.

Die Bezeichnung ins Grab paßt nicht. — V. 2 f. Schiller denkt sich unter dem Tiresias Lessing; Shakespeare versteht ihn, und daß er dessen hamburgische Dramaturgie meine, worin er den Kampf gegen das französische Drama unternommen und eine richtigere Ansicht vom Wesen des Dramas aufgestellt, auch die Lehre des Aristoteles in ihr wahres Licht gesetzt hatte.*) — V. 12 f. Lessings Bemühung ist an ihnen verloren, da sie die Natur und die Alten nicht anerkennen. Heraufholen, von einer mühevollen That, wobei, wie im folgenden, die schon von Homer erwähnte Sage vorschwebt, daß Herakles den Kerberos aus der Unterwelt geholt.

V. 13 f. Freilich die Natur sieht man bei uns, aber die rohe und gemeine. In der Abhandlung über naive und

*) Statt den alten Kothurn stand im Musenalmanach den guten Geschmack.

ſentimentaliſche Dichtung ſagt Schiller: „Kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht, ſo daß uns nach einem ſolchen Thränenmale gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten.“ — V. 14 f. Auffallend iſt dieſe Frage, da im vorigen kein Grund zu der hier ausgeſprochenen Vermuthung gegeben iſt, vielmehr V. 10 ihr geradezu widerſpricht. Shakeſpeare mißverſteht ſeltſam die Antwort, gerade wie V. 23 f. Wenn er ſagt, er habe aus dem Tartarus den alten Kothurn geholt, ſo deutet der Dichter hier auf den höhern dichteriſchen Schwung, den mit Shakeſpeare das Drama wieder genommen. Es iſt hier vom wirklichen Shakeſpeare, nicht von ſeinem Schatten die Rede, und der Ausdruck rein bildlich, doch erinnert er an das Heraufholen den Kerberos aus der Unterwelt. Boxberger hat an die Schiller bekannten Fröſche des Ariſtophanes gedacht, in welchen Dionyſos zur Unterwelt herabſteigt, um einen der geſtorbenen großen Tragiker heraufzuholen, da die lebenden nichts taugten. In wunderlichſtem Mißverſtändniß hat man den Ausdruck darauf gedeutet, daß Shakeſpeare auch Todte habe auftreten laſſen. — V. 17 f. Nichts mehr, iſt zu ſehn. — Tragiſcher Spuk, wofür man die wahrhafte Tragödie hält. — Dein geharniſchter Geiſt, deine Tragödie, wohl mit Anſpielung auf den Geiſt von Hamlets Vater; denn kaum dürfte darunter geradezu Hamlet zu verſtehn ſein. — V. 19—22. Nur derber gemeiner Spaß und kläglicher Jammer ziehen an. — Der ſchwarze Affekt, die Melancholie (Schwarzgalligkeit). — V. 23 f. Auch hier mißverſteht Shakeſpeare wieder ſonderbar genug die Antwort. — V. 25—34. Das bürgerliche rührende Schauſpiel herrſcht auf der

213. Die Flüsse.

Aus den Xenien 97. 98 und 100—113 mit der jetzigen Ueberschrift für den zweiten Band der Gedichte zusammengestellt. Ein großer Theil derselben findet sich schon auf einem von Schiller eigenhändig im Januar 1796 geschriebenen Xenienblatte. Eine (10), die aber ursprünglich nicht auf einen Fluß geht, sandte Schiller schon den 18. an Goethe.

1. Den mit Leichtigkeit über den Strom setzenden Franzosen vermag der Rhein nicht abzuwehren. Vgl. zu Ged. 191. Das Xenion ist für die Deutschen gerade nicht ehrenhaft, da sie selbst nicht den Fremden entgegentreten.*) Vgl. Ged. 227 Str. 7, 2 f. — 2. Der Niederrhein ist an geistigen Werken unfruchtbar.**) — 3. In den Xenien geht vorher das Distichon:

Donau in B** (Baiern).

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Tristen, aber verschämt bleibet die Charis zurück.***)

---

*) V. 2 schloß ursprünglich über den Rücken mir weg.

**) Im Musenalmanach steht V. 2 unsre Umarmung erfreut! Ursprünglich lautete die Ueberschrift Rhein bei Coblenz. Vorher ging das Xenion:

Rhein und Donau.

Warum vereint man zwei Liebende nicht? Euch verhießen aus unserm
Torus die Götter schon längst einen unsterblichen Sohn.

Die von Karl dem Großen schon beabsichtigte Verbindung würde höchst segensvoll wirken.

***) Komus hier als Gott der Festfreuden, nach griechischer Anschauung, nicht von der Komödie. — Charis. Vgl. Ged. 97, 8. 11 f.

Unser Xenion hat im Musenalmanach die Ueberschrift Donau in O** (Oesterreich). Der Dichter ließ später eines der beiden Xenien aus und gab so dem Leser die Wahl, bei dem erhaltenen an Oesterreich oder Baiern zu denken.*) Bei den Fajaken schwebt die Stelle der Odyssee VIII, 248 f. vor, wo König Alkinoos von diesen sagt:

Auch ist immer der Schmaus uns lieb und die Laut', und der Reihntanz,
Und oft wechselnder Schmuck und ein wärmendes Bad und ein Ruhbett.

Ursprünglich hatte Schiller folgendes Xenion auf die Donau gedichtet:

Gegen den Aufgang ström' ich, der Freiheit, der Musen Gefilde
Lass' ich hinter mir lang, eh' der Euxin mich noch trinkt.*)

— 4. Schon im Xenienhefte, wo aber V. 2 beginnt seit Jahrhunderten her stets noch. — 'Das alte Geschlecht, tüchtige Franken. Es war wohl keine bloße Artigkeit gegen Goethe, welche dem Dichter das Distichon eingab. Der erste Vers ist etwas lahm, mag man nun den vierten Fuß mit zwar oder besser mit doch beginnen. — 5. Das Xenion auf die Saale schob Schiller wohl bei der Anordnung derselben ein. Die sächsische oder thüringische, in Oberfranken entspringende Saale, zur Unterscheidung von der fränkischen (auch die salzburger Saal heißt Saale), fließt durch die Länder vieler Fürsten, bis sie zu Saalhorn bei Barby in die Elbe fällt. Das Lob der sächsischen Fürsten und Völker ist sehr allgemein, aber weitreichend, das, was von den Völkern gesagt wird, eigentlich eine Gabe der

*) Der Euxin wunderlich für das schwarze Meer, den pontus Euxinus. Auch trinkt ist sonderbar von dem einen Fluß aufnehmenden Meere. Man sagt von Völkern, daß sie den Fluß trinken, an welchem sie wohnen.

Fürsten. Aber vgl. Ged. 193. — 6. Schon im Xenienhefte, wo aber hörte und führte stand. — Leisere, stille, nicht unruhig bewegte. Daß die Lieder an der Ilm gesungen werden, ist eine starke dichterische Wendung. Goethe läßt gar „der Ilme Bach" oft die Flöte seiner Dichter hören. Vgl. seinen Epilog des Maskenballs 1818. — 7. Gleichfalls im Xenienhefte. „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor", schrieb Schiller kurz vorher in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Das literarisch betriebsame Leipzig, von welchem eine so bedeutsame Wirkung ausgegangen war, ist hier ganz besonders gemeint. — 8. Adelung erklärte die obersächsische und vor allem die meißnische Mundart für die reinste, und berücksichtigte in seinem Wörterbuch die Schriftsteller derselben mit übertriebener Vorliebe. Im Xenienhefte fand sich das Distichon:

Weser und Elbe.

Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien scheuen
Unsre Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geschreckt.

Für krächzenden hatte Schiller zuerst lärmenden geschrieben. Das Fliehen von der Sonne war wunderlich, da von deutschen Flüssen nur die Donau nach Osten fließt. Thors krächzende Stimmen, die von Gerstenberg, Klopstock u. a. eingeführte Bardenpoesie, die indessen damals fast ganz verstummt war. Vgl. zu Ged. 76 Str. 3, 3. — 9. Schon im Xenienhefte. Berlin ist seit Ramlers und Friedrichs II. Zeiten in der Dichtung fast verstummt; das wenige, was seitdem von Berlin ausgegangen ist, rechnet der spottende Dichter für nichts. — 10. Die Weser hat auch in der Vergangenheit keiner dichterischen Leistung sich zu rühmen. Sonderbar ist der Ausruf bedenkt! — 11. Schon am 18. Januar sandte Schiller dieses auf Karlsbad bezügliche

Xenion an Goethe; es war damals die Gesundbrunnen zu N. N.*) überschrieben, und statt Flüsse stand Bäche, was Schiller ändern mußte, um das Epigramm unter die Flüsse zu bringen, obgleich die Flüsse keinen mineralischen Geschmack haben. Schiller selbst hatte Karlsbad besucht, nicht die in den schaumburgschen und waldeckschen Ländchen, die nach Gödekes Meinung ebenso gut wie Böhmen gemeint sein könnten. — 12. Im Musenalmanach überschrieben P** bei N** (Nürnberg). Das Epigramm deutet auf den 1644 gegründeten Pegnitzorden, auch pegnitzer Hirtengesellschaft, Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, gekrönter Blumenorden genannt, dem man 1744 eine ernstere Richtung zu geben suchte. Zur Zeit unseres Xenions war er ohne alle Bedeutung. — 11. Schon im Xenienhefte, wo nur geistlichen und geistlicher ausgeschrieben sind und Landen V. 2 steht. Bekannt sind die Sprüchwörter: „Unterm Krummstab ist gut wohnen", „Krummstabs Regiment der Faulheit Element." Das oberdeutsche halter gibt dem Xenion einen launigen Anstrich. — 14. Auch schon im Xenienhefte (nach Nro. 6) wo V. 2 hart schließt an Salz sehr gebricht. Ursprünglich stand V. 1 Hochstift. Der Witz spielt auf den Namen des Flusses an; das Ganze ist nicht besonders witzig. Juvavia, der alte Name von Salzburg, das an beiden Ufern der Salzach oder Salza liegt. — 15. In der Xenienhandschrift vor Nro. 13. Unter dem anonymen Fluß ist die Fulda gemeint. Der Bischof von Fulda wird hier scharf getroffen. Man erinnere sich der Darstellung des Abts von Fulda, „des Weinfasses von

*) Es deutet nur auf einen Ort hin, wie auch die drei Sternchen im Musenalmanach, bei denen man nicht an die drei böhmischen Bäder denken darf.

sollte der Schreiber noch Platz für 10 lassen. V. 2
Schätzchen Steine, in noch deutlicherer Beziehung
rots sittenlosen Roman Les bijoux indiscrets, wo die
die unsaubern Geschichten ihrer Herrin verrathen.
der im vorigen Epigramm, freilich ohne Angabe des
so scharf sich verbitterte, wird hier zurecht gewiesen.
redet Goethe seine eigenen Distichon in den venet
grammen (60) an.

---

214. Der Metaphysiker.

Im Musenalmanach auf 1796 zuerst erschiener
nahm dvs Spottgedicht schon in den ersten Theil der
auf. Von der Prachtausgabe wollte er es ausschließen.
form und die Länge der jambischen Verse ist hier
einmal steht ein gleicher Reim. Die Anmaßung des
dentalphilosophen wird scharf getroffen. Der Dichter
einen solchen Philosophen mit einem Dachdecker, der n
gekommen, weil andere den Thurm gebaut, den er hina
ist. Der Metaphysiker hat nicht selbst sein Gebäude er

sich aneignet. — Wie kamst du selbst hinauf. Nur mit großer Anstrengung hat er dieselben in seinen Kopf gebracht. — Und seine — sehn. Und es hilft ihm alle seine leere Weisheit nichts, sie macht ihn nur anmaßend. Vgl. Ged. 99. — Schiller führt uns einen solchen Philosophen unter einem spottenden Namen vor. Hans Metaphysikus, wie Hans Narr u. ä.

---

215. Die Weltweisen.

Das Gedicht fällt, wie die Theilung der Erde (Ged. 67), zwischen den 5. und 16. Oktober 1795. An letzterm Tage übersendet Schiller diese beiden „Schnurren" an Goethe, und mit zehn andern Gedichten an demselben Tage an Cotta für die Horen, die jenes Gedicht im November, unseres im Dezemberhefte brachten. Es ist zunächst gegen Fichte gerichtet, die von Humboldt erwartete Romanze. Vgl. zu Ged. 141. Von unserm Gedichte sagt er, er habe sich darin über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheine immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehn, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben wolle. Es erschien im elften Hefte der Horen unter der Ueberschrift die Thaten der Philosophen; vom ersten Theile der Gedichte hatte Schiller es ausgeschlossen, und auch in der Prachtausgabe sollte es nicht erscheinen. Der Dichter führt hier launig aus, daß die Philosophie nichts beweise, als was der gewöhnliche Menschenverstand wisse, und keine Wahrheit lehre, die nicht in der Wirklichkeit zu finden wäre, also eigentlich ganz

unnütz sei. In der Reimform der neunversigen Strophen finden sich zunächst verschlungene Reime, und zwar neben einem einfachen ein Doppelreim (V. 1, 3 und 4 reimen), dann unmittelbar aufeinander folgende.

Str. 1. Launige Darstellung des logischen Gesetzes des Widerspruches (principium contradictionis): „Widersprechendes ist undenkbar." Der Dichter führt einen anmaßenden Philosophen ein, der selbst nicht merkt, wie sehr er sich bloß stellt, was freilich nur für eine Schnurre passend ist. Auch der ganze Ton und Ausdruck ist schnurrig. Statt zu sagen der Satz des Widerspruches, führt er beispielsweise eine den Widerspruch leugnende Behauptung an.*) — Str. 2. Freilich geben die Sinne uns die gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmungen, aber das Wesen der Dinge lehrt die Metaphysik; die metaphysischen Lehren aber, die hier beispielsweise angeführt werden, sind nichts weiter als identische Erklärungen, die dasselbe mit andern Worten besagen.**) — Str. 3. Die Möglichkeit vollendeter Dichtung, helden- und tugendhaften Handelns beweist gleichfalls die Philosophie. — V. 1. Homerus steht hier für jeden großen Dichter. — V. 6. Herz geht auf Heldenmuth und Tugend zugleich. — V. 7. ist die harte Abkürzung Lock' dem launigen Ton gemäß. Hätte Schiller an die englische Aussprache gedacht, so würde er Locke ausgeschrieben haben. Neben Locke, der die Entstehung der menschlichen Begriffe aus sinnlicher Empfindung oder dem Be-

*) V. 1 und 3 stand in den Horen der Satz, der Kloben. Schiller übersah in den Gedichten, daß er im zwölften Stücke der Horen Kloben in Nagel verbessert hatte. Meyer hat Schillers Verbesserung mit Recht eingeführt.

**) V. 6 änderte Schiller in den Gedichten das ursprüngliche Philosophie in Metaphysik.

wußtsein von seiner eigenen Thätigkeit nachzuweisen suchte, steht Cartesius, der alles sehr klar und deutlich Gedachte für wahr erklärte. Ursprünglich war statt Descartes Leibniz genannt. Der Dichter hat später den französischen Philosophen (Des Cartes nach französischer Aussprache) an die Stelle des deutschen gesetzt, weil er im Gegensatze zu dem neuen deutschen Weisen berühmte Ausländer nennen wollte. — V. 8. Von diesen, von Genie und Herz. — Str. 4. Die Moralphilosophie lehrt, wie es in der Welt sein sollte, während es in der Wirklichkeit ganz anders geht. — V. 1 ff. Vgl. Ged. 74 Str. 8, 1 ff. — V. 4. Sonst, mit Ausnahme der Abhängigkeit von der Stärke und Macht, wogegen der Wille nichts vermag.*) — V. 7. Vornen, eine mißbräuchliche, nach hinten gebildete Form, die auch bei Luther sich findet und von neuern Schriftstellern, auch zuweilen von Goethe, gebraucht ward. — Str. 5 f. Auch lehrt die Philosophie das Naturrecht, das freilich schon die Natur selbst ins Leben geführt hat, so daß dies unnöthige Mühe ist. — Str. 5, 2. Zu seinem großen Ziele, zur Erreichung seiner Bestimmung, die er nur im Zusammenwirken mit andern erfüllen kann. — V. 4 f. Es sind eigentlich Vergleichungssätze. — V. 6 f. Vgl. Ged. 54 Str. 1, 26. 192, 7.*) — V. 8. Pufendorf. Vgl. oben S. 311. — Feder, dessen Grundlehren zur Kenntniß des menschlichen Willens und der natürlichen Verhältnisse des Rechtsverhaltens bis 1789 fünf Auflagen erlebten. — Str. 6, 4 f. Die Kette, welche die Menschen verbindet, der Reif, der sie zusammenhält. — V. 6—9. Hier tritt der Spott am schärfsten hervor. Die Lehre des Naturrechts

*) So statt sonst war ein Druckfehler von 1840.
**) Der Staaten stand V. 7 im Musenalmanach.

wirkt nichts, nur das Bedürfniß, das leibliche und geistige, nöthigt den Menschen zur Gründung des Staates. Der Schluß drückt den schärfsten Gegensatz zur Speculation aus.

---

216. Pegasus im Joche.

Am 20. Juli 1795 war Schiller mit unserm Gedichte beschäftigt. Vgl. Band I, 123. Es befand sich diese launige Erzählung in der ersten Lieferung des Musenalmanachs, die er den 7. August an Humboldt sandte. Dieser war durch das Gedicht sehr überrascht, da er Schiller in dieser Gattung noch nicht kannte; es sei ihm göttlich gelungen; die Erzählung eile sehr leicht und unterhaltend weiter, die Schilderungen seien überaus lebendig und charakteristisch, der Schluß von V. 84 an majestätisch und verrathe unverkennbar seine Hand. Aber eben den Schluß änderte Schiller später; ursprünglich endete das Gedicht mit einer Rede des den Pegasus besteigenden Apoll, der die Moral des Stückes aussprach. Schiller gab Körner Recht, daß dies wegbleiben müsse. Humboldt war mit der Aenderung ganz einverstanden. Der frühere Schluß habe ihm außerordentlich gefallen, doch sei ihm auch der Zweifel aufgestoßen, ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze besser wegfiele. Körner hatte die Erscheinung Apolls am Ende nicht gebilligt und gemeint, das Stück schlösse besser mit dem Hungertode des Pegasus; aber Apoll schien dem Dichter eine unentbehrliche Person und der Hungertod ein gar zu platter Schluß. Das im Musenalmanach unter der Ueberschrift Pegasus in der Dienstbarkeit erschienene Stück wurde

schon in den ersten Theil der Gedichte zwischen Ged. 77 und 99 aufgenommen. Sehr scharf urtheilte Fr. Schlegel in seinem „Briefe an den Herausgeber von Deutschland (Reichardt), Schillers Musenalmanach betreffend“ über unser Gedicht. Schwerlich würde sich wohl Schiller in der Zeit seiner ersten Blüte, wo er die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen gewußt habe, ein solches Gedicht verziehen haben. Man fragt erstaunt, ob Schlegel denn Schillers Anthologie gar nicht gekannt habe. „Ohne ursprüngliche Fähigkeit und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus.“ Die Xenien (306) spotten über diese Kritik:

Meine zarte Natur chokirt das grelle Gemälde.

Unser launiges allegorisches Gedicht deutet darauf, daß die herrliche Gabe der Dichtung unter dem äußern Drucke verkümmert, sie nur da wahrhaft gedeiht, wo sie ihre Schwingen unter günstigen Umständen frei entfalten kann. Man hat unser Gedicht auf geschmacklose Weise, ohne die nothwendige Freiheit der allegorischen Dichtung anzuerkennen Zug für Zug deuten wollen. In der Darstellung der verschiedenen Leiden des Götterrosses in der Dienstbarkeit soll eben nur die Verkümmerung des Dichtergeistes sinnbildlich ausgeführt werden. Sind ja Apoll und Pegasus im Grunde beide persönliche Darstellungen der Dichtung. Das Versmaß ist ähnlich dem im vorigen Gedichte. Die Länge der jambischen, meist wechselnd männlichen und weiblichen Verse ist verschieden, ebenso die Reimform; mehrfach reimen drei Verse aufeinander. Bis V. 12 haben wir vierversige Strophen derselben

Reimform, von V. 18 an kommen auch einzelne Reimpaare. Vgl. zu Ged. 30. Langbeins und Thümmels Weise schweben bei unserm Gedichte vor. Die Schilderungen sind nicht überall gelungen, aber der kecke, muntere Ton meist glücklich getroffen.

Str. 1, 1 f. Vielleicht soll hier der Erzählung einen launigen Ton geben. Auf den Markt im englischen Flecken Haymarket durfte nach uraltem Rechte jeder seine Frau, wenn sie der Untreue schuldig war, an einem Stricke zum Verkaufe bringen.*) — Der Musen Roß, das nur die Ueberschrift Pegasus nennt und im folgenden Hippogryph heißt. Das Flügelroß des Perseus, der Pegasus, ward später zum Musenrosse, dessen Huf am Helikon die Musenquelle Hippokrene geöffnet haben soll. Märchenhaft kommt hier das Roß in den Besitz eines Dichters, der nichts mit ihm anfangen kann und es dann gar aus Noth losschlagen will.

Str. 2, 1. Den Hippogryphen, das Roß des Zauberers Atlas, das im höchsten Norden eine Stute von einem Greife gebar (Ariost IV, 8), läßt Wieland am Anfang seines Oberon sich zum Ritte in das „alte romantische Land" satteln. Schiller verwechselt es geradezu mit dem spätern griechischen Musen- und Dichterrosse Pegasus. Unten Str. 6, 3 heißt das Pferd ohne weiteres Greif. — Hell wiehert es, eben als Dichterroß, und seinen kräftigen Muth bekundet es auch, indem es sich prächtig bäumt und so gleichsam Parade macht. — V. 3. Der Folgesatz wird frei angeknüpft. — V. 4—9. In diesem Ausrufe darf man keine sinnbildliche Beziehung suchen. Die Flügel entstellen das Thier, und könnte man für sie auch etwa die Seltenheit anführen, so ist es

*) Nach V. 2 muß Gedankenstrich oder V. 1 vor vielleicht statt des Gedankenstrichs Komma stehn. Die überlieferte Satzzeichnung ist verkehrt.

doch gefährlich sich einem solchen Rosse anzuvertrauen, so daß man es eigentlich gar nicht brauchen kann. — Häßlich steht proleptisch. — V. 15. Der Täuscher. Roßtäuscher heißen die Pferdehändler. — V. 17. „Ein Mann, ein Wort!" Mit dieser sprichwörtlichen Redensart nimmt er das Gebot an. — V. 17. Frisch, munter; er glaubt wirklich einen guten Kauf gemacht, etwas erbeutet zu haben.

Str. 3, 4. Grimm, daß er einen Karren fahren muß. — V. 5. An eines Abgrunds Rand, wo es dem Pachter gar gefährlich scheinen mußte, da er Pferd und Karren zugleich zu verlieren fürchtete. — V. 6. Schon gut, ich will mir das merken. — V. 8. Doch deutet eigentlich auf V. 9, so daß „morgen fahr' ich Passagiere" dem Sinne nach Nebensatz ist. — V. 10. Krabbe, launige Bezeichnung des Pegasus von seiner raschen Beweglichkeit. Man braucht den Ausdruck übertragen von kleinen sehr beweglichen Thieren und Menschen; hier aber ist es bloß launig, da wir den Pegasus uns nicht als besonders klein zu denken haben (vgl. Str. 2, 4). — V. 11. Koller, Tobsucht, hier von der Wildheit, der Tollheit (vgl. V. 6. Str. 5, 4).

Str. 4, 1. Leichtbeschwingt. Soll dies heißen „durch seine Schwingen leicht" oder beschwingt in der Bedeutung schnell stehn, wie sonst geflügelt (Ged. 56 Str. 17, 2)? — V. 6. Stärkeren, stärker, als der äußere Zwang. Vgl. Ged. 178, 2. — V. 10 Der Wandrer. Man dächte eher an die Passagiere. — Eine sinnbildliche Deutung von Str. 3 und 4 sollte man gar nicht versuchen; nur mit äußerstem Zwange konnte man eine solche herausklauben.

Str. 5, 4. Der Tollwurm, wie Koller Str. 3, 11.

*) Nach V. 2 steht noch in den Gedichten ein bloßes Komma.

wir drei reimende Verſe, wogegen ein Vers ohne Reim bleibt, wie auch der erſte der letzten Strophe.

Str. 1. Wer das Leben betrachten will, muß es nicht zu nahe und nur mit dem Blicke der Liebe anſchauen. — Amors Fackel kommt hier doch etwas ſonderbar herein. — Str. 2. Die verſchiedenen Lebensalter erſcheinen hier immerfort nebeneinander. Vgl. Ged. 72 Str. 6, 2 ff. 11 f. Str. 8, 19 ff. — Str. 3. Nicht allen glückt es, nur Kraft und Klugheit ſiegen. — V. 2 f. Vgl. Ged 69 Str. 6. — V. 5. Statt mit erwartet man in. — Str. 4. Den Glücklichen wendet ſich auch die Gunſt der Frauen zu. Das Bild von der Rennbahn tritt hier von neuem hervor. — V. 3. Dank. Vgl. zu Ged. 69 Str. 6, 7.

---

218. Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete.

Schiller ſandte unſer etwas gezwungenes, den Grundgedanken nicht zu lebendiger Klarheit bringendes Gedicht am 16. Oktober 1795 an Cotta für die Horen, in deren Novemberheft es zwiſchen Ged. 114 und 106 erſchien; vom erſten Theile der Gedichte war es ausgeſchloſſen, ebenſo von der Prachtausgabe. Man kann zweifeln, ob Schiller es wirklich an eine beſtimmte Perſon gerichtet, obgleich die junge Freundin, der ein anderes Gedicht gewidmet iſt, eine wirkliche Perſon, ſeine ſpätere Gattin, war.*)

*) Da Schiller in ſeinem Kalender unter dem 20. November 1795 bemerkt, er habe einen Brief nebſt zwei Gedichten an Herrn von Heimburg geſchickt, ſo vermuthet Gödeke, dieſe Gedichte ſeien das unſere und Archimedes und

Kraft, die Wahrheit zu erkennen, und Muth, für sie einzustehn, muß der besitzen, der sich der Philosophie widmet; wem diese abgehen, der bleibe fern von ihr und begnüge sich mit dem Dämmerlichte, in welchem wir zufrieden hinleben, während der, welcher ohne hinreichende Kraft und Muth die Wahrheit enthüllen will, den Weg verfehlt oder in Zwiespalt mit sich selbst geräth.

V 1—4. Wie der griechische Jüngling nur nach langen Prüfungen in Eleusis zugelassen wurde, so darf sich der Weltweisheit nur derjenige widmen, der dazu gehörig vorbereitet ist. — V. 2. Das eleusische Haus, der Tempel zu Eleusis. — In die niedern Grade wurde man zu Eleusis frühe eingeweiht, nur zum wirklichen Schauen der Heiligthümer gelangte man erst spät, nach manchen Prüfungen, und gewiß nicht schon der Jüngling. — Nun ist ein Flickwort; dann oder ihn würde schon besser sein. — V. 3 f. Bereitet, vorbereitet. — Das Heiligthum. Auch der Weltweisheit wird ein Tempel vom Dichter zugeschrieben. — Verdächtig, hier für zweifelhaft, da man nicht weiß, ob er Gutes bringe. Aehnlich steht ungewiß V. 6. Das liegt aber freilich nicht an der Weltweisheit, sondern an dem, welcher sie erstrebt. Die Göttin der Weisheit wird als Bewahrerin gedacht, und so ist unter dem Heiligthum ein Tempel derselben zu verstehn.

V. 5—12. Ausführung der schweren Kämpfe, welche

---

der Schüler gewesen. Aber beide Gedichte waren bereits in den Aushängebogen, welche Cotta am 17. November an Schiller schickte, und sie befanden sich ohne Zweifel unter den Gedichten, die Schiller am 16. Oktober nebst der in demselben Hefte enthaltenen Abhandlung über die Gefahr ästhetischer Sitten an Cotta sandte. Vielleicht schickte Schiller Herrn von Heimburg zwei ihm übersandte Gedichte zurück. Einen Brief derselben hatte Schiller am 11. erhalten.

der Jünger der Weisheit zu bestehn hat. — V. 5. Deiner dort ist ein harter Daktylus; dort wäre wohl entbehrlich.*) — Wie theuer, um welchen Preis, mit welchen Kämpfen. — V. 6 tritt sehr ungelegen zwischen die beiden ersten Fragen mit deren Ausführung. — V. 7 f. Verstand und Herz werden dort vielleicht in Kampf treten, der Verstand etwas lehren, was der Stimme deines Herzens widerspricht. Vgl. Ged. 98, 44. 215 Str. 3, 6. Der Dativ dir ist nicht etwa aus französischer Sprechweise genommen, sondern echt deutsch, doch könnte er hier wohl entbehrt werden. — Sinn, vom Gefühle, in derselben Bedeutung wie Herz. — V. 9 f. Der Kampf gegen den immer wieder sich hebenden Zweifel ist ein äußerst bitterer. — Unsterblich, die immer von neuem sich erhebt, worauf die Vergleichung mit der Hydra geht. Vgl. Ged. 69 Str. 14, 3 f. — Dem Feind in dir, dem Zweifel. — V. 11 f. Es fordert große Klarheit des Blickes und Reinheit des Herzens die Täuschungen, welchen wir auf dem Wege zur Entdeckung der Wahrheit uns so leicht hingeben, als solche zu erkennen und ihnen zu entsagen.**)

V. 13—16. Bist du deiner geistigen und sittlichen Kraft nicht gewiß, so lasse ab vom Streben nach Weisheit und begnüge dich mit dem glücklichen Zwielicht. — V. 13. Des Führers im eigenen Busen, des in dir selbst lebenden Gottes (vgl. Ged. 71, 148, auch oben S. 47), wobei der Dichter an Verstand und Herz zugleich denkt. — V. 14. Den lockenden Rand, von wo Erleuchtung dir entgegenscheint. Das Bild ist etwas unklar; man denkt am ersten an eine Eis-

*) Statt harrt steht im Musenalmanach harret.

**) Statt Wahrheit schrieb Schiller aus Rücksicht auf das Versmaß in den Gedichten Wahres. Bloßer Druckfehler war gesucht statt versucht.

bahn. — V. 15. Stürzten, da der Boden unter ihnen einbrach. — V. 16. Daß man auch ohne Kenntniß der Wahrheit glücklich ſein könne, wird durch das Beiſpiel der Kindheit angedeutet; man erwartet aber eher einen allgemeinen Satz.

---

219. Poeſie des Lebens. An***.

Mit dieſer „gereimten Epiſtel" kehrte Schiller im Juni 1795 zur lyriſchen Dichtung zurück (vgl. Band I, 122), doch gelang dieſelbe ihm ſo wenig, daß er ſie zurücklegte und erſt drei Jahre ſpäter von neuem vornahm, wo er ſie im Muſenalmanach erſcheinen ließ. Boxberger hat im Archiv für Literaturgeſchichte IV, 273 ff. bemerkt, daß Schiller eine zurückgelegte Stelle ſeiner Künſtler (die Band I, 501* erwähnte) benutzte. In den erſten Theil der Gedichte ward ſie, zwiſchen Ged. 46 und 55, aufgenommen, von der Prachtausgabe ausgeſchloſſen. Körner hielt das Gedicht, das er zur rhetoriſchen Klaſſe zählte, für ein Bruchſtück eines idealiſchen Briefes im höchſten poetiſchen Schmuck. Aber für das Gemachte und Gezwungene des Ganzen können einzelne gelungene bildliche Bezeichnungen nicht entſchädigen. Die erſte Strophe beginnt mit zwei Reimpaaren und ſchließt mit einem; dazwiſchen finden ſich zwei vierverſige Reimſyſteme, worin die männlichen Verſe denſelben Reim haben. Die zweite beginnt mit vier vierverſigen Reimſyſtemen (nur im dritten folgt noch ein dritter Reim auf V. 2 und 4) und ſchließt mit zwei Reimpaaren. Die ſich entſprechenden Reimverſe ſind nicht überall von gleicher Länge. Es herrſcht hier eben dieſelbe Freiheit wie in den Künſtlern.

Der Dichter richtet sich hier gegen die Rigoristen, welche den ästhetischen Schein verdammen, nur die strenge Wahrheit anerkennen, indem er ihnen entgegenhält, daß sie den schönen Duft, die „Poesie des Lebens", abstreifen, und so das Leben zu einem Grabe machen, womit jene freilich sich nichts weniger als widerlegt finden dürften. Vgl. Ged. 98. 99.

Str. 1, 1—4. Nicht der Schein kann mich erfreuen, nur die reine Wahrheit. — V. 3 sollte doch wohl statt der Hoffnung der Glaube stehn, da man nur von der Zukunft hofft. — V. 5—8. Sollte auch die Kenntniß der Wahrheit mir alles Glück rauben, sollte ich auch erkennen, daß der Geist ganz an die Gegenwart gefesselt ist, von seinen begeisterten Träumen nichts in Erfüllung geht. — Möglichkeiten, von den idealischen Träumen, denen nichts unmöglich scheint. — V. 9—12. Ich werde mich darein zu finden wissen. — Der Pflicht, daß man sich nicht täuschen dürfe, sondern die reine Wahrheit überall suchen müsse. — Der Noth, der Nothwendigkeit, da die Sache nun nicht anders ist. — Desto unterwürfger, je mehr sie mit meinen Wünschen in Widerspruch steht; denn die sittliche Kraft ist um so größer, je herber die Wahrheit erscheint.*) — V. 13 f. Wer die Wahrheit nicht zu leiden vermag, kann noch weniger schwere Schläge des Lebens ertragen. Der Gegensatz zwischen Wahrheit und Nothwendigkeit ist auffallend, und daß dieser, welche doch sehr herbe sein kann, eine milde Herrschaft beigelegt wird. — Nothwendigkeit, wie Ged. 30 Str. 22, 28.

Str. 2, 1. Strenger Freund, da er nur die Wahrheit überall erkennen will, jeden Schein verdammt. — V. 2. Der Erfahrung, da du alles mit nüchtern verständigem Sinne be-

*) Noch in den Gedichten steht nach V. 12 irrig Komma statt Punkt.

trachteſt. Der Ausdruck ſcheint hier weniger paſſend, wo man eher die ſtrenge Forſchung des Verſtandes erwartet. — V. 4—13. Dadurch nimmſt du dem Leben allen Reiz, läßt überall uns nur den Tod ſchauen. Daß alle Götter und Göttinnen bei dieſer ſtarren Lehre fliehen, wird V. 4—10 ausgeführt und zunächſt nach den Liebesgöttern die Muſen, Horen und Grazien genannt. — Der Horen Tänze. Vgl. Band II, 44 Anm. — Die Schweſtergöttinen.*) Horen und Grazien ſind verwandter Natur, da beide als heitere Lebensgöttinnen erſcheinen, beide bekränzt fröhliche Tänze aufführen. — V. 9 f. Auch der Gott der Dichtung und der Träume ſchwindet. Der Dichter läßt ſtatt des Entſchwindens ſie die Träger ihrer Wundergaben gar vernichten. — Seinen Wunderſtab, den Caduceus. Vgl. zu Ged. 84, 53. Die beiden Verſe würde man gern entbehren. — V. 11 f. Das Leben erbleicht, was der Dichter bildlich dadurch ausdrückt, daß der roſige Schleier, den der Traum, die Einbildung, über das Leben geworfen, davon abfällt. — V. 11. Scheint, was ſie iſt, dürfte zu gewöhnlich ſein. Vgl. Ged. 8 Str. 3 ff.**) — V. 14—17. Selbſt der Gott der Liebe ſieht im Menſchen dann nur das Bild des Todes. Daß der Liebesgott ſich die Binde vom Auge nimmt und nun die traurige Wahrheit ſieht, iſt gar wunderlich, auch daß nach Amor (Cytherens Sohn. Vgl. Band I, 481†) noch die Liebe (die Liebesgöttin) genannt wird. — V. 18—21. Aller Jugendreiz ſchwindet, der Kuß und das Glück der Liebe erſtarrt im Genuſſe. Vgl. Ged. 8. Auch hier iſt der Ausdruck wunderlich überſpannt und ſeltſam. — Veraltet,

*) Nach älterer Weiſe war im Muſenalmanach Schweſter Göttinnen gedruckt.

**) Der Muſenalmanach hat nach V. 12 und 13, die Gedichte richtiger bloß nach V. 13 Punkt, nach V. 12 Komma.

220. An Goethe, als er den Mahomet von auf die Bühne brachte.

Vom 6. bis 9. Januar 1800 gedichtet. Vgl. B
Goethe wollte zum Geburtstage der Herzogin am 30. d
übersetzten Mahomet auf die Bühne bringen, um
spieler „zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem
Vortrag, zu einer gehaltreichen Aktion zu veranlasse
Zuschauern das Bild des freilich kalten und beschr
kunstvoll gegliederten und mit allem Glanze berechne
ausgeführten, aus dem Geiste des Volkes herausgebil
zösischen Dramas lebendig vorzuführen. Am 6. Jan
Schiller an Goethe, er habe an diesem Tage angefan
von Goethe gewünschten Prolog zur Aufführung Ma
denken; vielleicht schenke ihm der Himmel eine gute
noch heute die Anlage dazu zu machen. An demselbe
einigten sich beide Dichter, daß der eine seine eigene
der andere Shakespeares Makbeth für die Bühne
Den Abend des 7. verbrachte Schiller mit Schellin

Mahomet erwarten können." Am Morgen des 9. schreibt er, mit den Stanzen sei er noch nicht ganz im Reinen, da er den vorigen Abend nicht allein gewesen; eben sei er daran, und um sich nicht zu unterbrechen, könne er nicht, wie Goethe ihm vorgeschlagen hatte, um Mittag mit ihm eine Stunde im Schlitten fahren. Den Abend wird er Goethe das vollendete Gedicht vorgelesen haben. Es erschien noch in demselben Jahre im ersten Theile der Gedichte zwischen Ged. 69 und 212 (Shakespeares Schatten). Schiller hatte es am 30. Juni auch an Wilmans für dessen Taschenbuch geschickt, dieser aber es nicht aufgenommen, weil es in den Gedichten erschienen war. Körner fand darin besonders viel ihm aus der Seele gesprochen.

Auffallend war die Bestimmung dieser Stanzen zu einem Prologe auf der Bühne, da wir hier nur die Muse selbst uns denken können, welche Goethe als Direktor der weimarischen Bühne anredet. Aber sie wurden, wie mir jetzt unzweifelhaft ist, auch nicht auf der Bühne gesprochen, wohl nicht dieses Mißstandes wegen, sondern weil man den Herzog durch die scharfen Aeußerungen über das französische Drama zu verletzen fürchtete, ja vielleicht hatte dieser vom Prolog gehört und sich dagegen erklärt. In keinem der Berichte über die Aufführung Mahomets ist dieses Prologs gedacht. Goethes Uebersetzung erschien ohne denselben. In Schillers Kalender wird unter dem 30. Januar 1800 nur der Aufführung Mahomets gedacht.

Das Ganze ist weder glücklich gedacht, noch mit frischer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt. Und wenn das deutsche Drama sich von neuem so mächtig erhoben hatte, wie der Dichter behauptet, was bedurfte es dann der Vorführung des französischen auf der Bühne? Mit der Aufführung des Stückes war es ja mehr auf die Gewöhnung der Schauspieler und der Zuschauer

auch an dieſe gebundene Form abgeſehen, und vor allem war der Wunſch des Herzogs Karl Auguſt maßgebend, dem dieſe Aufführung ein wahrer Triumph, eine warme Herzensſache war.

Str. 1. Verwunderung, daß der Befreier der deutſchen Muſe das ſogenannte klaſſiſche Drama der Franzoſen wieder auf die deutſche Bühne bringe. — V. 1 f. Vom falſchen Regelzwange, der Franzoſen. Die eigentliche Befreiung verdanken wir freilich Leſſing. — Natur beſtimmt Wahrheit näher. — V. 3 f. Weitere Ausführung von V. 1 f. Die Befreiung der Bühne vollbrachte er durch ſeinen Götz, den er als Jüngling ſchrieb. Der Vergleich mit Herkules, welcher die Schlangen erwürgte, die ihn in der Wiege erſticken wollten, iſt doch etwas ſonderbar. Der Genius iſt ja vom Kinde in der Wiege verſchieden. — V. 5 f. Die reine Prieſterbinde deutet auf die echte Kunſt, zu welcher Goethe in Iphigenien und Taſſo ſich emporgeſchwungen, die er auch in ſo manchen andern Werken bekundet hatte. Der Ausdruck iſt etwas matt. — V. 7. Zertrümmert, durch Leſſing und Goethe. Parallel damit ſteht der Relativſatz zu Aftermuſe, welcher auf die entſchiedene Gegenrichtung der Zeit deutet.

Str. 2 f. Auf der Bühne herrſcht jetzt echt deutſche wahre Kunſt, wie ſie im Zeitalter eines Ludwig XIV. ſich nicht bilden konnte, welches das ſogenannte klaſſiſche Drama der Franzoſen ſchuf. — Str. 2, 2. Götzen, falſcher Kunſt. — V. 3. Muthig, ſelbſtbewußt, ohne Furcht. — V. 4. Pindus. Vgl. Band I, 498. — V. 5—8 ſind eigentlich als Begründung (denn) zu faſſen.*) Der bildliche Ausdruck V. 5

*) Im erſten Drucke ſtehen Kommata nach den erſten ſechs Verſen, wie er überhaupt nur Kommata hat, mit Ausnahme des Schluſſes der Stanzen. Es iſt nach V. 4 Semikolon zu ſetzen.

ist nicht besonders glücklich. Statt der Künste erwartete man eher die Musen oder etwa Apollo. Das wiederholte selbst fällt unangenehm auf. — V. 7. Der Spur der Griechen und der Britten, welche der Natur folgten. — V. 8. Bessern, im Gegensatz zu sklavischen Fesseln, in denen die Kunst geht, wie bei den Franzosen, deren Aftermuse am Anfange von Str. 3 näher bezeichnet wird. — Str. 3, 1—4. Unter der despotischen Herrschaft eines Ludwig konnte keine edle Kunst erstehn. — Die eitle Aftergröße, der falsche, auf Nichtiges gerichtete Schein. — V. 5 f. Aus eigener Kraft entstammt sie, kann nicht durch irdische Macht verliehen werden. Vgl. Ged. 76 Str. 1, 5 f. — V. 7 f. Ohne Wahrheit und Freiheit gedeiht sie nicht.

Str. 4. Deshalb kannst du nicht beabsichtigen, uns wieder in jene alten Fesseln zu schlagen. Auch wäre es ja Thorheit, die Zeit zurückschrauben zu wollen. Drum bezieht sich auf die drei ersten Stanzen. — V. 1. Das Spiel, von jedem Drama. Spiel der alten Zeit, den Mahomet. — V. 3. Charakterlose Minderjährigkeit bezeichnet die frühere Urtheilslosigkeit, welche sich dem französischen Geschmacke fügte. — V. 5—8. Dieser Gedanke steht hier sehr überflüssig. — V. 6. Zu fallen, um es zurückzuhalten. — V. 7. Geflügelt, rasch. Vgl. Ged. 58 Str. 4, 8. Stunden, die Horen. Vgl. Ged. 54 Str. 20, 5. — V. 8. Sofort tritt das Neue an die Stelle des Alten. Nach V. 7 ist das ursprüngliche Komma wieder herzustellen Im Tell sagt Attinghausen (II, 1): „Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte, das Würdge scheidet.“ (IV, 2) „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Str. 5. Die Beschränkung des Ortes ist geschwunden, das rhetorische Pathos der Natur gewichen, die

beſchränkten Anſtandsregeln gefallen. — V. 1 f. Man erwartete auch die Einheit der Zeit erwähnt zu finden. Vgl. Ged. 49 Str. 5, 4 ff. Die Stellung des jetzt vor iſt fällt unangenehm auf. — V. 7 f. hängen genau mit V. 6 zuſammen; V. 8 iſt eigentlich Begründung von V. 7. — Die freien Töne. Das Beiwort ſollte eigentlich adverbiale Beſtimmung zum Zeitwort ſein.

Str. 6 f. Aber das Drama muß die rohe Wirklichkeit von ſich fern halten, nur idealiſche Geſtalten darf es darſtellen. — V. 1. Theſpis' Wagen. Vgl. Ged. 30 Str. 17, 16 (Band I, 535). — V. 2. Acherontſchen Kahn. Vgl. Ged. 53 Str. 3, 7. 69 Str. 14, 7 (Band I, 397). — V. 2. Idole, Scheinbilder (bei Homer heißen die Schatten der Todten εἴδωλα), erklärt Schatten. — V. 5 f. Das Bild iſt doch etwas wunderlich. — Flüchtgen, leicht hinſchwebenden. — V. 8. Siegt, gewinnt das Uebergewicht. Vgl. den Schluß des Prologs zum Wallenſtein. — Str. 7, 1. Der Szene iſt ein etwas läſtiger Zuſatz. Vgl. Str. 9, 1. — V. 2. Wird aufgethan, ſoll ſich eröffnen. — V. 3 f. Hier kommt es nur auf Rührung an, welche aus dem Herzen, nicht aus der ſinnlichen Erregung fließt. Der Ausdruck iſt etwas ſtark übertrieben und dunkel. — V. 4—8. Nicht durch äußere, ſondern durch innere Wahrheit will die Tragödie rühren. In den äſthetiſchen Briefen ſagt Schiller: „Nur ſo weit er aufrichtig iſt, d. h. ſich von allem Anſpruch auf Realität losſagt, iſt der Schein äſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken. — Der Name der Muſe der Tragödie wird hier und Str. 10, 8 mit deutſcher Betonung auf der vorletzten Silbe gebraucht. Außerordentlich matt iſt V. 6.

Str. 8 f. Jetzt ist die Bühne verwildert, so daß die Kunst leer ausgeht, die nur noch in dem französischen Drama zu finden. Auffällt, daß nicht der Entweihung des Dramas durch gemeine Natürlichkeit gedacht, sondern die Schuld der schrankenlosen Phantasie beigemessen wird. Auch der ganze Uebergang ist sehr hart. — V. 3. Wie die Welt, die jetzt in arger Verwirrung ist. Es stimmt dies nicht mit Str. 2, 1 ff., die auf die wirklichen Erfolge des echten deutschen Dramas deuten; auf die Schauspielkunst dies zu beziehen, geht nicht an. — V. 5. War, seit dem Beginne des klassischen Dramas. — V. 6. Erschwang, erreichte durch sein Aufschwingen. — Ihr hohes Urbild, die echte idealische Kunst. — V. 7 f. Er hält an den einmal festgesetzten Regeln unverrückt fest. Der Ausdruck ist auch hier gezwungen. — Str. 9. Die drei Einheiten werden hier gar nicht erwähnt. — V. 2—4 deuten die kunstmäßige, stets gehobene Sprache an. — V. 5—8. Das Ganze ist harmonisch schön gegliedert, ein vollkommen einheitliches Kunstwerk. Unter der Bewegung V. 8 ist die Aktion zu verstehn. Die ganze Strophe scheint nichts weniger, als lebendig anschaulich.

Str. 10. Das französische Drama soll uns nicht zur Nachahmung dienen, da seine Kunst eine falsche ist, es soll uns nur an kunstmäßige Darstellung im Gegensatz zum herrschenden Naturalismus gewöhnen. — V. 1. Zwar wirkt sehr ernüchternd. — V. 2—4. Begründung von V. 1. Statt zu sagen: „der wahre Kunstsinn verschmäht sie", hebt Schiller einen Zug der Unnatur des klassischen Dramas der Franzosen hervor, die steife Förmlichkeit. Die Verse stehen gleichsam parenthetisch. Matt ist die Bezeichnung des wahren Kunstsinnes durch die Umschreibung „der Sinn, der nur das

V. 8 f. Weicht, überläßt dich. — Dem süßen Gott, Amor, nicht Hymen. — V. 10. Selbständige Sätze statt relativer Verknüpfung. Der Vers ist müßig und matt.

Str. 2, 1 deutet die Pflichten als Gattin und Mutter an. Vgl. Band I, 56. — V. 2. Des Kranzes, den sie eben als Braut noch trägt. — V. 3. Ernst, da er auf die kommenden Sorgen hindeutet. Vgl. Ged. 72 Str. 8, 11 f.*) — V. 5. Freien, im Gegensatz zur jetzigen Gebundenheit. — Flüchtge, rasche, muntere. — V. 6. Fliehend. Sie scheinen zu fliehen. Anstößig ist flüchtge — fliehend, wie auch die Wiederholung von ernst (V. 3. 7). — V. 8. Wo, wogegen. — V. 9 f. schleppen etwas nach. — Aus Blumen nur geknüpft, eine Blumenkette, wie Blumenweg (Str. 1, 2), Blumenleiter (Ged. 30 Str. 30, 4). Vgl. Ged. 189, 2.

Str. 3, 1. Das Geheimniß, das geheime Mittel. — V. 2. Unzerrissen, stark für unverwelkt (V. 5). — V. 6. Der Scham. Vgl. Ged. 94, 4. 165, 2. — Hold wird die Scham auch Ged. 33 Str. 3, 4 genannt. — V. 7 f., die sich auf V. 5 beziehen, sind eher störend als fördernd. — V. 9 f. sprechen in anderer Weise dasselbe wie V. 4—6 aus. Vgl. Ged. 74 Str. 9 u. 95, 4. 7 f.

---

222. Der griechische Genius an Meyer in Italien.

Auf dem fünften Bogen des Musenalmanachs auf 1797 der Mitte August 1796 ausgedruckt war. Erst Körner nahm das

*) Im rheinischen Taschenbuch steht holde, das Schiller später in ernste änderte trotz V. 7.

Distichon auf. Goethes und Schillers Freund, der Maler H. Meyer aus Stäfa, war Ende 1795 zu weiterer Ausbildung seiner Kunstkenntniß auf einige Zeit nach Italien zurückgekehrt, wo Goethe mit ihm zusammenzutreffen hoffte. Zu unserm Distichon vgl. Ged. 87 und 89 Str. 2. „Es ist etwas Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst zu studiren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist", schrieb Goethe an Schiller.

---

223. Einem Freunde ins Stammbuch. Herrn von Mechel aus Basel.*)

Vgl. Band I, 269. — V. 1 f. Vgl. Ged. 71, 193 f. Zu dem zweiten unerschöpflich ist aus an Reiz und immer erneuerter Schönheit ein ähnlicher Begriff zu ergänzen, etwa an reizenden Gebilden. — Ewige Jugend, die aus dem Genusse der Natur und Kunst fließt. Vgl. Ged. 175.

---

224. In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes.

Zuerst von Schillers Freund Conz mitgetheilt im Morgenblatt vom 8. April 1808. „Ein nunmehr verstorbener Mann", heißt

*) Gedruckt unter dem von Haller 1805 gezeichneten und gestochenen Portrait von Christian von Mechel und im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806; die Verse wurden von Körner aufgenommen.

Hartmann und Mecchau hier nenne, haben dazu kon
der Verstorbene auch ein Freund der Dichtkunst war,
mehrere Dichter, wie Goethe, Wieland, Schiller, eb
Platz darin, und der letztere schrieb folgenden Vers
Weisheit wohnte sonst u. s. w.“*) Der Freund war
Vermuthung der Kaufmann Heinrich Rapp, in Stuttgar
daselbst 1797 sah; das Gedicht gehört in das Jahr
der Maler Ferdinand Hartmann nicht gemeint sei,
der Mittheilung von Conz entnehmen können.

V. 1. Foliobogen, wie in Folianten. —
Taschenbuch, ein Stammbuch in Taschenformat. D
der Stammbücher war seit dem sechzehnten Jahrhunde
verbreitet. Eine schöne Sammlung derselben besitzt die
Bibliothek. Karl August vermehrte dieselbe im Jahre
einen bedeutenden Ankauf. Aber freilich waren di
bücher nicht alle in Taschenformat. — V. 3 f. Die
lichen Bücher haben ein kleineres Format angenommer
in Almanachen wird die Wissenschaft verbreitet, wo
leicht behandelt werden muß, da die weitern Leser
Schweres dulden. — V. 7 f. Die launige Frage
auf die Stärke des Buches, da nicht anzunehmen,
sich auf derselben Folioseite einzeichneten.

225. Das Geschenk.

Am 1. März 1796 erhielt Schiller zwölf Bouteillen Rheinwein von seinem Gönner, dem Koadjutor von Dalberg in Erfurt, wofür er am 7. bei Uebersendung eines Heftes der Horen dankte. Damals schrieb er wohl unser Epigramm, das sich auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs auf 1797 abgedruckt findet. Durch die Xenien waren die beiden Dichter in die Gewohnheit gekommen, ihre Gedanken in Distichen auszusprechen. Wir haben hier eigentlich zwei voneinander unabhängige Epigramme.

V. 1. Ring und Stab, die Schiller einmal die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amts nennt. Die Flaschen hatten das Wappen des Kirchenfürsten auf dem Siegel oder auf dem aufgeklebten Blatte. Dalberg war damals Koadjutor von Mainz, Worms und Constanz und Erzbischof von Tarsus. — V. 2. Den wohlfeilen Witz konnte Dalberg kaum übel deuten. — V. 3 f. Die Muse gewann ihm die Flaschen, da Dalberg damit wahrscheinlich die am 1. Februar erfolgte Sendung des Musenalmanachs erwiederte. — Die Muse schickt dich, insofern Dalberg selbst Schriftsteller und Gelehrter war.

---

226. Wilhelm Tell.

Am 22. April 1804 schrieb Schiller diese Stanzen in die jetzt in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrte Handschrift des Wilhelm Tell, die er am 25. an Dalberg sandte.

Sie erschienen zuerst im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1807. Das Ganze stellt die Befreiung der Schweiz dem wilden Umsturze blutiger Wuth entgegen; der Dichter lehnt es entschieden ab, seines neuen Dramas wegen als Freund des Umsturzes angesehen zu werden.

Str. 1, 1 f. sollen den Anfang der Bildung von Parteien im Volke schildern, die immer leidenschaftlicher gegeneinander entbrennen. Kriegsflammen ist hier fast irreführend. — V. 3 f. Der Gerechtigkeit Stimme wird übertäubt von der Wuth. — V. 5. Die Laster, welche bisher von dem Gefühl für Recht und von frommer Scheu gefesselt in der Brust ruhten, brechen los. Vgl. Ged. 71, 143 ff. 72 Str. 16, 21 ff. — V. 6. Rührt, um es zu vernichten. — V. 7. Den Anker, das Gefühl für Recht, Gesetz und Ordnung.*)

Str. 2, 1. Attinghausen nennt im Tell (IV, 2) die Schweizer „ein harmlos Volk von Hirten". — V. 2. Den Schweizern stellt er die französischen Republikaner entgegen. — V. 3. Walther Fürst sagt im Tell (II, 2):

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen. —
Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber! —
Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn:
Denn billge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt. —

*) Die vor Str. 1, 8 und Str. 2, 6 von Schiller gesetzten Gedankenstriche sind unnöthig.

V. 5. Das wiederholte selbst ist anstößig. — V. 6. Ist unsterblich, kann nicht untergehn, sondern wird vom Liede verherrlicht. Vgl. den Schluß von Ged. 29. Ged. 42 Str. 9, 9 f. und 92. — Des Liedes werth fällt nach unsterblich matt ab. — V. 7. Freudig, froh über eine so hehre Erscheinung. — V. 8. Doch du kennst es ja selbst, da alles Große dir bekannt ist. Der Vers ermattet trotz des gewählten, fast gezierten Ausdruckes am Schlusse.

---

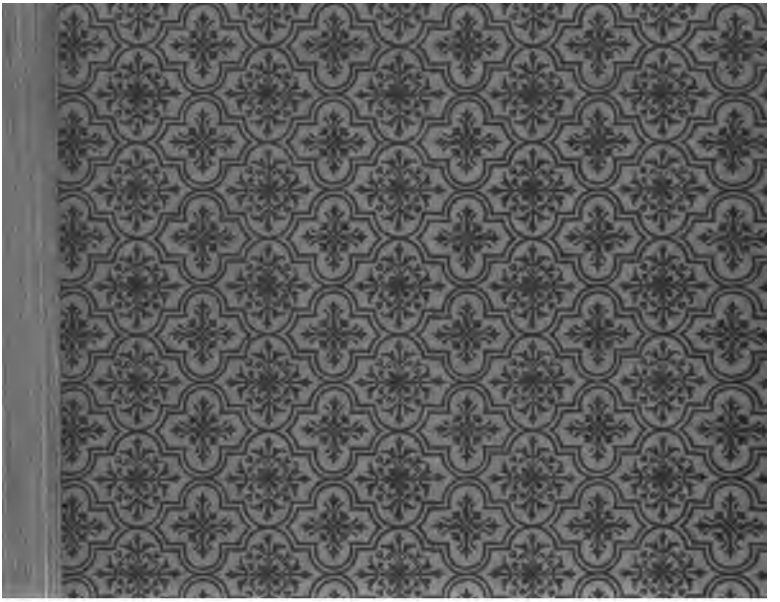
227. Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste.

Vgl. Band I, 253 f. Das Lied ward am 22. Februar 1802 nach der bekannten, zur Volksmelodie gewordenen, von Johann André gesetzten Weise des Rheinweinliedes von Claudius gesungen. Am 18. März wurde es an Becker zum Drucke in dessen Taschenbuch gesandt. In den zweiten Theil der Gedichte nahm es Schiller zwischen Ged. 76 und 90 mit einigen Veränderungen auf. Von der Prachtausgabe war es ausgeschlossen. Es ist ein herzlicher Abschied vom jungen Fürsten, der jetzt, wo der Krieg durch den vor einem Jahre geschlossenen, freilich für das deutsche Reich ungünstigen Frieden beendet war, die Weltstadt besuchte, aus welcher die Greuel des Umsturzes und damit alle folgenden schrecklichen Verwirrungen hervorgegangen waren. Der Wunsch, daß er mit reinem deutschen Sinne zurückkehren möge, ist der Grundton des Gedichtes, das aber keinen rechten Abschluß hat, sondern bei dem Opfer abbricht, welches der Fürst dem Rheine mit seinem eigenen Weine bringen soll, auf daß der vaterländische

93. Der spielende Knabe
94. Die Geschlechter
95. Macht des Weibes
96. Der Tanz
97. Das Glück
98. Der Genius
99. Der philosophische Egoist
100. Die Worte des Glaubens
101. Die Worte des Wahns
102. Sprüche des Confucius
103. Licht und Wärme
104. Breite und Tiefe
105. Die Führer des Lebens
106. Archimedes und der Schüler
107. Menschliches Wissen
108. Die zwei Tugendwege
109. Würden
110. Zenith und Nadir
111. Ausgang aus dem Leben
112. Das Kind in der Wiege
113. Das Unwandelbare
114. Theophanie
115. Das Höchste
116. Unsterblichkeit
117. Votivtafeln
118. Die verschiedene Bestimmung
119. Das Belebende
120. Zweierlei Wirkungsarten
121. Unterschied der Stände
122. Das Werthe und Würdige
123. Die moralische Kraft
124. Mittheilung
125. An*
126. An**
127. An***
128. Jetzige Generation
129. An die Muse
130. Der gelehrte Arbeiter

Seite

131. Pflicht für jeden 262
132. Aufgabe 263
133. Das eigene Ideal 264
134. An die Myſtiker 264
135. Der Schlüſſel 264
136. Der Aufpaſſer 265
137. Weisheit und Klugheit 265
138. Uebereinſtimmung 266
139. Politiſche Lehre 266
140. Majestas populi 267
141. An einen Weltverbeſſerer 268
142. Meine Antipathie 270
143. An die Aſtronomen 270
144. Aſtronomiſche Schriften 271
145. Der beſte Staat 272
146. Mein Glaube 272
147. Inneres und Aeußeres 273
148. Freund und Feind 273
149. Licht und Farbe 273
150. Schöne Individualität 274
150a. Die idealiſche Freiheit 275
151. Die Mannigfaltigkeit 275
152. Die drei Alter der Natur 275
153. Der Genius 276
154. Der Nachahmer 277
155. Genialität 277
156. Die Forſcher. 278
157. Die ſchwere Verbindung 278
158. Korrektheit 279
159. Das Naturgeſetz 280
160. Wahl 280
161. Tonkunſt 280
162. Sprache 281
163. An den Dichter 281
164. Der Meiſter 281
165. Der Gürtel 282
166. Dilettant 282
167. Die Kunſtſchwätzer 283



229. Sängers Abschied.

Dieses Gedicht schloß unter der Ueberschrift Stanzen an den Leser die Sammlung der lyrischen Gedichte des Musenalmanachs auf 1796, wozu Goethes venediger Epigramme einen Nachtrag bildeten. Es war Schillers erster Versuch, die Stanze zu einem lyrischen Gedichte zu benutzen. Vgl. Band II, 1. Band III, 229. 357. Schon am 25. September 1795 sandte er die Stanzen an Körner, mit der Bemerkung, sie sollten den Almanach beschließen, wie die Macht des Gesanges ihn eröffne, und den Leser auf eine freundliche Art verabschieden. Humboldt fand darin eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit; das Gleichniß in der drittten Strophe gebe einen überaus poetischen Schluß. „Die Stanzen", schrieb Körner, „machen eine überaus gefällige Wirkung. Der Ton ist vortrefflich gehalten, nur bin ich überzeugt, daß Du Deinen Werken unrecht thust." Als Schiller den ersten Theil der Gedichte herausgab, schloß er denselben mit unserm Gedichte, dem er die Ueberschrift Abschied vom Leser gab. In der Handschrift der Prachtausgabe durchstrich er diese Ueberschrift und schrieb darüber Sängers Abschied. Waren unsere Stanzen schon für den Musenalmanach überbescheiden, so paßten sie noch viel weniger für die Gedichte, mit denen Schiller sich wahren Dichterruhm zu erwerben hoffen durfte, für eine Sammlung am Strahle der Kunst gereifter Blüthen, die zum Theil schon in ihrer vereinzelten Erscheinung begeistert aufgenommen worden waren, wenn er auch freilich über die Kälte des Publikums gegen lyrische

Inhalt.

		Seite
71.	Der Spaziergang	5
72.	Das Lied von der Glocke	54
73.	Die Macht des Geſanges	101
74.	Würde der Frauen	110
75.	Hoffnung	125
76.	Die deutſche Muſe	128
77.	Der Säemann	133
78.	Der Kaufmann	134
79.	Odyſſeus	135
80.	Karthago	138
81.	Die Johanniter	139
82.	Deutſche Treue	142
83.	Kolumbus	145
84.	Pompeji und Herkulanum	147
85.	Ilias	160
86.	Zeus und Herkules	161
87.	Die Antike an den nordiſchen Wanderer	162
88.	Die Sänger der Vorwelt	165
89.	Die Antiken zu Paris	169
90.	Thekla, eine Geiſterſtimme	170
91.	Das Mädchen von Orléans	174
92.	Nänie	177

Se

93. Der spielende Knabe 1
94. Die Geschlechter 1
95. Macht des Weibes 1
96. Der Tanz 1
97. Das Glück 1
98. Der Genius 1
99. Der philosophische Egoist 1
100. Die Worte des Glaubens 1
101. Die Worte des Wahns 1
102. Sprüche des Confucius 2
103. Licht und Wärme 2
104. Breite und Tiefe 2
105. Die Führer des Lebens 2
106. Archimedes und der Schüler 2
107. Menschliches Wissen 2
108. Die zwei Tugendwege 2
109. Würden 3
110. Zenith und Nadir 3
111. Ausgang aus dem Leben 4
112. Das Kind in der Wiege 5
113. Das Unwandelbare 5
114. Theophanie 5
115. Das Höchste 5
116. Unsterblichkeit 5
117. Votivtafeln 5
118. Die verschiedene Bestimmung 5
119. Das Belebende 6
120. Zweierlei Wirkungsarten 6
121. Unterschied der Stände 6
122. Das Werthe und Würdige 7
123. Die moralische Kraft 7
124. Mittheilung 7
125. An* 7
126. An** 7
127. An*** 7
128. Jetzige Generation 7
129. An die Muse 7
130. Der gelehrte Arbeiter 7

Seite

131. Pflicht für jeden 262
132. Aufgabe 263
133. Das eigene Ideal 264
134. An die Myſtiker 264
135. Der Schlüſſel 264
136. Der Aufpaſſer 265
137. Weisheit und Klugheit 265
138. Uebereinſtimmung 266
139. Politiſche Lehre 266
140. Majestas populi 267
141. An einen Weltverbeſſerer 268
142. Meine Antipathie 270
143. An die Aſtronomen 270
144. Aſtronomiſche Schriften 271
145. Der beſte Staat 272
146. Mein Glaube 272
147. Inneres und Aeußeres 273
148. Freund und Feind 273
149. Licht und Farbe 273
150. Schöne Individualität 274
150a. Die idealiſche Freiheit 275
151. Die Mannigfaltigkeit 275
152. Die drei Alter der Natur 275
153. Der Genius 276
154. Der Nachahmer 277
155. Genialität 277
156. Die Forſcher. 278
157. Die ſchwere Verbindung 278
158. Korrektheit 279
159. Das Naturgeſetz 280
160. Wahl 280
161. Tonkunſt 280
162. Sprache 281
163. An den Dichter 281
164. Der Meiſter 281
165. Der Gürtel 282
166. Dilettant 282
167. Die Kunſtſchwätzer 283

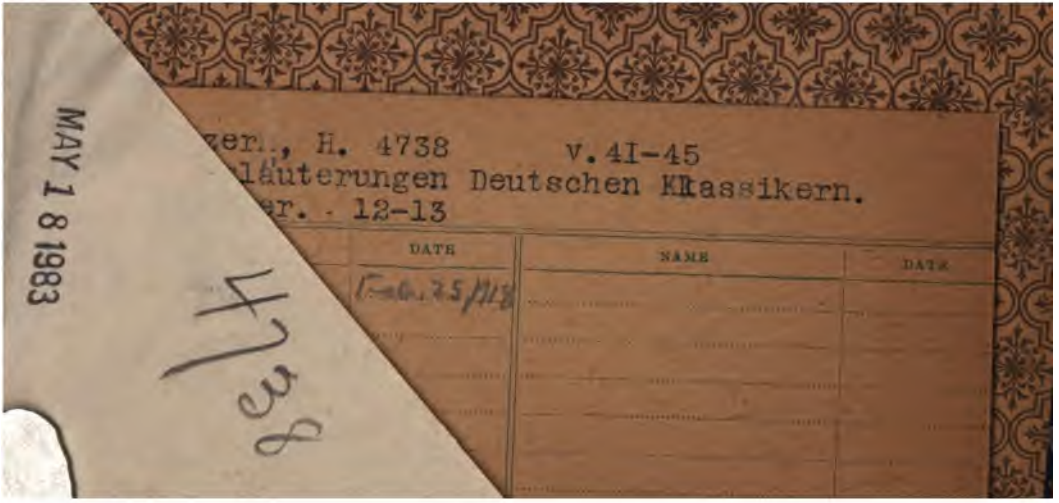
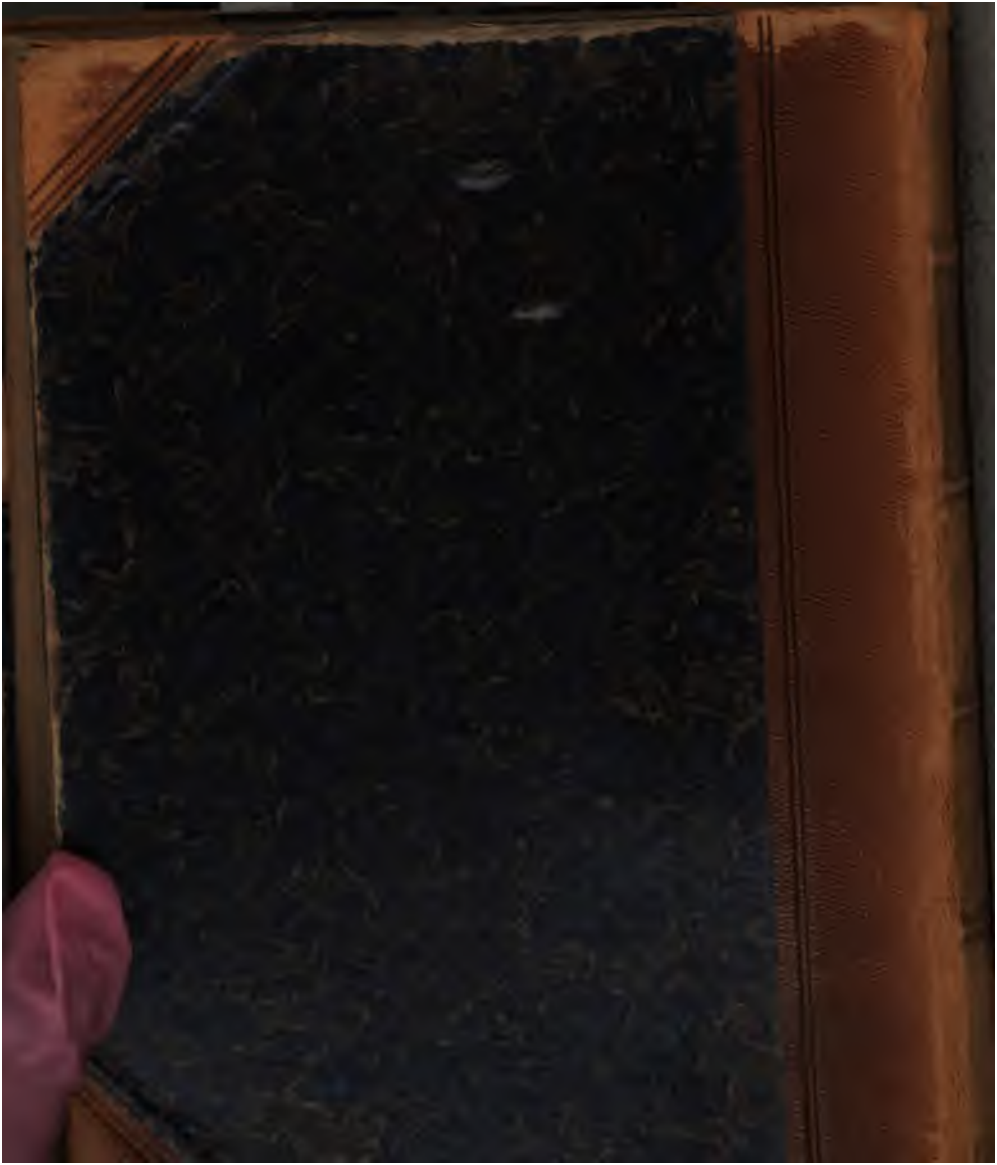
*

Seite

168. Die Philoſophien 283
169. Die Gunſt der Muſen 284
170. Der Homeruskopf als Siegel 284
171. Die beſte Staatsverfaſſung 285
172. An die Geſetzgeber 286
173. Das Ehrwürdige 286
174. Falſcher Studirtrieb 287
175. Quelle der Verjüngung 287
176. Der Naturkreis 288
177. Der Genius mit der umgekehrten Fackel 289
178. Tugend des Weibes 289
179. Die ſchönſte Erſcheinung 290
180. Forum des Weibes 290
181. Weibliches Urtheil 291
182. Das weibliche Ideal. An Amanda 291
183. Erwartung und Erfüllung 292
184. Das gemeinſame Schickſal 293
185. Menſchliches Wirken 293
186. Der Vater 294
187. Liebe und Begierde 294
188. Güte und Größe 296
189. Die Triebfedern 296
190. Naturphiloſophen und Tranſzendental-Philoſophen 296
191. Deutſcher Genius 297
192. Kleinigkeiten 298
193. Deutſchland und ſeine Fürſten 300
194. An die Proſelytenmacher 302
195. Das Verbindungsmittel 303
196. Der Zeitpunkt 303
197. Deutſches Luſtſpiel 304
198. Buchhändleranzeige 304
199. Gefährliche Nachfolge 305
200. Griechheit 306
201. Die Sonntagskinder 306
202. Die Philoſophen 307
203. G. G. 312
204. Die Homeriden 313
205. Der moraliſche Dichter 314

Seite

206. Die Danaiden 315
207. Der erhabene Stoff 316
208. Der Kunſtgriff 316
209. Jeremiade 317
210. Wiſſenſchaft 320
211. Kant und ſeine Ausleger 320
212. Shakeſpeares Schatten 320
213. Die Flüſſe 326
214. Der Metaphyſiker 330
215. Die Weltweiſen 331
216. Pegaſus im Joche 334
217. Das Spiel des Lebens 339
218. Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete . . 340
219. Poeſie des Lebens 343
220. An Goethe 346
221. An Demoiſelle Slevoigt 352
222. Der griechiſche Genius an Meyer 354
223. Einem Freunde ins Stammbuch 355
224. In das Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes 355
225. Das Geſchenk 356
226. Wilhelm Tell 357
227. Dem Erbprinzen von Weimar 357
228. Der Antritt des neuen Jahrhunderts 362
229. Sängers Abſchied 367


zer., H. 4738 v.41-45
läuterungen Deutschen Klassikern.
er. 12-13
DATE
NAME
DATE
MAY 18 1983